BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nonnotte, Claude François,

Die Philosophen der drey ersten Jahrhunderte der Kirche. Oder historische Schilderungen der heydnischen Philosophen, welche nach ihrer Bekehrung durch ihre Schriften Vertheidiger des Christenthums geworden sind Ein Werk, vermittelst dessen diese alten Philosophen leichtlich mit jenen unserer

Augsburg 1790

Ph.u. 371
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046545-2
VD18 14520613

Ph.u.
371

Hist Lit pard 1911.

L 3. C 9

Bk 11 371

R.

Die Philosophen der drey ersten Jahrhunderte der Kirche.

Oder

historische Schilderungen

der

heydnischen Philosophen,

welche

nach ihrer Bekehrung durch ihre Schriften Vertheidiger des Christenthums geworden sind.

Ein Werk,

vermittelst dessen diese alten Philosophen leichtlich mit jenen unserer Zeiten verglichen werden können.

Aus dem Französischen

des Herrn Abtes Ronnotte.

Mit Erlaubniß der Obern.

Augsburg,

bey den Gebrüdern Veith Buchhändlern.

1 7 9 6.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

APPROBATIO.

Praesens Opus: Die Philosophen der drey ersten Jahrhunderte der Kirche ꝛc. a clarissimo Abbate *Nonnotte* gallice editum, et nunc in idioma teutonicum translatum, nihil contra catholicam Fidem, bonosve Mores continet, estque typo dignissimum. Augustae Vindelicorum, die 25. Julii. Anno 1790.

Imprimatur.

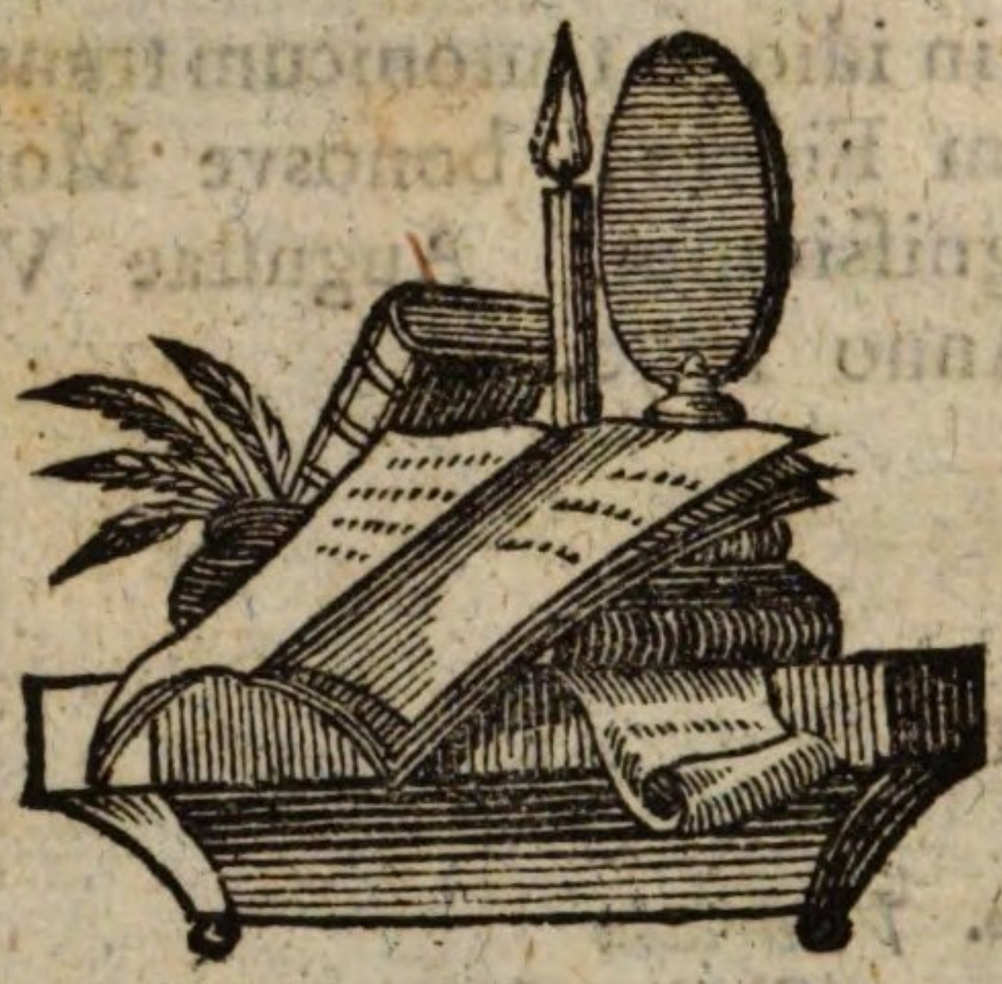
Datum ex Revmo. Vicariatu
Augustae Vind. die 25. Julii. Anno 1790.

TH. JOS. DE HAIDEN,
J. U. D. Eminentiss. ac Sereniss. D. D. Archiepiscopi & Electoris Trevirensis, Episcopi Augustani &c. Consil. int. Provic. gener. Vice-Official. & Can. Eccl. Colleg. ad S. Gertrudem.

JOS. ANT. STEINER,
SS. Theol. Doctor, Eminentiss. ac Sereniss. Elect. Archiepisc. Trevir. Episc. Augustani Consil. Eccles. Major Poenitentiarius, Consistorii Assessor, Visitator generalis, ad insig. Colleg. S. Mauritii Canonicus, & librorum Censor.

Vor-

APPROBATIO.



Vorerinnerung
des Verfassers.

Man findet für schicklich, die Leser zu berichten, daß dieses Werkchen keine Sammlung ist, darinn man aufgeraffet hat, was schon andere über diese erlauchte Schutzredner der Religion geschrieben haben. Der Verfasser hat keinen dieser Schriftsteller gelesen, geschweige, daß er irgend einen benutzet hätte. Er weiß gar wohl, daß ein jeder seine eigene Weise zu urtheilen, zu fühlen, und sich auszudrücken hat; und er hielt sich an die seinige, ohne von andern zu borgen. Er schrieb seine Gedanken und Bemerkungen nieder, welche sich ihm bey Durchlesung der Werke dieser alten und wahren Philosophen darbothen; re-

det

det von dem Eindrucke, welchen sie auf seinen Geist machte, und von der erhabenen Idee, welche sie in seiner Seele von diesen großen Männern, von diesen erlauchten Helden, und Vertheidigern des Christenthumes weckte. Er hoffet dadurch, daß er fremde Gedanken und Urtheile nicht zu seiner Richtschnur nahm, dem Vorwurfe ausgelenket zu haben, daß er einen knechtischen Ausschreiber, oder einen langweiligen Widerhall mache; und er wollte etwas liefern, das wenigstens durch seine Neuheit interessant wäre, wie man vielleicht aus folgender Einleitung ersehen wird, welche der Verfasser nicht zu überschlagen bittet, weil sie ihn zur bessern Uebersicht des Werkes nöthig zu seyn dünket.

Chronologische Tabelle
der christlichen Schutzredner,
welche in diesem Werke vorkommen.

Der heilige **Justin**, Philosoph und Martyrer. Er ward im J. Christi 103. gebohren, und erhielt im J. 167. unter Mark = Aurels Regierung die Martyrerkrone. Seite 49

Tatian, Justins Schüler, dessen Zeitgenoß er war. Er überlebte ihn mehrere Jahre; aber man weiß weder das Jahr seiner Geburt, noch seines Todes anzugeben. 78

Athenagoras. Seine Schutzschrift an den Kaiser Mark = Aurel kläret uns über die Zeit auf, wann er gelebet hat; und das ist auch alles, was wir von ihm wissen. 88

Theophilus von Antiochien. In seinem dritten Buche an den Antolykus findet sich eine Zeitrechnung, welche bis an das sechzehnte Jahr der Regierung Mark = Aurels reichet; daraus man zuverläßig auf die Zeit schließen kann, wo er geblühet hat. 105

Clemens von Alexandrien. Gemeiniglich hält man dafür, Clemens sey in einem hohen Alter um die ersten Jahre des dritten Jahrhundertes gestorben. Er muß also zimlich frühe im zweyten Jahrhunderte gebohren worden seyn. 116

Hermias. Alle gute Kritiker setzen ihn in das zweyte Jahrhundert. 129

Origenes. Der große Origenes ward im J. 185. gebohren, und starb im J. 253. Folglich hat er bis ins neun und sechzigste Jahr gelebet. 138

Minutius Felix. Man weiß nicht genau, um welche Zeit Minutius Felix gelebet hat. Der heilige Hieronymus

mus hält ihn für einen Zeitgenoß des Kaisers Alexander Severus, und alle Zeitrechner kommen überein, daß er im dritten Jahrhunderte geschrieben hat. Seite 168

Tertullian. Da Tertullian ein sehr hohes Alter erreichet hat, so muß man ihn ins dritte Jahrhundert setzen, ob er schon im zweyten war gebohren worden. 183

Der heilige **Cyprian.** Da er im J. 258. die Martyrerkrone erhielt, muß man ihn unter die Schriftsteller des dritten Jahrhundertes setzen. 213

Arnob. Er schrieb sein schönes Werk wider die Abgötter unter Diokletians Regierung, daraus man auf das Jahrhundert schließen kann, darinn er gelebet hat. 239

Laktanz. Er war Arnobs Schüler, und nachher Lehrer der Beredsamkeit zu Nikomedien, zur Zeit der Verfolgung Diokletians, und in der Folge Hofmeister bey Crispus, des großen Konstantins Sohne. Er muß also im dritten und vierten Jahrhunderte gelebet haben. 269

Einleitung.

Ueber den Charakter, die Einsichten und Werke jener alten Philosophen, welche die ersten Schutzredner und Vertheidiger der christlichen Religion waren.

Seht das auffallendeste Schauspiel für die Ungläubige sowohl, als für die christliche Welt, jene erlauchte Flüchtlinge, welche aus dem Lager der Abgötterey zur Fahne Jesu Christi übergegangen sind; jene bewunderungswürdige Männer, welche, nachdem sie sich unter den Heyden durch ihre ausgebreitete Kenntnisse, und tiefe Einsicht mit größtem Ruhme ausgezeichnet hatten, in Folge die Helden, und der Schutz und Stolz des christlichen Namens geworden sind. Mitten in der Finsterniß des heydnischen Aberglaubens, darinn sie waren gebohren und erzogen worden, im Schooße einer Religion, welche den Sinnen unendlich schmeichelte, und alle Leidenschaften begünstigte, traf ein und der andere Stral eines ganz neuen Lichtes ihr Auge; sie erblickten, wie durch einen Nebel, einige Spuren von der Heiligkeit und den Wahrheiten der evangelischen Lehre, entdeckten an ihren Schülern erhabene, heldenmäßige, beynahe unbegreifliche Tugenden. Betroffen von allen diesen Gegenständen, dachten sie über diese Erscheinung nach, und

je reifer sie nachdachten, desto mehr wurden sie überzeugt, daß nothwendiger Weise etwas Uebermenschliches in den Kenntnissen, welche diese Religion mittheile, und in dem Muthe obschweben müsse, den sie einflößte: und da die Gnade bey ihnen ein gelehriges Herz und eine aufrichtige Seele fand, gaben sie es bald gewonnen, und begehrten dringend, unter die Christen aufgenommen zu werden.

Entsetzte sich die Abgötterey im Anfange über diesen Verlurst; so erschrack sie in der Folge noch mehr über die Anfälle, welche diese erlauchten Flüchtlinge gegen sie wagten, da sie theils den Gräuel, und die Ungereimtheiten des Götzendienstes aufdeckten, theils die Heilig-Reinig- und Göttlichkeit der neuen Religion enthüllten. Eine erstaunliche Gelehrsamkeit in jedem Fache, eine Stärke im Schließen, der nichts widerstehen konnte, eine vollkommene Kenntniß von allem dem, was man in beyden Religionen sagte, lehrte und übte, eine tiefe gegründete Wissenschaft der Gesetze, und des bürgerlichen sowohl als natürlichen Rechtes lagen in den sieghaften Schutzreden zum Grunde, welche diese neue Vertheidiger des Christenthumes an das Licht stellten; Schutzreden, welche alle Heyden in Verwunderung setzten, den Einen die Augen öffneten, den Andern den Mund schloßen, und mit jedem Tage die herrlichsten Eroberungen dieser Religion vervielfältigten.

Und fürwahr der Kontrast, welcher sich beym Vergleiche der zwo Religionen ergab, konnte nicht auffallender seyn. Auf der einen Seite das erhabenste, Majestät-vollste, und würdigste Bild der Gottheit, das sich nur immer denken läßt; dagegen auf der andern das Abgeschmack-

te,

te, und Ungereimte in allem abstach, was man von den Göttern sagte, und auf die Rechnung der Götter schrieb. Auf der einen Seite stieg man bis zum ersten Ursprung aller Dinge durch eine Reihe von Kenntnissen auf, welche die Vernunft befriedigten, durch eine standhafte Ueberlieferung unterstützet wurden, und deren Spuren sich bey allen Nationen vorfanden: auf der andern wimmelte es von Fabeln ohne Grund und Wahrscheinlichkeit, welche gegen alle Vernunft vorstießen, oder man fand sich mitten im Labyrinthe philosophischer Lehrgebäude, welche noch abgeschmackter, wie die Fabeln selber, lauteten. Auf der einen Seite entdeckte man die unendliche Majestät, Weisheit und Heiligkeit des Schöpfers in der Art, wie er seine Geschöpfe beherrschet, in den Gesetzen, die er ihnen giebt, und im Zwecke, dazu er sie bestimmt. Auf der andern erblickte man nichts, wie Menschen, welche so auf gerathewohl in die Welt wären hingeworfen worden, ohne Kenntniß ihres Ursprunges, ohne gesellschaftliche Grundsätze, ohne Pflichten, ohne Einförmigkeit der Gebräuche und Gesetze, ohne sichere Begriffe von dem, was sie waren, und was sie einst werden sollten. Auf der einen Seite zeigte sich das rührende Schauspiel der reinsten, heldenmüthigsten Tugend, welche den Menschen der Gottheit so nahe bringt, als nur möglich ist: auf der andern beleidigte jedes Auge der Anblick der rohesten Laster, und der schimpflichsten Leidenschaften, welche die ganze Vernunft empörten, und die Menschheit zum Viehe herabwürdigten.

Unter den Heyden gab es Leute jeder Art, wie es von jeher gegeben hat, und in der Welt noch heut zu Tage giebt. Es fanden sich unter ihnen gerade, ehrliebende, aufgeklärte,

der Wahrheit empfängliche Seelen, denen es weder an Einsicht, sie, diese Wahrheit, zu fühlen, noch an Muth gebrach, sich dafür zu erklären, so groß auch das Opfer, welches man ihr bringen mußte, und die Gefahr seyn mochte, so man bey diesem Schritte lief. Hingegen gab es unter ihnen die Menge, welche über alles, was sich auf die Religion bezieht, mit einem gleichgültigen Auge wegsahen, und in ihrem Betragen den Weg einschlugen, den ihnen eine ganz menschliche Politik vorzeichnete, welche sich ganz auf die gegenwärtigen Güter und Vortheile einschränket: Leute, die sich wenig um die Pflichten des Menschen gegen Gott, und um sein Verhältniß mit dem höchsten Wesen kümmerten. Unter diesen waren viele, welche nichts, wie schwelgten, Laster auf Laster häuften, sich den schändlichsten Ausschweifungen überließen, und schlechterdings unfähig waren, die Stimme der Vernunft, der Weisheit und Ehrbarkeit zu hören: Ausschweifungen, denen man sich ohne Furcht, und ohne Gewissensbiß ergab, weil ihnen der allgemeine Ton, ja die Religion und die Beyspiele der Götter selbst das Wort redeten. Endlich gab es mitunter auch eine zahlreiche Klasse von Menschen, welche sich Philosophen nannten, und sichs zur Pflicht machten, über alles zu vernünfteln, und alles zu bestreiten; welche Vermessenheit und Stolz an die Stelle der Vernunft und gesunden Beurtheilung setzten, und in allen ihren ausgeheckten Lehrgebäuden über Religion, Sittenlehren, Politik und Regierung nichts denn ungereimtes Zeug zu Markte brachten. Die Schilderung dieser philosophischen Brut findet sich in Luzians Gesprächen, und in den meisten Werken unserer christlichen Schutzredner zum Verwundern treffend entworfen.

Also war die Welt beschaffen, als die christliche Religion angekündiget zu werden begann. Dieß war die verschiedene Denkungsart, dieß die Sitten der Völker und Nationen, welche das römische Reich ausmachten. Also waren die Leute geartet, welche die Prediger und Vertheidiger der christlichen Religion zu bestreiten, zu unterrichten und aufzuklären hatten. Daraus läßt sich auf die Kühnheit des Unternehmens, auf die gänzliche Umbildung, welche man in der Welt bewirken mußte und wollte, auf die Verfolgungen, welche man zu gewarten, und die Hindernissen jeder Art schließen, welche man zu übersteigen hatte.

Das erste, was diese neue Anbether und Schüler Jesu Christi unternahmen, war, daß sie den Heyden die unselige Binde, welche ihre Augen verhüllte, wegrißen, und ihnen jene himmlische Fackel vorhielten, welche die Ungereimtheiten, und den Gräuel des Götzendienstes, und allen der Ehrbarkeit und Natur durch die Zügellosigkeit der Sitten angethanenen Schimpf beleuchtete. Da sie selbst in der heydnischen Religion gebohren und erzogen, und von allem unterrichtet waren, was die abgöttischen Gebräuche betraf, die ganze Fabellehre, oder heydnische Theologie inne hatten, um alles wußten, was in den abscheulichen Geheimnissen dieser Religion vorgieng, in denen sie selbst waren eingeweiht worden; und mit allen den Ausschweifungen bekannt waren, welche diese Mysterien veranlaßten, hatten sie ja den Vortheil auf ihrer Seite, den Heyden fühlbar zu machen, wie sehr durch den Götzendienst die Vernunft entehrt, und die Menschheit beschimpfet werde. Wie groß war nicht ihre Ueberlegenheit, da sie selbst von ihren Feinden die Waffen, sie zu bestreiten, borgten?

Dazu kam noch eine unermeßliche Belesenheit, daraus sie die umständlichste Kenntniß aller kostbarsten und ältesten Urkunden über die Sitten und den Gottesdienst der ersten Menschen, und alles dessen geschöpfet hatten, was davon in den Schriften des grauesten Alterthumes enthalten war. 2 Hatten sie, was unter den Menschen von der Erblehre der ursprünglichen Religion und von der Weise ihres allmähligen Verfalles noch übrig war, genau aufgespüret. 3 Waren sie mit der Entstehungsart, und den Fortschritten der ausschweifenden Zügellosigkeit der Abgötterey, und allen den manigfaltigen Gestalten, welche sie bey verschiedenen Völkern gewonnen hatte, mit allen ihren Epochen, mit allen den Thatsachen, und Vorfällen genau bekannt, welche zu ihren Gebräuchen und Ceremonien Anlaß gegeben hatten. Durch solch eine unermeßliche Belesenheit sind diese gelehrte Schutzredner die Bewunderung der heydnischen Welt geworden, dadurch haben sie die unselige Finsterniß zu zerstreuen angefangen, darinn sie versunken lag: dadurch machten sie selbe auf die Stimme der Natur aufmerksam, und bereiteten sie zum kostbaren Geschenke des Glaubens vor.

Diese ausgebreitete Kenntnissen, diese alles umfassende Belesenheit entdecket man vornemlich in den Sammlungen, oder Strommaten des Klemens von Alexandrien, in der Rechenschaft, welche Theophylus, der Antiochener, von der christlichen Religion in seinen drey Büchern an den Antolykus giebt, in der gelehrten Abhandlung Tatians über die Gründe, welche ihn den Götzendienst zu verlassen bewogen haben; in den acht Büchern, darinn Origenes dem Philosophen Celsus antwortet; in den sieben Büchern, darinn der beredte und feurige Arnob die Falsch- und Ungereimt-

gereimtheit der lächerlichen Märchen erweiset, auf welche sich das Heydenthum gründet. Wir könnten noch eine Menge Schriftsteller anführen, welche die Vertheidigung der christlichen Religion unternommen hatten. Aber uns genüget, einige von denen genannt zu haben, derer Absicht vorzüglich war, den Heyden einleuchtend zu zeigen, wie sehr ihre Grundsätze und Glaubenslehren gegen alle Vernunft und Wahrheit verstossen.

Zu dieser weitschichtigen und des Sieges stets versicherten Gelehrt- und Belesenheit, welche die Heyden in Erstaunung setzte und blendete, kam noch eine unüberwindliche Stärke der Vernunftschlüße, gegen die man nichts einwenden, und denen man nicht widerstehen konnte. Tertullians Schutzschrift kann man als ein unnachahmliches Stück, und als einzig in diesem Fache betrachten. Die Schreibart ist gedrängt, nervig, und kraftvoll. Die Gemälde darinn sind auffallend; oft erzeugt ein einziger Ausdruck ein großes Bild. Es finden sich darinn beynahe so viele Gedanken, als Worte, so viele anschauliche Beweise, als Vernunftschlüße. Die innerliche Stimme des Gewissens, die Grundsätze der wahren Philosophie, die Verfahrungsart, welche die römischen Gesetze bey den gerichtlichen Verhandlungen vorschreiben, sind die Mittel, so Tertullian benutzet, um den Römern die Schande ihrer Verirrungen, und die Ungerechtigkeit ihrer Verfolgungen handgreiflich zu beweisen.

Es ist nicht möglich eine Abhandlung zu finden, welche philosophischer und ordentlicher geschrieben wäre, und durch einen so natürlichen Weg zur Ueberzeugung führte, als des Athenagoras Traktat über die Auferstehung der

Todten. Man rühme, so viel man will, Descartes Methode an: ich weis, sie ist über alles Lob erhoben: doch wird man gestehen müssen, Athenagoras, der bey fünfzehn hundert Jahren vor unsern Philosophen lebte, habe schon dazumal eine gewählet, welche zum wenigsten so vollkommen, wie des Descartes seinige war.

Die Grazie, jene unzertrennliche Gefährtinn von Laktanzens sanfter und harmonischer Beredsamkeit, flößt Geschmack für die Wahrheit ein, welche sie preist, machet ihren Werth fühlbarer, und erhöht die Reize ihrer Schönheit. Die Ordnung, der Zusammenhang und die Verbindung der Gegenstände, welche in den sieben Büchern des göttlichen Unterrichtes abgehandelt werden, verrathen auf den ersten Blick die richtigste Beurtheilungskraft, welche man bey einem Schriftsteller nur wünschen kann, und die geläuterteste Weisheit in der Denkungsart, und bürgen für den sichersten Erfolg seiner Absicht, welche die Ueberzeugung seiner Leser war.

Man hört alle Tage, daß unsere Philosophen — ist so viel gesagt, als die Freygeister, die Ungläubigen, die Feinde der Religion — das gegenwärtige Jahrhundert, als die beglückte Epoche der Kenntnisse und der Vernunft anrühmen, und unabläßig auf die verflossenen Jahrhunderte schmähen, wo nach ihrem Vorgeben Vorurtheile und Unwissenheit auf dem Throne gesessen haben sollen. Sie vergessen nichts, um jene Weise herunter zu setzen, und der Verachtung Preis zu geben, welche die Finsterniß der Abgötterey zerstreuet, und die Welt durch wahre Kenntnisse aufgekläret haben. Sie werfen sich selbst dreist und eigenmächtig zu untrüglichen

chen Schiedrichtern auf, die allein angehört zu werden verdienen. Aber stellen sie uns einen unter den ihrigen auf, welcher es mit unsern Philosophen der ersten Jahrhunderte des Christenthumes aufnehmen, den man dem Clemens von Alexandrien, und dem Origenes in Rücksicht ihrer ausgebreiteten Kenntnisse, dem Tertullian und Athenagoras in der Stärke, Beweise zu führen, dem Laktanz und Cyprian in der Anmuth der Beredsamkeit, und vornemlich stellen sie uns einen auf, den man diesen großen Männern in Rücksicht der Bescheidenheit, der Sittenreinigkeit, der erhabenst- und heldenmüthigsten Tugenden an die Seite setzen kann.

Und was findet man an den Philosophen dieses Jahrhundertes? Viel Stolz und Vermessenheit, einen rastlosen Eifer alles aufzuspüren, und zu wiederholen, was nur in vorigen Jahrhunderten die Gottlosen und Freygeister, welche sie knechtisch ausschreiben, wider die Religion, den Glauben und die guten Sitten irgend gesagt oder hingeschmieret haben. Denn das ist ihr Charakter, darinn besteht ihre vorzügliche Gelehrsamkeit, und ihr Talent, daß sie den Wiederhall von allen denen machen, welche vom Geist der Hölle beseelt, zur Verführung des menschlichen Geschlechtes jemals gearbeitet haben. Und mit welchem Erfolge erfüllen sie diesen ihren edeln Beruf? Davon mag man aus dem Betragen, und den Sitten derjenigen urtheilen, welche blind, schwach und verwahrlost genug sind, sie anzuhören, ihnen zu glauben, und Geschmack an ihrem Gewäsche zu finden.

Diese unselige Finsternissen zu zerstreuen, in denen die Welt begraben lag, war die erste Absicht unserer christli-

chen Philosophen: aber noch weit erheblicher und wichtiger war für sie, den Augen eben dieser Welt das neue Licht einer ganz göttlichen Religion, welche die ewige Weisheit selbst zum Stifter hatte, anzuzünden. Aber da sie diesen neuen und erhabenen Unterricht vortragen, sind sie nicht mehr bloß irdische Menschen, welche sich allein durch ihre ausgebreitete Kenntnisse, durch ihre seltene Fähigkeiten, und tief gründende Gelehrsamkeit auszeichnen: es sind Männer, welche von dem Himmel herabgestiegen, aus dem Schooße der Gottheit gekommen zu seyn scheinen, und eine dem menschlichen Geiste bisher unbekannte Sprache reden. Sie kündigen den Sterblichen an, die Urquelle des Verstandes, das ewige Licht, das Wort Gottes sey hienieden unter der Hülle der Menschheit erschienen, um die Menschen mit der Gottheit zu vereinigen: sie verkündigen, daß dieses Wort erschienen sey, um ihnen die unbegreiflichen Geheimnisse der göttlichen Wesenheit aufzuschließen, um sie über die Hochheit ihrer Bestimmung zu unterrichten, und durch sein Beyspiel und seine Lehre zu den Tugenden zu bilden, welche sie einer verherrlichten Unsterblichkeit würdig machen sollen.

Dieser Gottmensch, das Licht und Heil der Welt, dieser zugleich sterblich und unsterbliche Gottmensch, der unbeschränkte Herr der ganzen Natur, welcher sich allen Armseligkeiten der Menschen unterwirft, sagen sie, sey der Welt durch eine Reihe Weissagungen, seit mehr denn fünf und dreyßig Jahrhunderten, angekündiget worden. Sie zeigen, daß alles, was wunderbar und göttlich an ihm war, alles, was ihm während seines Erdenlebens begegnet ist, daß seine Wunderthaten, seine ganz göttliche Lehre, sein Leiden, sein Tod, seine glorreiche Auferstehung, seine Rückkehre in den

Himmel,

Himmel, daß dieses alles in der heiligen Schrift sey vorhergesagt worden, in diesem ehrwürdigst- und ältesten Buche der Welt, in diesem Buche, wo das Schicksal der Reiche und Nationen, Jahrhunderte vor dem Erfolge, eben so umständlich enthüllt zu lesen ist. Diesen Stoff handeln Justin, Tatian, Theophylus von Antiochien und mehr andere mit einer bewunderungswürdigen Stärke und Deutlichkeit ab, wie man in der Folge aus dem Auszuge, und der Zergliederung ihrer gelehrten Werke sehen wird.

Aber wie sind diese große Männer mehr zu bewundern, als wenn sie auf die Heiligkeit des Evangeliums, auf die Reinigkeit der christlichen Sittenlehre, und die heroischen Tugenden zu reden kommen, dadurch sich der Heiland dem menschlichen Geschlechte zum Muster aufgestellet hat. Die Ehrfurcht und Liebe gegen diese erhabene Tugenden, die innerliche Ueberzeugung von der Gottheit ihres Lehrmeisters, den sie anhören, und dem sie folgen, ihre unerschütterliche Zuversicht, einst mit diesem ihrem Meister zu seyn, und für eine ganze Ewigkeit seiner Glückselig- und Herrlichkeit theilhaftig zu werden, leget ihnen jene Ausdrücke auf die Zunge, welche ganz Feuer, ganz Ueberredung sind. Dieß machte sie gegen alles, was die Welt Blendendes und Verführerisches antragen, oder Schrecklich- und Schmerzliches drohen konnte, gefühllos; dadurch siegten sie stets über alles, was die Hölle sie zu zermalmen, zu vertilgen und zu zernichten entweder selbst gethan, oder andern eingegeben hat. Man möchte sagen, ihre Seele sey von der Gottheit durchdrungen und umschlungen, sie sehen ihre Heilig- Gerechtig- und Freygebigkeit ohne Schleyer ganz enthüllt vor sich, und wohnen wegen ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Er-

de

de schon wirklich im Himmel. Dieß fühlet man, wenn man diese schönen Werke, und voraus die Schriften des heiligen Justin und Cyprian aufmerksam liest.

Dieser Heldenmuth der Tugenden, dieses Hochgefühl, diese ganz göttliche Weise zu denken und zu urtheilen, dadurch sich diese große Männer ausnahmen, war die Folge ihres hitzigen Glaubens, der sie beseelte. Dieser lebhafte und hitzige Glaube machte auf sie stärkern Eindruck, als auf andere Menschen, die sinnlichst- und auffallendeste Gegenstände zu machen pflegen. Sie redeten so von der Sache, als hätten sie den Herrn selbst in seiner unaussprechlichen Majestät gesehen, und aus seinem göttlichen Munde die Worte des Lebens gehöret; als wäre vor ihren Augen die ganze Herrlichkeit des Himmels, und alle Schrecknisse der Hölle aufgeschlossen worden. Mit einem Worte, es schien, als wäre der Glaube für sie ohne Hülle, ohne Geheimnisse, ohne Dunkelheit.

Ein so lebhafter Glaube war eine nothwendige Folge des Eifers, und der Weise, womit sie die Religion studierten. Sie betrachteten die geheiligten Bücher, als die Quelle aller Kenntnisse und Wahrheiten. Die Schrift war der Stoff ihrer unabläßigen Betrachtungen, die Richtschnur ihrer Urtheile, und der Trost ihrer Seele. Daraus schöpften sie jene Stärke, jenen allzeit entschlossenen Muth, für die Ehre und Vertheidigung der Religion alles zu unternehmen, und alles zu dulden: darinn fanden sie stets alles Nöthige, um des vertraulichsten Umganges mit Gott zu genießen, und unter den Heyden die herrlichsten Eroberungen zu machen, denen sie die Erkenntniß des wahren Gottes beybrachten.

Justin,

Justin, wie man weiß, ward um das dreyßigste Jahr seines Alters ein Christ, und man findet sich über den weiten Umfang seiner Kenntnisse, und den richtigen Verstand der prophetischen Bücher selbst in jenem seiner Werke betroffen, die er eine kurze Zeit nach seiner Bekehrung ans Licht gestellet hat; als zum Beyspiele seine Schutzschrift an den Kaiser Antonin, und seine Unterredung mit dem Jude Tryphon sind. Vornemlich dieses letztere Werk ist ein Meisterstück in seiner Art, um durch die Prophezeihungen alles zu beweisen, was die Gottheit Jesu Christi betrifft, und die Wahrheit der Geheimnisse seines Lebens, seiner Handlungen, und seines ewigen Reiches durch die Stiftung seiner Religion ins Helle zu setzen.

Der gelehrte Theophylus von Antiochien zeigt in seinem dritten Buche an den Antolykus die wunderbare Uebereinstimmung zwischen den Propheten, in Rücksicht der Thatsachen sowohl, als der Sittenlehre, von dem Moyses an bis auf den Malachia, oder beynahe durch zwölfhundert Jahre. Klemens von Alexandrien giebt in seinem Kinderlehrer, oder Pädagoge, und in seinen Sammlungen — Stromata — den wichtigst- und rührendsten Unterricht, und die göttlichen Bücher sind stets die Quelle, daraus er seine Unterweisungen und Anmerkungen schöpfet. In den meisten seiner Abhandlungen führt der heilige Cyprian Jesum Christum, die Apostel und Propheten redend ein. Welchen Gebrauch machte nicht Tertullian in allen seinen Streitschriften wider die Ketzer, wider die Philosophen und Heyden von dem göttlichen Worte? Was sollen wir erst von dem berufenen Origenes sagen, welcher die heilige Schrift in allen Sprachen, und in allen Uebersetzungen

gen gelesen, und jenes unermeßliche Werk seiner sechs- und achtfachen Bibel (*), worinn alle diese Uebersetzungen gegen einander gehalten, und ihre Abweichungen angezeigt werden, herausgegeben, und fast alle heilige Bücher erklärt hat? Aus diesen göttlichen Urkunden schöpften alle diese große Männer jene ihre tiefe Wissenschaft, jene Ehrfurcht, jenen Eifer, jene Liebe für die Religion.

Man würde sich noch heut zu Tage diese gründliche Kenntniß in der Religion erwerben; man würde gegen sie von eben der Liebe, von eben dem Eifer glühen, wenn man aus eben derselbigen Quelle zu schöpfen suchte. Dieß empfahl einst Gott seinem Volke so dringend an: Die Satzungen, die ich dir heute gebiethe, sollen deinem Herzen eingepräget seyn. Einschärfen sollest du sie deinen Kindern, und sie beherzigen; du mögest in deinem Hause sitzen, oder auf der Reise seyn: du mögest dich zur Ruhe begeben, oder wieder aufstehen. Wie ein Zeichen sollest du sie an deine Hand binden; stets sollen sie dir vor den Augen schweben. Du sollest sie an die Schwelle und Thüre deines Hauses schreiben (**).

In den ersten Zeiten der Kirche verlegte man sich mit solchem Eifer auf das Studium der heiligen Schrift, daß sich damals Gläubige fanden, welche sie ganz ohne Anstoß aus dem Kopfe herzusagen wußten, als hätten sie selbe offen vor sich liegen. Fast alle Unterweisungen der Väter waren nichts anderes, als lichte, und rührende Erklärungen der

(*) Hexapla, Octapla.

(**) Deuteron. 6, 6.

der heiligen Bücher. Diese Gewohnheit schreibt sich von dem ersten Jahrhunderte der Kirche her, wie uns der heilige Justin berichtet. Dieser Gebrauch wurde von denjenigen fortgesetzet, welche wir als die größten Lichter der Kirche verehren, von einem Basilius, einem Gregorius von Nazianz, einem Chrysostomus, einem Ambrosius und Augustinus. Diese Gewohnheit kam bey jenen Veränderungen in Verfall, welche der Einbruch barbarischer Nationen in das römische Reich veranlasset hatte, und deren abermalige Einführung eben diese Veränderungen verhinderten.

Möchte sich doch dieser Gebrauch, dieser Eifer, dieser Geschmack an dem Studium der heiligen Schrift unter uns bey diesen unseligen Zeiten wieder erneuern, und aufleben! Möchte man doch daraus die Allmacht Gottes in den Werken der Erschaffung, seine Weisheit in den Gesetzen, die er seinem Volke giebt, seine Majestät in der erhabenen Sprache, welche die von ihm begeisterten Propheten reden, und seine Größe in den Wundern erkennen, die er zum Unterrichte der Hebräer sowohl, als der kommenden Jahrhunderte gewirket hat! Aber noch einmal, aus der heiligen Schrift allein kann man diese hohe Kenntnisse schöpfen: daraus muß man die Religion studieren: darinn zeigt sich Gott in seiner ganzen Herrlichkeit; darinn wird der heilige Geist selbst unser Lehrmeister; darinn würdiget sich die unerschaffene Weisheit, und das ewige Wort uns zu unterrichten. O daß sich doch die Hirten des Volkes, und die Lehrer der Religion mit neuer Unverdrossenheit auf das Studium der heiligen Bücher verlegten, wie brennend würde ihr Eifer, und wie ihrem Berufe so ganz angemessen würden ihre Gesinnun-

sinnungen seyn! Welche Kraft, welchen Nachdruck würde ihr Unterricht haben! Und sollten sie sich standhaft in dieser Beschäftigung üben, vielleicht hätten sie den Trost, gegenwärtig unter den Christen ohne Glauben eben die Revolution zu bewirken, welche unsere große Männer durch ihre Tugenden und Einsichten einst unter den Heyden bewirket haben.

Noch einmal, die heilige Schrift ist das wahrhafte Buch der Religion. Aber ist man nicht zu sagen bemüßiget, daß sie heut zu Tage ein dem großen Theile der Christen unbekanntes Buch, ja nicht einmal denen geläufig genug, nicht einmal von denen sattsam durchgedacht ist, welchen doch die schwere Pflicht oblieget, das Volk in der Religion zu unterrichten? Es scheint, daß man mehr auf menschliche Einfälle, als auf göttliche Aussprüche rechnet, daß man sich mehr durch eitle Spitzfindigkeiten und Witzeleyen auszuzeichnen, als die Liebe der Religion in die Herzen zu pflanzen trachtet. Und finden sich unter denen, welche das Lehramt bekleiden, nicht manche, welche mehr nach dem Ruhme eines geschickten weltlichen Redners, als eines wahrhaft christlichen Predigers geizen? Welche Frucht läßt sich von solchen Reden und Unterweisungen hoffen, dazu der Weltgeist den Ton angegeben, und daran der Geist Gottes so wenig Antheil hat?

Voll himmlischer Kenntnisse, und von göttlichem Feuer angeflammt, welches sie aus den heiligen Büchern schöpften, tragen unsere gelehrte und weise Schutzredner kühn, und mit Majestät und Nachdruck alles vor, was die Religion Großes und Erhabenes, und was sie Schreckbar- und

Schauder-

Schaudervolles hat. Sie verkündigen den Gesetzgeber der Christen, welcher arm gebohren ward, in der Verachtung gelebet hat, und am Kreuze gestorben ist, als die ewige Allmacht und Weisheit Gottes, als den unbeschränkten Schiedrichter der Welt, und als die Quelle, das Muster und den Lohn aller Tugenden. Und so streng auch seine Grundsätze und Gebothe sind, so sehr sich auch die Natur gegen die Unterwerfung sträubet, so zeigen sie doch, daß diese Unterwürfigkeit das einzige Mittel ist, zum wahren Seelenfriede auf Erden, und im Himmel zur glückseligen Unsterblichkeit zu gelangen. Justin, Klemens von Alexandria, Origenes und Laktanz setzen jeden Leser durch das Feuer ihrer Beredsamkeit in Erstaunen, wenn sie auf diese Gegenstände zu sprechen kommen. Man glaubt Männer zu hören, welche ganz von dem heiligen Geiste beseelet waren.

Ist es aber darum zu thun, über die schrecklichst- und schauerlichsten Wahrheiten Unterricht zu geben; da kennen sie jenes Schonende Zurückhalten, jene willkührliche Milderungen nicht, welche heut zu Tage die menschliche Furcht, oder die kriechende Schmeicheley so wohl zu nutzen weiß. Sie haben Muthes genug, den römischen Kaisern, das ist, den Herren beynahe der ganzen Welt, dreist zu sagen, daß sie, ungeachtet der Gewalt und des Glanzes, welcher sie umgiebt, nichts wie Menschen sind. Sie machen ihnen das Lächerliche der Vergötterungen fühlbar, dadurch sie der kriechende Böbel in die Reihe der Götter setzte: sie kündigen ihnen ohne alle Rücksicht an, auch sie werden einst, wie andere Menschen, vor dem allwissenden Richter erscheinen müssen; auch ihrer warte jenseits des Grabes eine Ewig-

keit göttlicher Freuden, oder der entsetzlichsten Leiden, je nachdem sie hienieden Böses, oder Gutes werden gethan haben. In diesem Tone reden Aristides, Justin, Athenagoras, und Tertullian mit den Kaisern Adrian, Mark-Aurel, und Septimus Severus. Diese Sprache führen Tertullian, und der heilige Cyprianus. Und auf solche Weise gehorchen sie dem Befehle J. C. welchen er seinen Aposteln gab. Was ich euch in Geheim sage, daß saget öffentlich: und was ihr in der Stille höret, das prediget allen (*). Durch solch unerschrockene Freymüthigkeit legten diese Schutzredner für die Würde und Wichtigkeit unserer Religion das Zeugniß ab: Dadurch erwarben sich mehrere aus ihnen, unter andern der Philosoph Justin, der Rathsherr Apollonius, und Cyprian der Bischof die herrlichste Kronen, da sie ihr Blut zur Vertheidigung der Religion vergossen.

Aber nicht nur die Abgeschmackt- und Ungereimtheiten des Götzendienstes hatten unsere Schutzredner zu bestreiten: sie mußten gegen ein noch weit furchtbareres Ungeheuer, auch wider die Philosophie mußten sie kämpfen und siegen.

Eine Religion, welche von dem Himmel kam, sollte mit der tiefesten Ehrfurcht aufgenommen werden, und forderte die vollkommenste Unterwürfigkeit des Verstandes. Eine Religion, welche die Menschen zu dem Himmel führen, und sie mit der Gottheit vereinigen mußte, erheischete die größte Unschuld der Seele, und eine unversehrte Reinigkeit der Sitten. Sodann begehrte sie einen unbezwingbaren Muth, der allen Gefahren und Hindernissen gewachsen

(*) Matth. 10, 27.

sen wäre, welche bey der Uebung der größten und heldenmüthigsten Tugenden nicht mangeln konnten. Nun welch ein Widerspruch zwischen dem philosophischen Geiste, welcher sich durch Stolz und ungezäumte Freyheit ausgezeichnet, und dem Geiste dieser Religion? Und in der That, was waren die meisten Philosophen des Heydenthumes? Die Einen, wie die Epikuräer dienten unter der Fahne der Wohllust, die Andern, wie die Stoiker, unter der Fahne des Stolzes: Die Akademiker wollten sich zu keiner Parthey schlagen, und sahen über alles mit einem sehr gleichgültigen Auge weg. Und wie war der größte Theil dieser Philosophen beschaffen? Luzian hat vor zehnhundert Jahren, daß ist, zu den ersten Zeiten des Christenthumes ihr Gemälde entworfen (*).

„Es giebt einen gewissen Schlag von Menschen, „schreibt er, die sichs seit einiger Zeit herausnehmen, den „Ton in der Welt anzugeben, im Grunde aber zu nichts „nutze sind. Ihre große Leidenschaft ist, über alles zu „zanken, und den Lehrmeister ihrer Mitmenschen zu machen. „Sie geizen unersättlich nach Ruhme; sind Schlimme, „stolz und gähzornig, und stets in der Laune jeden zu miß„handeln, der anders, wie sie denket. Sie sind leibhafti„ge Narren, und nach Homers Ausdrücke, eine unnütze „Last der Erde. Haben sie ihre Salbadereyen mit den groß„tönenden Worten der Vernunft und Tugend versetzet, so „glauben sie, wir übrige arme Erdensöhne stehen weit un„ter ihnen. Sie sind leicht an ihrem stolzen Gange, und „den hochmüthigen Blicken, welche sie unter ihrem buschich„ten

(*) Icaromenip.

„ten Augenbraunen hervorschiessen lassen, zu erkennen. Inn„dessen weiß alle Welt, daß sie wegen ihres Sittenver„derbnisses die abscheulichsten Leute sind, und man kann „sie mit den Schauspielern vergleichen, welche auf der Büh„ne eine fremde Rolle machen. Reißt diesen Theaterhelden „ihre Maske ab, zieht ihnen ihre reiche Kleider aus, und „sie sind verächtlicher, als Gassenkoth. Bey allem dem ha„ben sie die Unverschämtheit, den Rest des Menschenge„schlechts gegen sich zu verachten, kramen alle Art von „Ungereimtheiten in Rücksicht der Gottheit aus, und wer„ben die lockere unbesonnene Jugend, welche so leicht zu „verführen ist, für ihre Partey an. Reden sie öffentlich, „so werden sie mit einem Bombast von hochtönenden praß„lenden Worten die Tugenden der Mäßigung und Beschei„denheit empfehlen, und laut die Ueppigkeit und Wohllust „verdammen. Aber sind sie alleine, so geht es über allen „Begriff, wie weit sie die Ausschweifung in der Unmäßig„keit; in der Völlerey und Unzucht treiben." So sahen die Philosophen beym Anfange des zweyten Jahrhunderts aus; wir lassen es unsern Lesern über, den Unterschied zwischen ihnen, und den Philosophen des achtzehnden auszufinden.

Der erste, so unter den Philosophen die christliche Religion bestritt, war der Epikuräer Celsus, welcher unter Trajanus, und Adrians Regierung lebte, Dieser Celsus war ein Mann von vielem Geiste, von ausgebreiteten Kenntnissen in jedem Fache der Wissenschaften, und einer ganz seltenen Belesenheit, und er pralte unabläßig, daß er alles wisse, alles vollkommen durchgründet habe, von allem Rechenschaft geben, und urtheilen könne. Im Grunde aber war dieser Mensch ein Schurke, ein Spötter, und Verläum-

käumder. Er entstaltete, stümmelte, und verfälschte alle Schriftsteller, behauptete mit einer ungläublichen Dreistigkeit die offenbarsten Falschheiten. Bald machte er den Philosophen, bald den Theologen, bald den Sittenrichter, bald den Naturforscher, und kramte alles aus, was nur immer den Vorwitz reitzen, und die Leser, welche nicht genau auf ihrer Hut waren, in die Falle locken, und überraschen konnte. Endlich zu einem ganz vortrefflichen Schriftsteller mangelte ihm nichts, als Achtung für die Wahrheit, Liebe der Tugend, und Richtigkeit im Schließen, wie Origenes gegen die Philosophen erweiset.

Sein Werk führt die Aufschrift: Wahrhafte Abhandlung. Celsus sucht darinn, gleich im Anfange, das Christenthum auf alle Weise herunter zu setzen, welches er für einen Zweig der jüdischen, das ist, der Religion eines Volkes ausgiebt, das nach ihm die grausamst-roheſt- und unwissendeste Nation unter der Sonne ist. Hernach sammelt er, und bereicheret wohl auch mit Zusätzen alles, was immer einst Wuth und Haß den Juden wider die Person, die Geburt, und das Leben J. C. und seine jungfräuliche Mutter eingespien hatte. Er vergleicht ihn mit den Schwarzkünstlern und Wahrsagern, setzt alle seine Wunder in die Klasse der Blendwerke und Zaubereyen, und redet von seinem Kreuztode, als der wohlverdienten Strafe einer Laufbahne, welche ihn kein besseres Ende hoffen ließ. Den Prophezeihungen, welche die Christen, als göttliche Beweisgründe für die Wahrheit ihrer Religion anführten, setzet er die heydnische Orackel entgegen, und giebt ihnen über die Weissagungen der heiligen Bücher den Vorzug. Er macht eine Art von Kommentar über einige Stellen aus dem Buche der Schöpfung, der weiter nichts als ein Ge-

webe von kahlen Spöttereyen und abgeschmackten Fratzen ist. Er verspricht anschaulich zu zeigen, daß, wenn sich auch in den Büchern der Christen etwas Gutes finde, selbes schon vorher von den Philosophen in ihren Schriften unvergleichlich besser gesagt worden wäre. Endlich bemitleidiget er die armen Christen, welche, da sie das höchste Wesen anbetheten, ein Bedünken trugen, auch die untergeordneten Gottheiten zu verehren, und an den Festen und öffentlichen Lustbarkeiten der Heyden Theil zu nehmen. Dieß ist der Gang des Celsus in seiner Schrift wider die Christen, einem Werke, welches den Grundstoff von allem deme enthält, was die heutigen Philosophen wider uns niederschreiben.

Dem Celsus könnte man seinen guten Freund den **Luzian** an die Seite setzen, diesen Epikuräer, oder Cyniker mit seiner beißenden Laune; denn er war beydes. Seinen entschiedenen Geschmack für den Epikurismus verräth das prächtige Lob, so er **Epikuren** spricht, welchen er einen Mann nennet, der würdig wäre auf den Altar gestellt zu werden, ein göttliches Genie, einen Philosophen, welcher allen denen den Weg zur wahren Weisheit und Glückseligkeit gewiesen hat, die seinen Unterricht benutzen wollten (*). Was seine bittere, beißende und hündische Laune betrifft, darf man, um sich einen Begriff davon zu machen, bloß seine Bücher öffnen. Er hatte sich durch seine Schriften den schönen Beynamen des Atheisten erworben, nicht nur, weil er der heydnischen Götter spottete — daran that er eben nicht unrecht — sondern vornehmlich der Ausdrücke wegen, mit denen

(*) Pseudomant.

denen er wider die Ceremonien und Gebräuche aller Religionen loszog. Er hat eben nicht absichtlich wider das Christenthum geschrieben: aber seinem göttlichen Stifter, und dessen Anbether mißhandelt er auf das abscheulichste in einer Schrift über den Tod des Peregrinus, welchen er für einen Mann ausgiebt, der unter den Christen eine ansehnliche Rolle gespielet haben soll. Da die Freygeister aus Luzians Schriften reichlich, und mit Vergnügen schöpfen, so dünkte uns, wir müßten ihm hier auch sein Plätzchen gönnen.

Beynahe ein ganzes Jahrhundert nach dem Celsus trat der Philosoph Porphyr auf. Dieser wählte eine andere Art von Waffen, die christliche Religion anzugreifen. Celsus hatte sie verächtlich zu machen getrachtet, und Porphyr, dem wahrscheinlicher Weise die sieghafte unwiderlegliche Antwort des Origenes bekannt war, gab sich Mühe, die heydnische Religion zu erheben, und ihr Hochachtung und Ehrfurcht zu verschaffen. Porphyr war aus Phönizien gebürtig, und hatte die Beredsamkeit unter dem berufenen Longin gehöret, von welchem wir die Abhandlung über das Erhabene besitzen. Nachher besuchte er die Schule Plotius, eines berühmten Platonickers, welcher ein großer Bewunderer des Origenes war. Porphyr fand viel Geschmack an jenem Theile der platonischen Weltweisheit, welcher von den Gemeinen, von den bösen und guten Geistern, von der untern oder Mittelart der Götter handelt. Diese Lehre leuchtete ihm vornehmlich aus dem Grunde ein, weil ihm das höchste Wesen viel zu groß und erhaben dunkte, daß es sich unmittelbar mit dem Menschen abgeben sollte: dazu glaubte er, bediene sich Gott gewisser Mittelwesen,

welche tief unter Gott, aber weit über die Sterblichen erhoben wären. Diese Wesen wären jene Mächte, so den verschiedenen Theilen dieses Weltgebäudes vorstünden: Wir durften und mußten sie dann verehren, ihnen huldigen, und sie fürchten, und es sey Pflicht für uns, sie anzurufen, weil ihnen obläge, uns aufzuklären, zu unterrichten und zu leiten.

Diese Lehre ist der Ursprung jener berichtigten, und geheimnissreichen Theurgie, welche die Weise vorschrieb, die Seele zu reinigen, sie zum vertraulichen Umgange mit den Göttern vorzubereiten, zur Kenntniß der erhabensten Wahrheiten einzuweihen, ja in seiner Art zu vergöttern. Dieses Geheimniß sucht Porphyr in verschiedenen seiner Schriften zu erklären, und durch Plotius, und des Pythagoras Leben zu beleuchten, die er beschrieben hat, und darinn eine Menge Wunder vorkommen, welche, wie er sagt, jene, so die Christen gewirket haben wollen, weit übertreffen. Zum Unglücke aber bürget außer Porphyrs verdächtigen Zeugnisse Niemand für diese Wunder.

Diese, dem Schein nach so wunderbare Theurgie war im Grunde nichts, wie eine Schwester der Zauberey, eine Art des Umganges mit den verführerischen Geistern, und ein Gemengsel von seinem Elendwerke, dadurch sich diese stolze und vermessene Geister oft selbst täuschen ließen, und in der Folge auch andere verführten. Dieß war die Weise, welche Porphyr anfänglich so von der Seite her wählte, um das Heydenthum über die Religion J. C. zu erheben. Er bestritt selbe noch in mehr andern Werken, die aber fast alle in weniger denn hundert Jahren ein

Raub

Raub der Vergessenheit geworden sind. Porphyr starb gegen das Ende der Regierung Diokletians.

Auf diesen Feind des Christenthumes folgte bald ein anderer, so einer aus den großen des römischen Reiches war, und wider die Christen als Schriftsteller und als Richter auftrat. Dieser neue Feind hies Hierokles. Er war im Anfange Landpfleger in Bythinien gewesen, und nachher Statthalter zu Alexandrien, und in ganz Aegypten geworden. Er trieb seine Blutdurstige Grausamkeit in den ausgesuchtesten Peinen, womit er die Christen marterte auf das äußerste: in seinen Schriften aber, die er wider sie verfaßte, heuchelte er Sanftmuth und Menschlichkeit. Das größte seiner Werke führt die Aufschrift: Philalethes, oder, Freund der Wahrheit. Im Anfange bestreitet er die heilige Schrift: hernach zieht er ein Parallel zwischen J. C., und dem berichtigten Apollonius von Thians; hält das Evangelium gegen das Leben dieses Philosophen, so wie uns selbes Philostratus geliefert hat; untersucht, vergleicht, und wiegt Thatsachen und Begebenheiten nach seiner Art gegen einander ab, und fällt mit einem dreist gewagten Machtspruche das Urtheil; wo denn, wie sich leicht vermuthen läßt, J. C. in Rücksicht der Erhabenheit der Gesinnungen, der Einsichten, der Weisheit, endlich auch der gewirkten Wunder weit unter dem Apollonius zu stehen kömmt.

Die Geschichte dieses berühmten Betrügers biethet einen reichen Stoff zu wichtigen Anmerkungen dar, welche wir am Ende dieser Einleitung beyrücken werden.

Wir ließen hier nur einige der geschwornen Feinde des Christenthumes auftreten. Es giebt ihrer noch eine

Menge, deren wir nicht erwähnen. Sie sind größtentheils sammt ihren Schriften in Vergessenheit gerathen, und das Andenken an sie hat sich bloß durch ihre Niederlage und die herrliche Siege erhalten, welche die christliche Philosophen wider sie erfochten haben.

Die Weise ihres Angriffes, welchen sie gegen die Religion J. C. wagten, war so beschaffen, wie man es von ihren Grundsätzen und Gesinnungen erwarten konnte, welche sich ohne viele Schwierigkeit errathen lassen. Die Einen dieses geschwornen Christenthumes waren Epikuräer, welche, da sie die ganze Glückseligkeit des Menschen auf Wohllust und Vergnügen einschränkten, wenig Staat auf die Tugend machten, deren Namen sie wohl zuweilen im Munde führten, aber in der einigen Absicht, um den Leuten Staub in die Augen zu streuen, und sie zu blenden. Die Andern waren Materialisten, welche alle ihre Wünsche auf dieses Leben beschränkten, und sich über diejenigen lustig machten, die an eine Zukunft glaubten. Jene waren Cyniker, so beißend und bitter in ihren Reden, als ausgelassen und unverschämt in ihren Handlungen; Diese eine Art schwärmerischer Platoniker, welche sich aus Ursache ihres vertraulichen Umganges mit Christen und Halbgöttern für die aufgeklärtesten des menschlichen Geschlechtes hielten, während sie das Spiel der Teufel waren. Mit einem Worte, Zügellosigkeit, Stolz, entschiedener Geschmack für die sinnlichen Lüste, Gottlosigkeit, und Unglaube waren die auszeichnenden Merkmahle der Feinde des Christenthumes, wie man aus den Bruchstücken ihrer Werke deutlich ersieht, welche sie wider die Religion J. C. geschrieben haben.

So

So legen sie auch in allen ihren Schriften stets die größte Verachtung und Abneigung gegen die Sittenlehre J. C. zu Tage. Sie betrachten die Christen mit einer Art von Mitleiden, und machen sich hänisch über ihre Geistesschwäche lustig, daß sie diese strenge Grundsätze zur Richtschnur ihres Verhaltens machten. Sie reden mit der äußersten Unanständigkeit von der Person J. C., und seiner jungfräulichen Mutter. Alles, was sie aus unsern heiligen Büchern aufgehascht, alles, was sie von unsern Glaubenslehren sagen gehört haben, dünkt sie nichts, denn albernes, abgeschmacktes Zeug zu seyn, welches die ganze Vernunft empöre. Aber die Ungereimtheiten des Götzendienstes, das Hurenleben ihrer Götter, die Lehren der zügellosesten Ausgelassenheit, diese kündigen sie mit allem rednerischen Prunke an; nichts verstößt darinn nach ihrem Vorgeben wider die Natur und Vernunft, und sie geben sich alle Mühe, jedem für diese Sächelchen Achtung und Geschmack beyzubringen.

Nichts ist beredter und rührender, als die Art, wie ihnen unsere weise Schutzredner antworten. Diesem so tollen als ungesitteten Gelärme, wie man es in dem Celsus und Cäcilius, und bey Julian dem Abtrinnigen findet, setzen sie nichts anderes, als die Lehre der evangelischen Weisheit, und das reizende Gemälde der Sitten und Tugenden entgegen, dadurch sich die Christen so Vortheilhaft auszeichneten. Alle ihre Abhandlungen athmen Sanftmuth und Mäßigung. Ihre einzige Absicht ist, Ehrfurcht, Geschmack und Liebe für alle Tugenden einzuflößen, und sie schildern dieselbe mit so angenehmen Farben, daß man ihrem Reize nicht widerstehen kann. Aber gewisse Tugenden

gegen

gegen die sich die Natur heftiger sträubet, und welche doch zum gesellschaftlichen Leben schlechterdings nothwendig sind, als die Geduld, die Demuth, der Muth zu leiden, die Unbilden, die Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen zu vergeben, diese Tugenden sind die Wonne, und das gewöhnliche Leben der Christen, und zugleich der Gegenstand der Verwunderung und Eifersucht bey den Heyden.

Man kann davon aus dem Zeugnisse urtheilen, welches ihnen die Heydenschaft, obschon aus ganz andern Absichten geben **Plinius** in seinem Schreiben an **Trajan** berichtet diesen Kaiser, es habe sich nach den genauest- und strengsten Untersuchungen ergeben, daß die Christen in ihren Versammlungen geloben, alle Laster, welche wider die Rechtschaffenheit und Eintracht, wider die gute Ordnung, und den Frieden in der Gesellschaft liefen, als Todtschläge, Ehebrüche, Treulosigkeit gegen die eingegangenen Verläumdungen zu meiden, und jede Art von Pflüchten genau zu erfüllen. Wie sie sich denn auch verbinden, stets aufrichtig im Reden zu seyn, und die Wahrheit nie zu verrathen. **Julian** der Abtrinnige schrieb an den Philosophen **Maximus**, dem Götterdienste wieder aufzuhelfen, würde es überaus verträglich zu seyn, wenn man die Tugenden der Christen nachahmete. Als die tapfere Blutzeuginn **Afra**, welche vor ihrer Bekehrung offentlich Gewerb mit ihrem Leibe trieb, vor dem Richter erschien, sprach derselbe zu ihr: „Du „bist keine Christinn: denn die Christen nehmen Leute dernes Gelichters nicht in ihre Gemeinde auf". Solchen Begriff machte man sich im Heydenthume von der Sittenreinigkeit und den Tugenden der Christen.

Und fürwahr kann man sich wohl ein entzückenderes und auffallenderes Schauspiel denken, als welches ihr ganzes Betragen gewährete. Gebildet in der göttlichen Schule J. C., behalten sie stets mitten unter reißenden Wölfen die Sanftmuth eines Lammes bey: sie lieben ihre grimmigsten Feinde zärtlich, und verwenden sich aufrichtig zu ihrem Besten. Großmüthig überhäufen sie jene mit Wohlthaten, an deren Händen noch ihr Blut klebet, und welche sie zu den Holzstößen, und auf die Richtplätze schleppen, und erwiedern Unbilden, Verläumdungen, und Fluch mit nichts, wie mit eifrigem und segnendem Gebethe. Unter ihnen herrschet die zärtlichste Liebe, und die vollkommenste Eintracht, die standhafteste: und heldenmüthigste Geduld, die liebenswürdigste Eingezogenheit, und eine Gleichgültig: und Unempfindlichkeit gegen alles, was nur dem Herzen, dem Geschmack, und den Leidenschaften schmeicheln kann; welches die Kräfte der schwachen Natur, wie sie hienieden beschaffen ist, weit übersteigt.

Diese Darstellung der evangelischen Grundsätze, nach denen die Christen lebten, dieses schöne Gemälde ihrer Sitten und Tugenden war jene Philosophie, welche unsere Schutzredner der heydnischen Weltweisheit entgegenhielten. Zu dieser Philosophie luden sie die abgöttische Welt ein, die durch ihre Leidenschaften, ihre Vorurtheile und ihre Religion verblendete Welt. Diese Philosophie nehmen auf ihr Zureden Leute aus allen Ständen, große und kleine, reiche und arme, gelehrte und ungelehrte an. Dieses schöne Jahrhundert kann man mit allem Rechte das Jahrhundert der Aufklärung, der wahren Weisheit und Vernunft nennen.

Für:

Fürwahr, man wird bey dem Anblicke der reizenden Gemälde ganz außer sich hingerissen, welche der heilige Cyprian entwirft, da er die erstaunliche und wunderbare Veränderung schildert, welche in einer Seele vorgeht, die vermittelst des Taufwassers aus den Finsternissen des Heydenthumes zum Lichte des Evangeliums kömmt, mit Gott vereiniget, und mit der Heiligkeit Gottes bekleidet wird. Man findet dieses entzückende Gemälde in dem Briefe an den großen Bischof **Donat**, seinen Freund. Dieser Donat war von Geburt ein Heyde, und hatte sich durch seine Beredsamkeit bey Gericht ganz vorzüglich ausgenommen. Er nahm in der Folge das Christenthum an, und ward zu gleicher Zeit mit dem heiligen **Cyprian** getaufet. Der Brief, welchen der Heilige an ihn schreibt, ist eine lebhafte Aeußerung der Erkenntlichkeit, davon beyde gegen Gott durchdrungen seyn sollen, und eine rührende Schilderung des Friedens, und der Seelenruhe, deren sie seit dem empfangenen Sakramente der Wiedergeburt genößen.

Wie rein und heilig, und zugleich wie liebenswürdig ist die Weltweisheit, welche **Klemens von Alexandrien** in seinem Pädagoge lehrt? Er machet sich vors erst mit der ganzen Würde des Lehrmeisters bekannt, dessen er selbst ein Schüler ist, und dessen Grundsätze er euch erkläret. Dieser Lehrmeister ist das Wort Gottes, die ewige Weisheit, der unerschaffene Verstand, und seine Lehren sind so weit über die des **Sokrates** und **Plato** erhoben, als weit Gott über seine Geschöpfe erhoben ist. Erstens erinnert er den Menschen an seinen göttlichen Ursprung, hernach zeigt er ihm das erhabene Ziel seiner Bestimmung. Er zeichnet ihm den Pfad vor, auf dem er fortschreiten muß, um zu dieser

sei-

seiner hohen Bestimmung zu gelangen. Er verhehlet ihm nicht, daß die Tugenden, welche ihn dieser Bestimmung würdig machen müßen, viel Muth und Herzhaftigkeit erfordern; aber um ihn zu stärken und zu ermuntern, hält er seinem Auge die göttliche Glückseligkeit vor, deren er sich dadurch für eine ganze Ewigkeit versicheret.

Die Lehren, so Justin, Athenagoras, Theophylus, Laktanz und alle andere Schriftsteller vortragen, welche Schutzreden für die christliche Religion verfasset haben, sind eben so rührend, und anzüglich. Ueberall herrschet eben dieselbe Lauterkeit und Weisheit in den Maximen und Grundsätzen, eben die Schönheit in den Gemälden der Sitten und Tugenden des christlichen Volkes, eben derselbe Eifer des Glaubens, der Hoffnung und Liebe bey der Erneuerung an die Verheißungen jener Glückselig- und Herrlichkeit, welche ihnen in dem göttlichen Aufenthalte der Unsterblichkeit vorbehalten und zugesichert sind. Mit diesem herzbrechenden, entzückendem Gefühle beschließt Oktavius seine sieghafte Antwort an den Cäcilius, welcher sich mit solcher Hitze wider die Christen erkläret hätte. Dieses Bruchstück ist viel zu schön, als daß wir es hier nicht einrücken sollten.

„Wir ordnen, sagt er, das Leichenbegängniß mit eben „der Gleichmüthigkeit an, mit der wir des Lebens genießen. „Wir pflegen die Leiche nicht mit Blumenbehängen zu „schmücken, welche in einem Augenblicke verwelken; weil „wir von dem Herrn einen Siegeskranz erwarten, dessen „Blumen ewig blühen. Wir genießen mit Bescheidenheit „die Wohlthaten unseres Gottes, der lebhafte Glaube an

„sei-

„seiner Gegenwart stärket und ermunteret uns, und die „zuversichtliche Hoffnung einer künftigen Seligkeit gewähret uns die größte Sicherheit. Also fühlen wir schon jtzt „die Wonne der Auferstehung, und kosten zum voraus die „Freuden des folgenden Lebens, mit dessen Betrachtung „wir uns unabläßig beschäftigen. Mag doch der spöttelnde Sokrates immerzu Fragen aufwerfen, und indeßen er „nichts zu wissen gesteht, doch auf das Zeugniß groß thun, „welches ihm der Vater der Lüge giebt. Lassen wir den „Arcesilas, Carneades, Pyrrho, und die ganze akademische Sekte immerhin forschen und überlegen, ohne jemals zu entscheiden: mag doch Simonides ewig um „Verlängerung der Fristen anhalten; wir verachten alle das „Gezier des philosophischen Stolzes. In unsern Augen sind „diese vorgeblicher Weise ein Schlag Leute, welche die Wahrheit allezeit verfälschen oder verkleistern, über den Verstand „anderer tyrannisch herrschen wollen, und stets mit großer Beredsamkeit gegen die Laster eifern, denen sie doch selbst in „der Stille frohnen. Wir setzen die Weisheit nicht in einer gekünstelten Sonderbarkeit der Kleidung, sondern in „der Reinigkeit der Seelen. Unsere Gesinnungen offenbaren sich nicht durch volltönende Worte, sondern durch vollwichtige Tugenden. Wir können uns mit Grunde rühmen, wir haben die wahre Glückseligkeit, welche diese „Philosophen so hitzig als vergeblich suchten, gefunden. Wozu der Undank? Wenn die Erkenntniß des alleinigen Gottes unsern Zeiten vorbehalten war, soll man wohl darüber eifersüchtig werden? Lasset uns das Gute benutzen, „welches man uns anbiethet. Möchte man doch dem Aberglaube Schranken setzen, den ruchlosen Götzendienst verlassen, und die wahre Religion annehmen".

So

So sehr ich mich auch beflissen habe, den wahren Sinn des Oktavius in der Uebersetzung zu treffen, so dünkt mich doch, ich habe das Kraft- und Nachdruckvolle dieser Stelle nicht erreicht. Ich glaubte demnach meine Leser würden mir Dank wissen, wenn ich sie in Latein mit des Oktavius eigenen Worten einrückte.

At enim! nos exequias adornamus, eadem tranquilate, qua vivimus; nec admittimus arescentem coronam sed a Deo æternis floribus vividam sustinemus, qui et modesti Dei nostri liberalitate, securi spe futuræ felicitatis, fide præsentis ejus majestatis animamur. Sic et beati resurgimus, et futuri contemplatione jam vivimus. Proinde Socrates scurra atticus viderit, nihil se scire confessus, testimonio licet falsissimi dœmonis glorioſus: Arcesilas quoque, et Carneades et Pyrrho, et omnis Academicorum multitudo deliberet; simonides quoque in perpetuum comperendinet. Philosophorum supercilia contemnimus, quos corruptores et adulatores novimus et Tyrannos, et semper adversus vitia sua facundos. Nos non habitu sapientiam, sed mente præferimus; non eloquimur magna, sed vivimus: gloriamur nos consecutos, quod illi summa contentione quæsiverunt, nec invenire potuerunt. Quid ingrati sumus? Quid nobis invidemus, si veritas divinitatis nostri temporis ætate maturuit? Fruamur bono nostro, et recti notitiam temperemus. Cohibeatur superstitio, impietas expietur, vera religio reservetur.

Nur die wahrhaft Weise, nur schöne für die Tugend geschaffene Seelen waren fähig, diese hohe, ganz göttliche Phi-

losophie zu erkennen, zu schmecken, und anzunehmen. Die Christen sind die einzigen, welche die wahre Weisheit erkannt haben, (*) war der Ausspruch eines großen Herrn, welcher, nachdem er Präfekt des Prätoriums gewesen war, das heißt, die erste Würde des Reiches bekleidet hatte, alles verließ, um sich in eine Einöde zu verkriechen.

Grundsätze der reinsten und vollendeten Weisheit vortragen, und Beyspiele aller und der schönsten Tugenden anführen, dieß war die erste Antwort, welche unsere weise Schutzredner den heydnischen Philosophen gaben; fürwahr die gründlichste, die sieghafteste Antwort, deren Stärke und Eindruck man unmöglich ausbeugen konnte. Was aber die andere Antworten belangt, welche in der Art des Vortrages, in der Weise zu schließen, zu kämpfen, sich zu vertheidigen, und den Gegner anzugreifen bestehen, hierinn, wie wir bald sehen werden, waren unsere große Männer den heydnischen Philosohen unendlich überlegen.

Itzt wäre der Ort einen Vergleich anzustellen, der gewiß so angenehm, als interessant wäre. Erstens könnte man diese erlauchte und aufgeklärte Schutzredner mit den heydnischen Philosophen vergleichen, welche sie mit so glücklichem Erfolge bestritten haben: und denn die Feinde, welche die Religion in den ersten Jahrhunderten hatte, gegen jene halten, so itzt im achtzehnden wider sie aufgestanden sind. Aber wir wollen unsern Lesern das Vergnügen lassen, die erste dieser Vergleichungen selbst anzustellen, und das zweyte Pararell zu ziehen, werden wir uns wohl hüten, um

(*) Soli Christiani veram philosophiam complexi sunt. *St. Nilus.*

um nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, alles des Gräuels erwähnen zu müßen, der Schauder erregt, und welchen man in ewige Vergessenheit einhüllen sollte.

Und welche Farben müßte man wohl mischen, um jene Menschen zu entwerfen, welche der christlichen Religion, in der sie gebohren wurden, den unversöhnlichsten Haß geschworen, und alles aufgerafft, und wieder hervorgezogen haben, was je die Hölle wider selbe ausgegeiferet hat. Was soll man von den Verfassern so vieler ruchlosen Schriften sagen, dergleichen das Buch des Geistes, das Systeme der Natur, die philosophischen Gedanken, das entschleyrte Christenthum, der philosophische Kriegsmann, die philosophische und politische Geschichte von den Ansiedlungen der Europäer in Indien, und so viele andere sind, welche bey ihrer Erscheinung durch den Gräuel und die Neuheit der Gotteslästerungen sich entsetzen, und noch itzt den gerechtesten Unwillen aller Rechtschaffenen erregen. Was soll man von einem gewissen Schriftsteller denken, welcher den Stolz und die Vermessenheit des Celsus, Porphyrs schwarze Heucheley, Luzians spöttelnde Laune, die Wuth des Hierokles, und Julians des Apostaten Bosheit und Gottlosigkeit in seiner Person vereiniget hat? Was von so vielen andern Buchhelden, dem Auswurfe dieses Jahrhundertes, die man als Apostel der Hölle betrachten kann, welche sie in Sold genommen hat, um den Krieg dem Himmel anzukündigen, und die Menschen ins Verderben zu stürzen?

Aber wir wollen das alles der Weisheit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Herrn anheimstellen, und unsere

Leser allein mit den Empfindungen der zärtlichst- und hitzigsten Liebe unterhalten, welche unsere weise und gelehrte Schutzredner beynahe an jeder Seite ihrer Schriften zu Tage legen. Sie reden stets zu ihren Verfolgern und Feinden mit einem wahrhaft himmlisch- und göttlichen Eifer. Selbst mitten unter den Peinen und Martern scheinen sie gegen ihr eigenes Leiden unempfindlich, und allein von dem traurigen Anblicke innig gerührt zu seyn, da sie ihre Mitmenschen, diese gleich ihnen durch Jesu Blut erkaufte Seelen, unaufhaltsam ihrem ewigen Untergange zurennen sehen. Auffallend ist, was uns hierüber die Martergeschichte des heiligen Justin und Cyprian lieferet. Welch eine Erhabenheit, welch ein Adel der Gesinnungen! welch eine Philosophie, großer Gott! und welche Philosophen! Welche Eindrücke von Ehrfurcht und Bewunderung mußte nicht diese Denkungsart auf die Heyden machen?

Wir glaubten, der Religion, und der ganzen christlichen Gesellschaft einen nicht unerheblichen Dienst zu leisten, wenn wir diese wahrhaft große Männer auf die man beynahe vergessen hat, bekannter machten. Wir würden unsere Mühe für reichlich vergolten, und alle unsere Wünsche für befriediget halten, wenn wir dadurch bey unsern Lesern den löblichen Vorwitz, mit den Schriften dieser großen Männer vertrauter zu werden, oder bey einigen Schriftstellern den Gedanken weckten, das fortzusetzen, als wir in diesem kleinen Werkchen blos entworfen haben. Welche Kenntnisse, welch ein hellschimmerndes Licht, das bisher unter dem Metzen verborgen Niemanden nützte, wurde sich dadurch in der ganzen Kirche verbreiten! zu welch edelmüthigen Gesinnungen würde man sich bey deren Anblick auf-

schwin-

schwingen, welche diese große Männer beseelet hatten! Und welch hohen Begriff würde man sich von dem Anfange ihrer Kenntnisse, von ihren Talenten, und dem Glanze ihrer Tugenden machen!

Heut zu Tage wünschen die Feinde des Christenthumes, welche unter der Maske der Philosophen im finstern schleichen, unserm Jahrhunderte, als dem Jahrhunderte der Aufklärung, und bekämpfter Vorurtheile Glück. Aber so klärt der vorüber zückende Blitz auf. Sein Leuchten blendet auf einen Augenblick, reicht die Gegenstände zu unterscheiden nicht hin, und läßt dich, ist er weg, in noch dickern Finsternissen. Dieß erfährt man gegenwärtig gar wohl, und daran erkennt man die itzige Welt. Eben diese Feinde reden mit der äußersten Verachtung von den verflossenen Jahrhunderten. Sie betrachten selbe als Tage der rohesten Unwissenheit, wo man weder dachte, noch forschte, noch schloß: wo man jedes Märchen ohne Kritik, und Untersuchung annahm, wo eine blinde Schwärmerey alles entschied, und überall herrschte. Hier ist der Ort nicht, auf jede dieser Ungereimtheiten zu antworten. Wir verweisen unsere Leser an das philosophische Lexikon, und darinn an die Artikel Vorurtheile, Fanatismus u. a. m. Aber welche Absicht haben dabey diese vergebliche Philosophen? Dieß läßt sich ohne vieles Kopfbrechen errathen.

Sie finden ihr Behagen an der Finsterniß; sie wollen verführen. Sie müßen also nothwendig das Licht hassen, und die Gemüther wider jene einzunehmen suchen, welche die Fackel der wahren Aufklärung schwingen. Die großen Männer, so einst der evangelischen Weisheit über die heyd-

nische Philosophie, der christlichen Religion über die Abgötterey, einer ganz himmlisch- und göttlichen Sittenlehre den Sieg über die Stärke der Leidenschaften, und die Schwachheit der Natur verschaffet haben, sind natürlicher Weise der Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses. Doch haben sie das Herz nicht, ihnen öffentlich die Stirne zu biethen. Sie wissen; wie alle berufene Feinde des Christenthumes, alle heydnische Philosophen vor unsern gelehrten Schutzrednern das Feld geräumt haben. Celsus verschwand vor dem Origenes, Hierokles vor Eusebeu von Cäsarea, Porphyr vor Augustin, und vor Cyprianen der Apostat Julian. Auch unsere Philosophen weichen ihnen aus. Ein gekünsteltes Stillschweigen, als lohnte sich die Mühe nicht, die Schriften dieser großen Männer zu lesen; so ein Wort von der Seite her, und dieß mit Verachtung, und in spöttelnden Tone hingeworfen, als verdienten sie keine Verachtung, ist das Urtheil, welches die heutigen Feinde des Christenthumes über diese Meisterstücke des menschlichen Verstandes, und ihre Verfasser fällen, und das sie auch andere gerne beybringen möchten.

Aber man darf nur das Licht anzünden, um die Finsternisse zu zerstreuen; man darf nur die Wahrheit zeigen, um Verleumdung und Lüge zu verscheuchen; die Schriften dieser unvergleichlichen Männer vorlegen, und ihre Denkungsart ins Licht setzen, und sogleich zeigt es sich, wie weit sie allen den Feinden, so die Religion einst hatte, und noch gegenwärtig hat, überlegen sind. Dieß ist die nachdrücklichst- und sicherste Weise, welche man sie zu bekämpfen und zu beschämen nur wählen kann: wie es denn auch das sicherste Mittel ist, die Majestät der Religion kennt-

bar

bar zu machen, und ihr alle die Ehrfurcht zu verschaffen, welche sie verdienet, wenn man diese große Männer recht vom Grunde kennen lernet, die durch ihre Kenntnisse, und Talente die Vertheidiger, und durch ihre Tugenden der Stolz dieser Religion gewesen sind. Was jene Ungläubige und Freygeister betrifft, welche, wie es scheint, selbe verabscheuen, so ließ sich noch zu weilen von ihrem Geist und Witze reden: aber von ihren Tugenden; rein, von diesen zu reden wird es so leicht Niemand wagen. Was denkt man nicht schon itzt von jenen, welche seit einigen Jahren von der Schaubühne der Welt abgetreten sind?

Anmerkungen

über die Lebensgeschichte des Apollonius von Thyane, so wie sie Philostratus verfasset hat.

Philostratus der größte Lügner unter allen Schriftstellern, die vor Voltairn, unseligen Andenkens, je gelebet haben, verfaßte um das Ende des zweyten Jahrhundertes eine Lebensgeschichte des Apollonius von Thyane, den er zu dem wunderbarsten, seltenst- und göttlichsten Manne machet, so je die Sonne beschienen hat. Sein Leben war, nach diesem Philostrat eine ununterbrochene Reihe von Wundern, deren immer das letztere erstaunlicher und auffallender als das erste war. Schon seine Geburt zeichnete sich durch eine Gruppe von Wundern aus. Von seiner Kindheit an führte er das strengste Leben; an Wissenschaft und Einsicht übertraf er die größten Philosophen; er redete

die Sprachen aller Völker, ohne eine gelernet zu haben, heilte die Kranken, erweckte die Todten durchgründete die verborgensten Geheimnisse der Herzen, laß in der Zukunft, sah, was sich in den entferntsten Ländern zutrug; versetzte sich im Augenblicke aus dem einen Orte in das andere, es mochte noch so weit entlegen seyn. Endlich Himmel und Erde, alle Elemente und Geister gehorchten seinem Winke. Dieß ist so beyläufig der Innhalt der Lebensgeschichte des Apollonius, die uns Philostrat geliefert hat.

Kaum erschien diese Schrift, so sah man die Feinde des Christenthumes äußerst geschäftig. Lange schon Eifersüchtig auf die Wunder, welche die Christen durch die Anrufung des Namens Jesu unter ihren Augen wirkten, waren sie über den Nachtheil ganz entzückt, daß sie sich endlich im Stande fünden, Wunder gegen Wunder auftreten zu lassen. Alle Welt las das Leben des Apollonius, und es ward unter den Schriftstellern Mode, ein Leben des Apollonius zu schreiben. Man verglich ihn mit Jesu Christo, ja man zog ihn sogar vor. Diese wagte unter andern ein gewisser Hierokles in seinem Buche Philalethes, oder Freund der Wahrheit. Diese Schwärmerey dauerte beynahe ein volles Jahrhundert. Aber nach Diokletians Tode wurde von dem Apollonius alles stille, und nun hielt man, was so viele Federn von diesem Wundermanne niedergeschrieben hatten, für eine Sammlung von Märchen, oder höchstens für zauberisches Blendwerk.

Um vernünftig und sicher von Philostrats Werke zu urtheilen, muß man Zweifelsohne der erstern dieser zwo Meynungen beytreten; das heißt, man muß diese Lebensge-

geschichte für ein Gewebe von Märchen, so nichts wie verachtet und ausgezischt zu werden verdient, für ein aufgerafftes Geschmiere von Ungereimtheiten, welche die gesunde Vernunft empören, von Lügen, die ein auch selbst widerlegen, und von abentheuerlichen Begebenheiten halten, so eine erhitzte Einbildung ausgehecket, und die unverschämteste Dreistigkeit ohne allen Beweis, ja sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit zu Markte getragen hat. Das hieß den Grund untergraben, um das Gebäude einzustürzen, die Axt an die Wurzel des Baumes setzen, den man fällen will, und mit einem Mahle der hänischen Freude und dem Siegesgeschrey der Heyden ein Ende machen. Dadurch würde man eine undankbare Arbeit, und eine Menge weither geholter Vernunftschlüße so vielen Gottesgelehrten und alten sowohl als neuen Kritikern ersparet haben, welche gar zu gefällig Pilostrats Erzählungen für wahr annahmen, sich in einer langweiligen Schreibart mit diesen Schimären herumschlugen, und sie zu widerlegen, oder zu erklären unabläßig zur Zauberey, oder zum Teufel ihre Zuflucht nahmen. Daher macht sich auch Bayle, der gewiß nie eine Gelegenheit versäumet, denen, welche die Reliquien vertheidigen, eines zu versetzen, weidlich über diese Art, Beweise zu führen lustig (*).

Und fürwahr, wo läuft es endlich mit alle dem Raisonnement hinaus? Immer bleibt im Geiste Dunkelheit, Zweifel, und eine Art von Unruhe zurück, und man findet sich nie befriediget, nie überzeugt. Es ist des Warum? und Wie? kein Ende; und zum Unglücke findet man auf die-

(*) Dict. Art. *Apollon.*

diese Fragen des zweifelnden Geistes keine hinreichende Antwort. Man fühlet stets etwas Unangenehmes, wenn man sieht, wie ehrwürdige Schriftsteller einen Theil dieser Fratzen in allem Ernste, und in solchem Tone erzählen, als wahre und wirkliche Begebenheiten, und denn schlechtweg sagen, man müße diese anscheinende Wunder auf die Rechnung des Teufels und seiner Gewalt schreiben. Der kürzest- und sicherste Weg wäre doch immer gewesen, von einzeln Märchen nicht einmal zu reden, weil **Philostrat** alles, was er auskramet, wie wir schon erinneret haben, ohne Beweis, ja sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit hingeschmieret hat. Ich schicke mich zum Beweise an.

Apollonius war schon mehr, denn hundert Jahre todt, als **Philostrat** mit seinem elenden Gemache auftrat. Aber nach welchen Urkunden hat er wohl dieses sein Werk bearbeitet? Weder Rom, wo nach seiner Aussage Apollonius an dem Hofe der Kaiser eine so merkwürdige Rolle gespielet haben soll, noch Griechenland, das doch die Schaubühne seiner seltsamsten Auftritte gewesen wären, hat dem **Philostrat** welche geliefert. **Tacitus** und **Suetonius**, Zeitgenossen des Apollonius, welche an dem kaiserlichen Hofe die ansehnlichsten Aemter bekleidet, und die Geschichte von allem dem, was sich in ihrem Jahrhunderte zu Rom, und im ganzen Reiche merkwürdiges zugetragen, verfasset haben, erwähnen dieses Abentheurs mit keinem Worte. Auch Griechenland, welches um diese Zeit an berühmten Schriftstellern eben keinen Mangel hatte, thut von ihm so wenig Meldung, als ob es nie keinen Apollonius auf Gottes Erdboden gegeben hätte. Wie läßt sich wohl ein so allgemeines Stillschweigen, volle hundert Jahre hindurch,

mit

mit dem glänzenden Ruhme zusammen reimen, darinn Apollonius, nach Philostrats Aussage, die ganze Zeit, von dem Tiberius an bis auf den Nerva, gestanden haben soll? Wie konnte ein Mann, welchen Nero fürchtete, der in der Folge Vespasians Orakel war, den Nerva so zärtlich liebte, der den Domitian schreckte, und den Stolz dieses trotzig- und Blutdurstigen Wütheriches bändigte, wie konnte er allen römischen Geschichtschreibern unbekant geblieben seyn? Wie kam es, daß die Griechen, deren auszeichnende Eigenschaft der Vorwitz, und ein entschiedener Hang für das Wunderbare von jeher gewesen ist, welche Augenzeugen von allem deme gewesen wären, was sich zu Eges in Cilizien, zu Athen, und zu Ephesus zugetragen hatte, uns schlechterdings gar keine Nachricht davon hinterlassen haben? Diese Aufgabe dürfte jeden, der sie auflösen müßte, in Verlegenheit setzen. Ich sehe nicht ein, wie Philostrat damit zu Recht würde gekommen seyn. Oder kann er etwa die Quellen angeben, so er entdecket, und daraus er geschöpfet hat? Seht alles, was er uns hierüber berichtet.

Apollonius, schreibt er, wurde während seines Aufenthaltes in Ninive mit einem gewissen Menschen, der sich Darius nannte, bekannt. Dieser ward in der Folge sein Schüler, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen. Nun, dieser treue Gefährte hat Nachrichten über das Leben des Apollonius geschrieben, von dem er eine Menge Briefe gesammelt hatte. Diese Briefe und Nachrichten lagen zu Babylon lang im Staube, und der Vergessenheit begraben, als sie ein Liebhaber der Alterthümer, welchen uns Philostratus zu nennen vergessen hat, sammlete, und an

die

die Kaiserinn Julie, die Gemahlinn des Septimus Severus, und des Carakalla Mutter schickte. Diese gelehrte Prinzessinn, eine Philosophinn von Profession, lieferte diese Urkunden ihrem Geheimschreiber Philostratus aus, mit Befehl, das Ganze schicklich anzugreifen, und die Geschichte und das Leben dieses seltenen Mannes zu verfassen. Und das alles verbürget Niemand, als Philostrat selbst; Keine andere Seele hat eine Sylbe davon gesehen. Folglich schränken sich alle Gewährleute, und alle Beweise für die Aechtheit dieser Geschichte auf das Zeugniß des allerliebsten Dacius, auf den Namen der Kaiserin Jnulie, auf Philostrats Einsicht, Scharfsinn und gute Kritik ein. Wir wollen den Werth dieser Bürgen, untersuchen, und mit dem Dacius anfangen.

Dieser Dacius spielt in Philostrats Geschichte eben die Rolle, welche die Bediente in den Comödien spielen. Die, welche für die Bühne arbeiten, bedürfen ihrer, um die Handlung zu verbinden, und die Lücken auszufüllen. Diese Bediente müßen sagen und thun, was man andere nicht schicklich kann thun und sagen lassen. Eben also hatte auch Philostrat einen Dacius nöthig; auf ihn bezieht er sich in allem, was er uns von seinem Helden Apollonius vorprediget. Indessen ist dieser Dacius, so wie Philostrat uns schilderet, ein Dümmling. Er sagt nichts, und weis nichts zu sagen. Er hat keinen andern Beruf, als die Bothschaften seines Herrn zu bestellen: er ahndet nichts, wenn ihn sein Lehrmeister noch so arg hernimmt. Aber eben diesem Dacius entwischet nichts von allem deme, was Apollonius gesagt hat. Er weiß alle Orakel und Aussprüche dieses großen Mannes, ohne daß sie von ihrem

rem Feuer und Nachdruck in seinem Munde das Geringste verloren, an Fingern herzusagen. Er giebt die vollkommenst- und umständlichste Nachricht von allem, was er auf seinen Reisen von dem Indus und Ganges an, bis zum Tagus, und den Säulen des Herkules gesehen hat. Seine Nachrichten sind, wie Philostratus sagt, schlecht geschrieben: aber alles bekömmt unter der Feder dieses kaiserlichen Geheimschreibers eine glänzend- und reizende Gestalt. — Nun lasset uns auf den zweyten Bürgen kommen.

Alle römische Geschichtschreiber schildern uns die Kaiserinn Julie, als ein ehrgeiziges, wegen ihrer Ausschweifungen verschreytes Weibstück, welche aus Eitelkeit, und ihrem Gemahl zum Trotz die Philosophinn machte. Sie gestehen ihr viel Verstand und Scharfsinn zu; aber beschuldigen sie andererseits der schlüpfrigst- und gehäßigsten Laster. Philostrat glaubte seinem Werke Ruhm und Ansehen zu verschaffen, falls er es unter dem Schutze einer berühmten Prinzessinn ankündigte, welche eines Kaisers Gemahlinn und Mutter wäre. Und in der That war diese Schrift wohl würdig unter dem Namen der Julie zu erscheinen. Aber was die Uebersendung der Nachrichten an diese Prinzessinn belangt, dürfte wohl ein Geheimniß dahinter stecken, welches eben nicht zum besten eingehüllet ist. Wie kommt es, daß der, welcher diese Urkunden überschicket hat, gänzlich unbekannt geblieben ist? Läßt nicht das mit Grunde irgend einen Betrug argwöhnen, davon Philostrat wohl die Ursache gewesen seyn, und ihn mit Julie selbst verabredet haben mag? — Nun wollen wir den dritten Gewährmann vornehmen, oder das Ansehen untersuchen, welches den Name und die Talente Philostrats verdienen.

Pho-

Photius, nachdem er dieses Werk gelesen hatte, beschließt sein Urtheil davon mit folgenden Worten: „Was „Philostrat von dem Lande Indiens erzählt, ist das abgeschmackteste Zeug, so man sich nur denken kann, und „welches jeden gesunden Menschenverstand beleidiget. Dort „schreibt er, sieht man ungeheure Tonnen, daran die Einen mit Winde, die Andern mit Regen gefüllet sind: sie „dienen wechselweise die Pflanzen, Bäume und Felder zu „befeuchten, wenn sie es bedürfen, und wieder zu trocknen, „sobald sie hinlänglich befeuchtet sind. Unabläßig kömmt „er mit solch ausschweifenden Erzählungen angestochen, welche den Unsinn dieses Schriftstellers verrathen, daß man „wohl sagen kann, es gebe kein schaleres und verächtlicheres Werk, als die sieben Bücher dieser Geschichte." Man darf sich auf dieses Urtheil des Photius sicher verlassen, und daraus den Philostratus würdigen.

Ob man aber schon dieses Werk, als einen Roman betrachten muß, welchen der Wahnsinn, und die Gottlosigkeit, vielleicht vermittelst mehrerer Philosophen in Gesellschaft, ausgeübet haben, dazu etwa einer aus ihrem Mittel seine Feder hergeliehen hat; so läßt sich doch nicht zweifeln, daß es wirklich so einen berüchtigten Markschreyer und Betrüger, von Thyane gebürtig, Apollonius mit Namen, gegeben habe. Luzian lieferet uns davon in seinem Pseudomantis einen Beweis, welcher alle Ungewisheit hebet. Dieser Pseudomantis, oder falsche Wahrsager, ist die Geschichte des lasterhaftest- und abgefeimtesten Betrügers, den es gegeben hat. Luzian hatte ihn gekannt, und gesprochen, ja war mit ihm bey Gelegenheit in einer Art von Verbindung gestanden. Dieser Schurke nannte

sich

sich Alexander, und war, schreibt Luzian, in der Schule des berufenen Apollonius von Tyane gebildet worden. Er wußte um alle die Auftritte, welche dieser Mann in der Welt gespielet hatte, und daraus möget ihr schließen, wozu er selber aufgeleget war. Nach dem Tode seines großen Lehrmeisters wurmelte es in seinem Kopfe von den kühnsten Entwürfen, davon er sich, wenn die Ausführung glücken sollte, einen unsterblichen Ruhm, und ein unbekränztes Ansehen versprach. Man sieht, was Luzian vom Apollonius denket; er schildert denjenigen als einen Meister in Lastern und Schurkenstreichen, welchen Philostrat in der Folge als den größten Philosophen, und den ersten Heiligen des Heydenthumes aufstellet.

Zweifelsohne hat Philostrat Luzians Pseudomantis gelesen. Dieser Schriftsteller beschreibt uns seinen Helden als den angenehmsten Menschen; die schönste Bildung, ein trefflicher Wuchs, eine bezaubernde Anmuth in Gebärden, eine sanfte, harmonische Stimme, und noch obendrein alle Talente des Geistes, eine sieghafte Beredsamkeit, der durchdringendste Verstand, die sicherste Beurtheilungskraft, das glücklichste Geschick sich immer von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, die schönsten Tugenden nachzukünsteln, und sich mehr Ansehen und Hochachtung zu verschaffen, als die ächtesten Philosophen, und die Tugendhaftesten Menschen je genossen haben; und endlich die scharfsichtigste Menschenkenntniß, und die Kunst, alle Herzen zu überraschen und zu gewinnen. Eben diesen Charakter giebt auch Philostrat seinem Apollonius, eben diese Vorzüge leget er ihm bey. Luzian läßt sei-

nem

nem Alexander oft in den Tempeln wohnen. Und Apollonius wählt am Anfange seiner Züge Aeskulapens Tempel zu seinem Aufenthalte. Alexander giebt sich mit Wahrsagen ab; Apollonius wirkt die erstaunlichsten Wunder: und ob sich schon diese zween Leute in so mancher Rücksicht gleichen, macht doch Luzian aus seinem Alexander, welcher in des Apollonius Schule war gebildet worden, den gehäßigst- und abscheulichsten Betrüger, und Philostrat aus seinem Apollonius, Alexanders Lehrmeistern, einen ganz göttlichen Mann, ja beynahe einen Gott.

Nun was muß man aus diesen Bemerkungen schließen? daß es wahrhaftig ein Abentheuer, einen Betrüger, der sich Apollonius nannte, gegeben habe; daß dieser Betrüger vor den Kaisern die Rolle nie gespielet, so ihn Philostrat spielen läßt; wie hätte er sonst den größten Geschichtschreibern seiner Zeit unbemerkt bleiben können? daß er erst nach Philostrats herausgekommenen Romane bekannt und berühmt zu werden angefangen habe; daß diese Roman nichts, wie ein Gewebe von Lügen und Albernheiten sey; Daß Dacius, welcher diese Nachrichten geschrieben, und des Apollonius Briefe gesammelt haben soll, nichts mehr und nichts weniger als eine Drathpuppe ist; daß man seine Zeit sehr übel angewandt hat, über Sachen zu raisonniren, und Dinge zu erklären, welche nie existirt haben, und wider alle Wahrscheinlich- und Glaubwürdigkeit laufen. Das ganze beruht demnach auf dem einzigen Ansehen des Philostratus: Würdigen wir es nach seinem Verdienste; und damit genug.

Justin,

der

Philosoph und Blutzeuge.

An die Spitze der seltenen Männer, welche Gott in den ersten Jahrhunderten der Kirche erwecket hat, um die Erhabenheit und Göttlichkeit der christlichen Religion der Welt zu zeigen, und alle Albernheiten und den ganzen Gräuel der Abgötterey anschaulich aufzudecken, verdient der Erlauchte Philosoph und Blutzeuge Justin gestellt zu werden. Dieser große Mann ward zu Neapel in Palestina, siebenzig Jahre nach Jesus Tode, gebohren. Er hatte vom Himmel ein biederes Herz, eine von Natur tugendhafte Seele, einen richtig- und tief gründenden Verstand mit einer unglaublichen Begierde und Thätigkeit, nach der Wahrheit zu forschen, zum Geschenke erhalten. Daher fand er sich nicht so bald im Stande, aus sich selbst zu denken, und zu untersuchen, als er sich ganz auf die Philosophie verlegte; und da er in dem Heydenthume war gebohren worden, bekennte er sich nacheinander zu verschiedenen philosophischen Sekten, welche unter den Heyden die berühmtesten waren; und machte sie bis auf sein dreyßigstes Jahr zum Gegenstand alles seines Nachdenckens, und des strengsten Fleißes.

Am Anfange ließ er sich mit dem hitzigsten Eifer unter den Stoikern anwerben. Die großen Grundsätze, womit sich diese Leute trugen, machten tiefen Eindruck auf seinen Geist, gefielen ihm, und gewannen sein Herz. Es dünkte ihn, selbe geben der Seele einen kühnern Schwung, athmen nichts, dann die erhabenste Tugend, und er könnte sich mit diesen Grundsätzen wohl über den Troß anderer Menschen aufschwingen. Aber es währete nicht lang, so wurde er,

seiner Jugend ungeachtet, in Bälde gewahr, daß diese gleißende Außenseite nichts wie Eitelkeit und Stolz decke: Denn, da er seine Lehrmeister über den Begriff, welchen man sich von Gott machen sollte befragte, entdeckte er bald, daß sie über eine so wichtige Frage stammelten, nichts bestimmtes zu sagen wußten, ja am Ende gar den seltsamen Ausspruch wagten: Diese Kenntniß sey dem Menschen auf keine Weise nothwendig. Seine aufrichtige Seele, und sein natürlicher Verstand empörten sich gegen diese Art zu denken und zu antworten, und er faßte den Entschluß, von seinen ersten Lehrmeistern Abschied zu nehmen, und sich nach Aufgeklärtern umzusehen.

Die Schüler des Aristoteles, oder die Peripatetiker waren damals im Rufe, daß sie unter allen Philosophen die scharfsichtigsten wären. Unter ihnen dann suchte er sich einen Lehrer aus, welcher seine Forschbegierde nach Wahrheit auf den rechten Pfad leiten sollte. Aber er war in der zweyten Wahl nicht glücklicher, als in der ersten. Er entdeckte bald, daß dieser neue Lehrmeister nichts weiter, denn ein großer Schwäzer, und obendrein das eigennützigste Geschöpf wäre, und keine von jenen Eigenschaften besäße, welche einen wahren Philosophen bezeichnen. Er fand sich demnach bemüßiget, zur Befriedigung seines Bedürfnisses sich anderswohin zu wenden.

Damals lebte in Syrien ein Schüler des **Pythagoras**, der in großem Rufe stand, und dessen Genie, Wissenschaft, und ausgebreitete Kenntnisse man ungemein rühmte. Justin legte bey ihm einen Besuch ab, und erklärte sich, die Forschbegierde nach Wahrheit, und sein entschiedener Geschmack für die ächte Philosophie wären der einzige Beweggrund seines Zuspruches, und er werde sich glücklich schätzen, sofern ihn ein Mann von solchem Ruhme zum Schüler annehmen wollte. Er konnte mit dem ersten Empfange so ziemlich zufrieden seyn. Hernach fragte ihn der Philosoph, ob er sich wohl in der Feldmeßkunst, Musik, und Sternkunde umgesehen hätte: denn dieses, sagte er,

ist

ist schlechterdings nothwendig, um zur Erkenntniß des Schönen und Wahren zu gelangen, die Seele über die sinnlichen Gegenstände empor zu heben, und sie empfänglich zu machen, das schöne Ideal zu fassen, und zu erkennen, worinn die wahre Glückseligkeit besteht. Er machte mit diesen verschiedenen Kenntnissen viel Aufhebens, und rieth ihm, sich alles Ernstes darauf zu verlegen, mit Versprechen, ihn, so bald er darinn die nöthigen Fortschritte würde gemacht haben, unter seine Lehrlinge aufzunehmen. Justin fand bey diesem Vorschlage seine Rechnung nicht. Die lange Zeit, so er auf diese Wissenschaften hätte verwenden müssen, schreckten ihn zurück, und er wußte itzt so wenig, als im Anfange, an was er sich halten, oder zu was er sich entschließen sollte. Aber während dieser seiner Unentschlossenheit langte zu Naplouse einer der berufensten Philosophen aus Platons Schule an.

Kurz nach der Ankunft dieses neuen Lehrers besuchte ihn Justin. Er ward im Anfange von den Begriffen entzückt, welche dieser Mann von den unkörperlichen, pur geistigen Gegenständen äußerte, fand Geschmack an seinem Umgange, hörte seinen Lehrübungen unverdrossen zu, ja wählte sogar dessen Wohnung zu seinem Aufenthalte. Er schmeicheite sich, in Kurzem zur wahren Weisheit, und erhabenen Kenntniß der Gottheit zu gelangen; denn darauf zweckt die platonische Philosophie vornehmlich ab.

In der Absicht, dieses Ziel geschwinder zu erreichen, und seinen philosophischen Betrachtungen ungestörter nachzuhängen, entschloß sich Justin nach dem Rathe seines Lehrers, aus dem Gewühle des gesellschaftlichen Lebens zu fliehen, und irgend eine Einöde zu seinem Aufenthalte zu wählen, wo seinen Geist nichts zerstreuen, oder am Nachdenken hindern könnte. Er fand einen solchen Ort nicht weit vom Gestade des Meeres, welcher, wie ihn dünkte, seinen Absichten und Entwürfen, und seinem Geschmacke vollkommen entsprach, und er beschreibt ihn uns selber in seiner Unterredung mit Tryhon.

Eines Tages, sagt er, als ich in meine Lieblingsbetrachtungen ganz versenkt, in meinem einsamen Aufenthalte allein zu seyn glaubte, und so auf gerathewohl herumgienge, sah ich einen ehrwürdigen Greisen mir folgen, dessen sanfte und ernste Gesichtsbildung die Schönheit seiner Seele und die wahre Weisheit verrieth, so in seinem Herzen thronte. Ich wandte mich um, stutzte, und faßte ihn steif ins Auge. Warum blickst du mich so aufmerksam ansprach der Greis zu mir; kennst du mich etwa? Nein, war meine Antwort; aber mich befremdet, dich an diesem Orte zu sehen. Ich glaubte in einer gänzlichen Wüsteney zu sein, und vermuthete wohl nicht, hier auf eine menschliche Gestalt zu treffen. Ich bin wegen einiger Freunde verlegen, versetzte der Greis, welche eine Reise zusammen unternommen haben, und deren Rückkehre ich mit Sehnsucht erwarte: und in der Absicht, zu sehen, ob ich nicht irgend etwas entdecke, das mir ihre Zurückkunft verkündiget, kam ich hieher. Aber du, fuhr er fort, was machest du in dieser oeden Gegend? Mir behagt, erwiederte ich, in dieser Einöde herumzuschleudern, wo mich nichts in meinen Betrachtungen stört, mit denen ich meinen Geist nähre. Diese von aller Welt entfernten Orte sind der schicklichste Aufenthalt für einen Menschen, welcher im Ernste seine Vernunft ausbilden, und sich in der großen Kunst zu denken vervollkommen will. Du findest also, fiel meinem Greiß ein, an der Philosophie vorzüglich Geschmack. Aber was ist dabey deine Hauptabsicht, und dein eigentliches Vorhaben? Welches Ziel hast du dir bey diesem Studium gewählet? Treibst du es etwa mehr in der Absicht, bey andern durch Scharfsinn und Wohlredenheit zu glänzen, als dein eigenes Herz zu bessern? Ist es dir vielleicht mehr um die Fähigkeit zu thun, dich über jeden Gegenstand beredt und Zweckmäßig auszudrücken, als das in Uebung zu bringen, was die Wahrheit räth?

Der Alte gefiel mir: ich fand in seinen Reden so etwas Neues, das recht dazu gemacht war, die Aufmerksamkeit zu erregen und zu schärfen. Was kann man wohl besseres thun,

ver:

versetzte ich, als das man zu beweisen sucht, die Vernunft müße die einzige Richtschnur des Menschen seyn. Bey einem so sichern Wegweiser entdeckt man ohne Schwierigkeit die Verirrungen derjenigen, welche sich auf eine Weise benehmen, die den Absichten des höchsten Wesens nicht entspricht. Es findet sich weder Klug- noch Weisheit bey einem Menschen, welcher kein Philosoph ist. Die wahre Philosophie, so in der Untersuchung und Liebe der Wahrheit und Tugend besteht, ist jedem Menschen so wesentlich, als sie seiner würdig ist. Alles Uebrige ist niedrig, und verächtlich, und jede Neigung, welche von der Philosophie nicht erregt, und bewilliget wird, ist immer verwerflich, und hat allemahl unselige Folgen. So macht denn die Philosophie die Glückseligkeit des Menschen aus, fragte der Greis? Zweifels ohne, gab ich auf der Stelle zurück, sie allein kann uns glücklich machen. Hier häufte der kluge Greis Fragen auf Fragen. Was ist diese Philosophie? Wie ist jene Glückseligkeit beschaffen, zu der sie führet? Welche Begriffe machest du dir von der Gottheit? Die Philosophie, antwortete ich, ist die Wissenschaft des Wesens, und die Erkenntniß der Wahrheit. Die Glückseligkeit ist der Lohn, und die Frucht dieser Wissenschaft und Erkenntniß. Und Gott ist das selbständige, unwandelbare Wesen, und die Grundursache von allem deme, was außer ihm besteht.

Ich merkte bald, daß der ehrwürdige Greis an meinen Antworten Vergnügen fand; aber um mich zur vollkommenst- und erhabensten Philosophie zu führen, that er noch eine Menge Fragen über den Ursprung der Menschen, über die Natur der Seele, über ihre Unsterblichkeit und Freyheit, über ihr Loos nach diesem Leben, über den Unterschied zwischen Menschen und Thieren. Ich antwortete auf alle diese Fragen nach den Grundsätzen, die ich bey den geschätztesten Philosophen, welche mich die aufgeklärtesten zu seyn dünkten, gefunden hatte. Indessen kam ich von Zeit zu Zeit durch seine Einwürfe, und wegen der bedenklich- unangenehm- und gefährlichen Folgen, welche man, wie er sichs merken ließ, aus meinen Antworten ziehen konnte,

in ziemliche Verlegenheit. Sodann fiel er in einen noch ernsthaftern Ton, und zeigte mir, so schön und reitzend auch die Aussichten und Gedanken jener Philosophen wären, die ich gehört hätte, reichen sie doch bey allem dem noch lange nicht hin, den Geist vollkommen aufzuklären, und die wesentlichsten Wahrheiten vor ihm zu enthüllen. Um sich über diese Wahrheiten zu unterrichten, müße man aus andern Quellen, aus ehrwürdigern und höhern Quellen schöpfen, sich an andere Lehrmeister, an solche Männer wenden, welche Lieblinge Gottes, von oben erleuchtet, entzündet und begeistert gewesen, und die einzigen wären, so die Wahrheit erkannt, und sie den Menschen ohne Eigennutz und ohne Furcht angekündiget hätten; diese Männer, welche man Propheten nenne, hätten Schriften hinterlassen, worinn sie vorhersagten, was in der Zukunft erfolgen würde, und was man auch pünktlich Jahrhunderte nach ihrem Tode erfolgen sah. Darinn fänden sich alle Kenntnisse, welche für einen ächten Philosophen, das ist, für einen aufrichtigen Liebhaber der Wahrheit die nothwendigsten sind. Lies diese Bücher setzte er bey, lies sie mit Eifer, und bitte Gott, dir ihren Verstand aufzuschließen. Bey diesen Worten entfernte er sich plötzlich, oder besser zu reden, er verschwand, und ich stund über diese Unterredung wie versteinert da. So giebt uns der heilige Justin selbst von der Weise Nachricht, wie der Himmel seine Bekehrung vorbereite.

Kaum hatte er sich nach diesem außerordentlich- und unerwarteten Gespräche wieder in etwas erholet, die Seele noch immer von den großen Gegenständen voll, die man ihm gezeigt hatte, fühlte er das sehnlichste Verlangen, jene kostbare Bücher zu überkommen, in denen, wie man ihm Hoffnung gemacht hatte, er diese erhabene Wahrheiten, diese so wesentliche, und lichte Kenntnisse finden würde, die er schon so lange vergeblich gesucht hätte. Er las, oder verschlang, besser zu reden, mit der größten Begierde die Bücher des Moyses, und der Propheten: er fand Begriffe von der Gottheit darinn, welche alles weit hinter sich ließen, was er je bisher in diesem Fache gehört hatte. Er sah Got-

tes Größe mit den glänzendsten Zügen, und den erhabensten Gedanken geschilderet. Er war von den Verheißungen entzücket, welche dem Menschengeschlechte einen göttlichen Gesetzgeber, und Erlöser versprachen. Dieß führte ihn auf die Bücher der Christen. Er nahm die evangelischen Schriftsteller zur Hand, und fand darinn die gänzlich- und pünktlichste Erfüllung alles dessen, was Moyses und die Propheten angekündiget, vorgesagt, und verheißen hatten. Itzt zaudert er nicht länger; er unterredet sich mit den Christen; er gehorcht der Gnade, welche in dieser schönen, arglosen Rede geschäftig arbeitete, und läßt sich taufen; und man kann sagen, die wahre Philosophie sey das Mittel gewesen, dessen sich die Gnade bediente, Justinen dem Christenthume zu erobern, und ihm Muth und Kraft einzuflößen, sich zu den erhabensten Tugenden empor zu schwingen, welche eine Religion lehret, die einen Gott zum Haupte und Stifter hat, und das Meisterstück aller drey göttlichen Personen ist.

Kaum hatte er die christliche Religion angenommen, und sich öffentlich dazu bekannt, ward er schon ihre Leuchte und ihr Schutz; ihre Leuchte durch seine Einsichten, vermittelst deren er die Kirche aufklärte; ihr Schutz durch den Eifer, womit er das Christenthum gegen die Anfälle der Juden und Heyden vertheigigte.

Erst gab er in einer kurzen Schrift von seiner Religionsänderung Rechenschaft, welche sich mit diesen Worten anfängt: Glaubet nicht, meine Römer, daß ich ohne Grunde, und ohne Untersuchung eure Ceremonien und eure Religion verlassen habe. Ich that es allein aus der Ursache, weil ich nichts darinn fand, was heilig und würdig gewesen wäre, den Beyfall einer Gottheit zu verdienen. Hernach zeigt er mit einem Strome dahinreißender Beredsamkeit, und bewunderungswürdiger Bestimmtheit, daß die Götter, welche sie anbetheten, Sklaven der schändlichsten Leidenschaften und die Helden, so sie auf ihren Schaubühnen, oder bey

ihren Geheimnissen besängen und priesen, nichts wie tollsinnige Strudelköpfe, oder Weichlinge gewesen wären, daß man sich bey ihren Feyerlichkeiten, in ihren Versammlungen, und an ihren Festtagen Ausschweifungen erlaube, welche die Vernunft entehrten, und die Natur beleidigten. Diesem eckelhaften Gemälde stellt er die Heilig: und Reinigkeit der gottesdienstlichen Ceremonien und Sitten der Christen entgegen. Unser Gott, spricht er, achtet der Schönheit des Leibes, und der theuren Steine, womit ihr ihn schmücket, nicht: er sieht allein auf die Schönheit, das heißt, auf die Heiligkeit der Seele. Kommt, Römer, lasset euch belehren; ich war einst, was ihr itzt seyd, werdet itzt, was ich gegenwärtig bin. Die Stärke und Kraft der christlichen Lehre hat mich erleuchtet, und meinen Geist von der Dienstbarbeit der Sinne und Leidenschaften befreyet; durch sie herrscht itzt heutere Stille, und ruhige Zufriedenheit in meiner Seele. Dieser von seinen schimpflichen Banden entfesselte Geist darf zuversichtlich hoffen, er werde einst auffliegen, sich mit jenem zu vereinigen, der ihn erschaffen hat; indem es billig ist, daß er zu dem zurück kehre, aus dessen Händen er gekommen ist.

Auf diese kleine Schrift folgten bald größere Werke, darinn er die ganze Hochheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, und die Ungereimtheiten des heydnischen Götzendienstes anschaulich erweiset: von dieser Art sind seine Ermahnungsreden an die Griechen, sein Buch von der Einheit Gottes, seine erste Schutzrede für die christliche Religion an Kaiser Antonin den Guten, seine Abhandlung an Diognet über die Gründe, welche die Christen bewogen haben, den Götzendienst zu verlassen, ohne an dessen Statt die jüdische Religion zu wählen; seine zweyte Schutzschrift an Roms Senat, und das römische Volk; seine Unterredung mit dem Juden Triphon, welcher das Haupt der Synagoge von Antiochien war. Von allen diesen verschiedenen Werken wollen wir einen kurzen Auszug hersetzen

setzen. Er hat zwar noch mehr andere Schriften verfasset, welche aber nicht auf uns gekommen sind, und deren Verzeichniß man bey Euseben von Cäsarea nachsuchen kann.

Justin hielt sich seit seiner Bekehrung beynahe stets in Rom auf. In dieser Stadt verfertigte er die meisten seiner Schriften. Den Brief, welchen Antonin an die Völker Asiens schrieb, um der Verfolgung wider die Christen unter ihnen Einhalt zu thun, kann man als eine Wirkung seiner Schutzrede an diesen Fürsten ansehen. Seine kurze Abhandlung an Diognet zeuget von der Hochachtung, darinn er bey den Weisesten unter den Heyden stund. Die Christen betrachteten ihn als ihr Orakel, und die Väter seines und der folgenden Jahrhunderte beriefen sich auf seine Schriften mit unbekränzter Zuversicht, und den größten Lobsprüchen. Man darf nur lesen, welcher Ausdrücke sich die heiligen Irenäus, Epiphanius, Hieronymus, Tatian und viele andere bedienen, wenn die Rede von diesem Manne ist.

Ja nicht allein durch seine Schriften vertheidigte Justin die Religion, und erfocht so manchen Sieg für sie: er verherrlichte dieselbe auch so wohl durch besondere Unterredungen, die er mit den Heyden pflog, als auch durch die öffentlichen gelehrten Kämpfe mit ihren Philosophen. Deren einer lebte damals zu Rom, Creszens mit Namen, das lasterhafteste Geschöpf unter der Sonne. Ich will hier das Gemälde hersetzen, welches Euseb von ihm entwirft. Creszens, schreibt er, war ein Philosoph aus der Schule der Cyniker, dessen Leben und Sitten den Grundsätzen der Sekte, dazu er sich bekannte, vollkommen entsprachen. Nie hieng wohl ein Mensch dem abscheulichsten Laster der Knabenschänderey mit so unersättlicher Wuth nach. Er war ein großer Freund vom Schlemmen, im höchsten Grade eigennützig, äußerst stolz, ohne sich in den Wissenschaften ungesehen zu haben, und eine furchtsame feige Memme, ob er schon die Verachtung des Todes predigte. Seine Lieblingsbeschäftigung, daran er viel behagen fand, bestund

darinn, daß er den Pöbel durch Spöttereyen unterhielt, womit er die Christen, ihre Lehre, und Glaubenssätze herum zu nehmen pflegte. Justin hatte manchmale Gelegenheit gehabt, ihn offentlich vor dem ganzen Volke zu beschämen, und er ließ gewiß keine unbenutzt: dafür haßte ihn aber auch Crescens auf den Tod. Er legte ihm aber unabläßig Fallstricke, bis er ihn endlich vor Gericht laden ließ, und daselbst als einen der ersten Eiferer für die Christensekte angab. Die Griechen haben uns die Urkunde seines Marterthumes aufbewahret. Man kann sie aber ohne zärtliche Rührung nicht lesen, wenn man die Sittsamkeit, die Seelenruhe, und die Weisheit sieht, womit er vor dem Richter erscheint, und auf dessen Fragen antwortete. Mehrere seiner Schüler, und geistlichen Zöglinge begleiteten ihn zur Verhör.

Man fragte ihn am Anfange, ob er der Mann wäre, welcher das christliche Gesetz gelehret, und alle, die sich hier mit ihm stellten, dem Dienste der Götter zu entsagen verleitet hätte. Justin antwortete, die Gnade J. C. habe ihn erleuchtet, und er theile diese Gnade, so viel in seinen Kräften stünde, allen denen mit, welche sich seinem Unterrichte zu folgen bequemten. Nach vielen ähnlichen Fragen legte man ihm die kaiserliche Verordnung vor, und drang an ihn, den Götzen zu opfern. Auf erfolgte Verweigerung ward er sammt seinen Lehrjüngern, die ihn begleitet hatten, zum Tode verdammt. Er vernahm das Urtheil mit innigster Herzensfreude, pries und dankte dem Herrn, daß ihm vergönnt wäre, jene Religion mit seinem Blute zu besiegeln, die er seit seiner Bekehrung unabläßig beschützt und gepredi-
get hätte. Unerschrocken streckte er seinen Hals dem Henker dar, und seine Schüler ahmten die Herzhaftigkeit ihres Meisters nach. Itzt schicken wir uns an, einen kurzen Auszug seiner Werke beyzurücken.

Vorstellungen, oder Ermahnung an die Griechen über die Untersuchung der Religion.

Eines der ersten Werke, die Justin verfasset hat, war eine sehr gelehrte, und andringende Abhandlung, darinn er die wichtigsten Untersuchungen über die heydnisch- und christliche Religion, und über jene anstellet, welche man als die Stifter dieser beyden Religionen betrachten kann.

Nach einem ganz kurzen Eingange, darinn sich eine Seele zeigt, welche ganz Gefühl und Liebe für die Wahrheit ist, fragt Justin die Heyden, welchen Schlag Leute sie für die Stifter ihrer Religion hielten? Ob es die Dichter, oder aber die Philosophen wären: und denn schilderet er mit den stärksten Farben alle die Ungereimtheiten, den Gräuel, und die Abscheulichkeiten, welche die Dichter über diesen Gegenstand ausgekramet haben. Er deket das Lächerliche der Theogonie des Homers und Husiodus auf, und macht sich über die tollen Märchen lustig, welche die abentheuerliche Einbildungskraft dieser zween Dichter über den Ursprung der Götter, so die Griechen und Römer anbetheten, ausgeheket hat. Die Bruchstücke, die er aus ihren Gedichten aushebt, sind die anschaulichsten Beweise von deme, was er behauptet. Denn, so ihr glaubet, sagt Justin zu den Heyden, was diese zween berufene Dichter geschrieben haben, so müßet ihr nothwendiger Weise gestehen, daß entweder eure Götter wirklich so, wie sie diese Schriftsteller schildern, beschaffen, oder gar keine Götter sind. Daraus schließt er, daß eine Religion, welche sich auf das Ansehen solcher Lehrmeister gründet, im höchsten Grade ungereimt sey.

Hernach kömmt er auf die Philosophen, deren Ansehen er auf die nämliche Weise entkräftet. Er läßt sie alle durch die Musterung gehen, von Thales dem Miletenser an, bis auf den Empedokles. Er zeigt, daß nicht ein einziger

unter

unter ihnen einen nur erträglichen Begriff von der Gottheit angegeben habe; daß sie sich eben so wenig auf die Natur der Seele verstünden, sich ewig widersprächen, immer Einer den Andern bestritte, und am Ende alle zusammen entweder die gröbste Unwissenheit, oder den dümsten Eigendünkel verriethen. Bey diesem Wirrwarr, bey diesem Schwarme sich durchkreuzender Meynungen entdeckt (spricht Justin) ein kluger Mann das Einzige daß sich alle das Geschmeis untereinander für betrogene Leute, oder für Betrüger hält.

Aber, so euch eure Dichter und Philosophen die wahren Grundsätze der Religionen nicht lehren können, fährt Justin fort, an wen müßet ihr euch dann wenden, um den nöthigen Unterricht über so wichtige Gegenstände zu erhalten? Ich sage, an die Propheten, welche die Gottheit selbst unmittelbar begeistert und unterwiesen hat. Sodann macht er von diesen Männern die prächtigste Schilderung. Er setzt den Moyses an ihre Spitze, und führt das Zeugniß an, welches ihren bewundernswürdigen Talenten und Einsichten die größten Schriftsteller des Heydenthumes gegeben haben. Er zeigt, daß dieser Moyses lange Zeit, ehe noch die Kunst zu schreiben unter den Griechen bekannt war, geschrieben hat; daß seine Lehre den Aegyptiern nicht fremd war; daß von diesen Aegyptiern mehrere griechische Dichter und Philosophen eine Menge Begriffe geborget, welche viel Aehnlichkeit mit denen haben, so man in des Moyses Büchern findet, davon er mehrere Beyspiele aus dem Pythagoras, Plato, Orpheus, Sophokles, und selbst aus Homer, der Heyden schätzbarestem Dichter, anführet. Hernach zeigt er, daß alle Propheten nach dem Moyses eben dieselbigen Wahrheiten gelehret, eben dieselben Grundsätze vorgetragen, und eben derselben Religion Zeugniß geleistet haben. Zum Beschluße sagt er den Heyden; Es bleibt euch keine andere Wahl über, als daß ihr gestehet, der einzig sichere Weg, euch zu unterrichten, und das höchste Wesen, und die wahre Religion nach Würde zu erkennen, seyn die Schriften der Propheten, dieser von Gott begeisterten Männer.

Die

Die erste Schutzschrift an den Kaiser Mark-Antonin.

Hat je ein Werk, als ein Meisterstück der Weisheit, der Stärke, der Art Beweise zu führen, der Unerschrockenheit die Wahrheit zu sagen und zu vertheidigen, angesehen zu werden verdienet, so ist es gewiß Justins Schutzrede an den Kaiser Mark-Antonin. Dieser Monarch ward für den weisesten Fürsten gehalten, so je auf dem Throne gesessen hat. Er war ein Herr von den unbescholtesten Sitten, und erfüllte alle Pflichten eines Regenten mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit. Er herrschte allein durch die Tugend, und diese Tugend war es, welche während drey und zwanzig voller Jahre seines Reiches alle Unterthanen dieser unermeßlichen Monarchie die lebhaftesten Empfindungen der Verwunderung, des Gehorsames, der Erkenntlichkeit, und Liebe gegen einen so guten Herrn einflößte. Wie Rom, so trugen auch die auswärtigen Völker und Könige die unbegränzteste Hochachtung für ihn, welche oft die unter ihnen entstandenen Irrungen vor seinen Thron brachten, und seiner Entscheidung überließen; so daß alle Tage seiner Regierung Tage des Friedens, der Eintracht und Ruhe für die ganze Welt waren. Diese bewunderungswürdige Tugend und Herzensgüte erwarben ihm den Zunamen Pius: denn dieses lateinische Wort bezeichnet einen Menschen von einer empfindsam-zärtlich-und gutmüthigen Seele.

Kaiser Adrian, sein Vorfahrer, da er kinderlos war, nahm anfangs den Lucius Ceionius Commodus Verus an Sohnes Statt an, den er auch zu seinem Nachfolger bestimmte, und unter dem Name Celius Verus als Cäsar ausrufen ließ. Aber da dieser Prinz bald darauf starb, übertrug er alle diese Vorzüge auf den Arrius Antonin, unter der Bedingniß, daß er den Sohn des verstorbenen Fürsten, Lucius Annius Verus, und den Mark-Aurel Antonin, der sich auch Verissimus nannte, und Faustine, Antonins Tochter geehliget hatte, an Kindesstatt an-

annehmen sollte. Sobald Antonin den kaiserlichen Thron bestiegen, ernannte er seine beyde angenommene Söhne zu Cäsarn. Diese Erklärung schien uns zum bessern Verstande der Aufschrift dieser Schutzrede nöthig zu seyn. Sie lautet also:

An den Kaiser Titus Oelius Adrian Antonin den Frommen, Cäsarn, an Verissimus den Philosophen, seinen Sohn, und an Lucius den Philosophen, leiblichen Sohn des Lucius Cäsar, und angenommenen Sohn Antonin des Frommen.

Selbst durch die treflichen Eigenschaften dieses Kaisers, und dieser Prinzen hält sich Justin berechtiget, sie ihrer Pflichten gegen die Christen zu erinnern, und über derselben Charakter aufzuklären.

Nachdem er seinen Namen, seine Geburt, sein Vaterland und seine Religion angegeben hat, spricht er diesen Fürsten das schönste Lob; aber ein Lob, daran niederträchtige Schmeicheley, oder Furcht keinen Theil hat: vielmehr verräth jeder Satz den edelsten Muth, die Wahrheit ohne Schminke zu zeigen, und die Rechte der Unterthanen sowohl, als der Fürsten zu vertreten. Seht, wie er sich gleich beym Eingange seiner Rede ausdrückt:

„Wer von dem Himmel eine empfindsame Seele erhalten hat, und ein ächter Philosoph ist, muß nichts, „denn die Wahrheit schätzen und ehren, und sich über alle „Vorurtheile wegsetzen, so verjährt sie auch immer seyn „mögen; genug daß sie ungegründet sind. Dieß lehret uns „die Vernunft. Giebt es Gebräuche und Gesetze, welche „gegen die Gerechtigkeit laufen, so befiehlt eben diese Ver„nunft, daß man auf sie nicht achten soll: ja sie forderet, „daß ein Mensch, welcher die Wahrheit aufrichtig liebt, „sich durch keine Drohungen, sollte es auch das Leben gel„ten, je schrecken lasse, so zu reden und zu handeln, wie es „die Tugend heischet. Fürsten, ihr habt ein Herz, voll Gü-

te,

„te, ihr seyd Philosophen, ihr lasset jedem eurer Unterthas„nen Gerechtigkeit angedeihen, ihr liebet die Wissenschaften. „Dieß rühmt man von euch, ihr wisset es selbst, im gans„zen Reiche. Aber redet man auch wohl hierinn die lau„tere Wahrheit? Das muß der Erfolg ausweisen. Nicht „aus dem Geiste der Schmeicheley, nicht um eure Gunst „zu erbetteln, treten wir vor euch auf; sondern wir begeh„ren von euch, in unserer Sache nach der Vorschrift der „unbefangenen Vernunft zu sprechen: verhindern möchten wir „daß ihr euch weder durch die Vorurtheile der Hofschran„zen, noch durch Gefälligkeit gegen abergläubige Leute, „oder durch Uebereilung, oder durch schwärmerisches Ge„schrey, welches schon seit langer Zeit ertönet, dahin reißen „lasset, ein Urtheil zu fällen, das euch strafbar machen „würde. Ihr könnt uns zwar tödten; aber uns schaden, „nein, das könnt ihr nicht. Mit gutem Grunde führen „wir diese Sprache mit euch. Wir beschwören eure Bil„ligkeitsliebe, gerichtliche Untersuchungen anzustellen. Kann „man die Laster, welche man den Christen Schuld giebt „erweisen, gut, so strafe man uns nach aller Schärfe; „falls man aber mit keinem Beweise aufkommen mag; „wie dürfet ihr wohl zugeben, daß man die Unschuld mor„de, ohne daß ihr selbst Verbrechern werdet, und euch ent„ehret"

In diesem Tone mit den Gebiethern der ganzen Welt reden, zeugt von einer Seelengröße, welche man nie genug bewundern, und zu der die Religion allein den Menschen erheben kann.

Die erste Vorstellung, welche Justin zum besten der Christen machet, beziehet sich auf die Ungerechtigkeit, sie bloß ihres Namens wegen zu verdammen, ohne daß man sie eines Verbrechens überzeugen könnte. Die Beschuldigung des Atheismus traf einst ja auch den Sokrates, und gründet sich auf die Verweigerung, Götter anzubethen, die nichts dann Stein und Holz sind, den Teufeln ihr Ansehen zu verdanken haben, und deren Verehrung dem Laster Vorschub

schub giebt. Die Christen sind keine Gotteslängner; sie bethen den alleinigen Gott, den Schöpfer aller Dinge an, welcher durch sein Wort, und seinen heiligen Geist die Quelle aller Tugenden ist. Von ihm erwarten sie ihren Lohn, und seinetwegen verachten sie den Tod. Justin drückt sich über diese Gegenstände durch Gedanken aus, welche nicht interessanter und auffallender seyn könnten.

Aber noch weit interessanter wird seine Sprache, da er den Kaisern einen kurzen Entwurf von der ganzen christlichen Sittenlehre, von der Schönheit der Grundsätze des Herrn Jesu, und von der unwandelbaren Treue der Christen gegen diese Grundsätze vorleget. Er entwirft das reizendeste Gemälde von der Reinigkeit ihrer Sitten, von ihrer uneigennützigen Dienstfertigkeit gegen alle Welt, von ihrer Geduld im Leiden, ihrer Liebe gegen Gott, ihrem Gehorsame gegen die Fürsten, und ihrer ruhigen Freude, welche ihnen die zuversichtliche Hoffnung einer glückseligen Unsterblichkeit gewähret. Aber dafür schreibt er, ist auch diese ganze Sittenlehre ein Erzeugniß des ewigen Verstandes, und ein Geschenk, das uns aus dem Schooße der Gottheit selbst zugefloßen ist.

Zum Beweise, daß alles, was sich von dem Leben, den Wunderwerken, und Geheimnissen geschrieben findet, welche in der Person Jesu sind erfüllet worden, sich auf die unläugbarste Wahrheit gründe, zeigt er, daß jedes einzeln, und alle insgesammt von den Propheten ein, zwey und dreytausend Jahre, ehe dieser Jesus hienieden erschien, sind vorhergesagt worden. Er führet diesen Stoff auf eine Weise aus, welche die Wißbegierde auf das angenehmste befriediget, und die ausgebreiteste Belesenheit, einen unermüdeten Fleiß, die gründlichste Einsicht, und den vollkommensten Verstand der göttlichen Bücher verräth. Am Schlusse dieser schönen Stelle seiner Schutzschrift sagt er zu den Kaisern: Die Apostel, diese Abgesandte J. C., bekamen von ihrem göttlichen Meister den Auftrag, seine Lehre durch die ganze Welt zu verkündigen,

ob

ob man es ihnen schon in der Folge unter der Todesstrafe verboth. Sie thaten es, und wir thun es noch izt. Widersetzet ihr euch unserm Predigen durch eure Verordnungen, so möget ihr uns zwar tödten: aber dieß ist kein Uebel für uns, wohl aber ein Verbrechen für euch, und unsere ungerechte Verfolger, welches mit ewigem Feuer wird bestrafet werden.

Auf diese schöne Stelle folgt eine andere von der Einführung der christlichen Religion unter allen Nationen der Welt, und ist in gleichem Geschmacke geschrieben. Die große Menge der historischen Begebenheiten, dicht zur Seite der Weissagungen, dadurch sie Jahrhunderte vor sind angekündiget worden, liefern den anschaulichst- und glänzendesten Beweis von der Göttlichkeit unserer Religion. Der kluge Schutzredner vergißt nicht, der Zerstörung Jerusalems, der Verbannung, und der Strafgerichte zu erwähnen, welche Jesus der jüdischen Nation in prophetischem Tone angedroht, und die Römer vollzogen hatten, und die als ein unzerstörbares Denkmal für die Wahrheit der Weissagungen und evangelischen Ereignisse zeugen.

Der Schluß der Schutzschrift handelt von der Weise, wie man sich benimmt, um aus Heyden Christen zu machen, und von dem Betragen der Gläubigen bey ihren sonntäglichen Versammlungen. Es scheint, das Wort Dominica, oder der Tag des Herrn sey damals zu Rom noch nicht üblich gewesen, oder aber es dünke den heiligen Justin unschicklich, sich dessen in einer Rede an heydnische Kaiser zu bedienen. — Er sagt ihnen: Am Sonntage versammeln sich die Christen zum Gebethe, um sich in der Tugend zu befestigen. Man liest die Schriften der Propheten und Apostel ab, und der, so der Versammlung vorsteht, hält über die abgelesene Stelle einen Unterricht an das Volk. Hernach, schreibt er, überreicht man dem Vorsteher der Versammlung, das ist, dem Bischofe Brod und Wein, welcher Gott durch den Sohn, und heiligen Geist danket, und

dann das Geheimniß vollbringt, das heißt, Wein und Brod wandelt, welches dadurch der Leib und das Blut J. C. wird, so er während dieses Erdenlebens angenommen hatte, worauf der Diakon das Abendmahl den Gegenwärtigen austheilet, und den Abwesenden überschickt. Am Ende sammelt man für die Armen, für die Waisen, Wittwen, Gefangenen, Reisenden u. s. f. eine milde Beysteuer. Justin setzet noch bey, Kaiser Adrian habe verordnet, daß man die Christen, wie die andern Unterthanen des Reiches gesetzlich richten soll, und er hängt diese Verordnung an seine Schutzschrift an.

Es findet sich auch am Ende derselben ein Schreiben Antonins an die Völker in Asien. Dieser Brief ist von dem fünfzehnten Jahre seiner Regierung, und man darf ihn als eine Frucht der schönen Schutzschrift des heiligen Justin betrachten.

Es kommen in dieser Rede noch andere kostbare und wichtige Stellen vor, welche man in diesem kurzen Auszuge nicht alle berühren konnte, und die doch bemerkt zu werden verdienen. 1) Der heilige Justin schreibt die Ausschweifungen der Götzendiener den Teufeln zu, die er stets für die Stifter der Abgötterey, und für den Gegenstand dieser gottesschänderischen Verehrung angiebt, und er beweist, daß der Götzendienst zum Lasterleben und zur Ruchlosigkeit verleite. 2) Sagt er, wie der größte Theil der alten Väter, daß die Teufel, vermöge ihres Kenntnisses von den meisten Dingen, welche in der heiligen Schrift enthalten sind, bey dem Götzendienste viele Gebräuche und Ceremonien eingeführet haben, so einigen Bezug auf das haben, was an J. C. erfüllet worden ist, und von den Gläubigen beobachtet wird. Dieß geschah, sagt er, von diesen schadenfrohen Geistern in der Absicht, die Seelen zu verführen, und zu täuschen. Diese Meynung thut gute Dienste, um den Ursprung vieler Fabeln und heydnischen Gebräuche zu erläutern. 3) Schildert er in recht auffallend- und rührenden Ausdrücken die wunderbaren Wirkungen der Gna-

de

de in dem Leben und den Sitten der ehemaligen Götzendiener, welche Christen geworden waren.

Zweyte Schutzschrift
der christlichen Religion an Roms Senat, und das römische Volk.

Vor allem glauben wir, den Leser über den Anlaß dieser Schutzschrift unterrichten zu müßen, zu welchem Ende wir hersetzen, was uns hierüber **Justin** selbst berichtet. Eine heydnische Dame hatte lange Zeit ein mehr ausgelassenes Leben geführet. Sie folgte hierinn dem Beyspiele ihres Gatten, welcher selbst ein großer Wohllüstling war. Nachdem sie ein christlicher Priester, **Ptolomäus** mit Namen, bekehret, und von ihren Ausschweifungen abgezogen hatte, versuchte sie es, den Apostel bey ihrem Manne zu machen, und auch ihn auf bessere Wege zu bringen. Als es ihr nicht gelang, drang sie nach dem Rechte, welches ihr die römischen Gesetze gewährten, und wollte sich scheiden lassen. Aber der Mann verklagte sie wegen ihres Glaubens bey Gericht, gab auch den an, welcher sie bekehret hatte, und veranlaßte dadurch eine Art von Verfolgung, darinn mehrere Christen gemarteret wurden. — Diese Schutzschrift des heiligen **Justin** fängt sich also an:

Was sich eben erst in Rom unter dem Präfekt Urbicius begeben hat, und täglich durch das ganze Reich begiebt, setzt mich in die Nothwendigkeit, mit dieser Schutzschrift zur Rettung unschuldiger Leute aufzutreten, welche täglich Gefahr laufen, ein gleiches Schicksal zu erfahren, ob sie schon Menschen, wie ihr, sind, welches ihr aber von neuerm Range und euren Ehrenstellen geblendet, hart gestehen werdet, ja allem Scheine nach nicht wissen wollet. Sodann erzählet er umständlich den ganzen Vorfall mit der bekehrten Dame, und so manche Todesstrafe, welche davon die Folge war.

Diese ganze Schrift beschäftiget sich hauptsächlich mit der Widerlegung zweener Vorwürfe, womit die Heyden gegen den Wandel, die Lehrsätze und Sitten der Christen unabläßig angestochen kamen. Erstens sagten sie: Ist es euch so sehr um die Vereinigung mit eurem Gott zu thun, warum bringet ihr euch nicht selbst ums Leben, und lasset uns in Ruhe? Zweytens; wäret ihr eurem Gott wirklich lieb und werth; schützte er euch, wie ihr uns weis machen wollet: so würde er ja doch so gelassen nicht zusehen können, daß man euch, wie es alle Tage geschieht, zerfleischt, marteret und tödtet.

Den ersten Trugschluß zu beantworten, zeigt Justin, daß die anbethungswürdige Fügung des Schöpfers, die Ordnung und Weisheit der Vorsicht, ja selbst die Vortheile der Verfolger den Christen nicht erlauben, Hand an sich selbst zu legen. Er handelt diesen Punkt zwar kurz, aber mit allem Feuer und Nachdrucke ab.

Die Antwort auf den zweyten Vorwurf ist viel weitschichtiger gerathen. Erst trägt Justin vor, wie der Schöpfer dieser Welt alles um des Menschen willen erschaffen, und seiner Gewalt untergeordnet hat. Hernach, sagt er, bestellte Gott die Engel zu Schutzgeistern der Menschen, und der meisten Geschöpfe, welche unter dem Himmel sind. Dann erkläret er, wie ein Theil dieser Engel vor dem Falle des Menschen von dem Pfade, den ihnen der Schöpfer vorgezeichnet hatte, ausgegleitet wären. Er drückt sich darüber nach den Grundsätzen des Glaubens ganz richtig aus, und führt recht passend an, was die alten Dichter und Philosophen über die guten und bösen Genien und Geister gesagt haben, darinn zum Theile der Grund der Götterlehren und des heydnischen Glaubensgebäudes besteht. Diese bösen Geister sind seiner Meynung nach die Hauptursache der Unordnung: und zerrittungen in der Welt, die Verführer des Menschengeschlechtes, die Feinde der Tugend und die Verfolger rechtschaffener Leute. Zum Beweise bringt er bey,

was jenen begegnet ist, die den Menschen zum Glauben an die Einheit Gottes zurückbringen wollten. Er führet hierüber verschiedene Beyspiele an; erwähnet unter andern des Sokrates, und Musonius, den ganz neuerlich dieses Schicksal betroffen hatte, und sagt, ihm ahnde, daß auch an ihn eines Tages die Reihe kommen werde, solch ein Beyspiel vorzustellen.

Nachdem er seine Lehre über die Schöpfung und die Engel vorgetragen, geht er auf das Geheimniß der Menschwerdung über, und sagt den Heyden, daß der unerschaffene Verstand, die ewige Weisheit, der Sohn Gottes Mensch geworden, und in die Welt gekommen sey, um den Menschen zu erlösen, und das Reich des Teufels zu zerstören. Ihr selbst, sagt er, könnet mich von der Wahrheit meines Satzes durch das überzeugen, was sich täglich unter euren Augen zuträgt. Mehrere von den bösen Geistern besessene und geplagte Leute, so eure Beschwörer und Zauberer vergebens zu befreyen gesucht haben, sind unter euren Augen durch Hülfe der Christen in Kraft des Namens Jesu ihrer leidigen Gäste losgeworden: und dieß nicht nur zu Rom, sondern auch anderer Orten im ganzen Reiche.

Hernach erhärtet er die Allmacht und Weisheit J. C. durch den Erfolg, womit er seine heiligen Grundsätze den Philosophen und Gelehrten sowohl, als rohen und gemeinen Leuten annehmlich zu machen wußte, und ihren Muth so stählte, daß sie Ruhm und Ehrenstellen, ja den grausamsten Tod selbst verachteten. Bey dieser Gelegenheit stellet er aus dem Xenophon das schöne Gemälde des Herkules an dem Scheidwege auf, wo ihn die Tugend, und die Wohllust, jede für sich, zu gewinnen suchte. So verachten auch die Christen alles um der Tugend Willen, und dieß flößet ihnen jenen unerschütterlichen Muth ein, welcher die Heiden in Erstaunen setzet. Ich selbst fährt er fort, da ich mich noch zu Plato's Philosophie bekannte,

kannte, und sah, wie die Christen, welche man bey den Richtern verleumdet hatte, dem Tode unerschrocken entgegen eilten, ward überzeugt, daß diese Leute unmöglich Wohllüstlinge seyn könnten. Deßwegen antworte ich auf die Beschuldigungen nichts, welche man ihnen über ihre Ausschweifungen machete, und deren Geständniß man durch die entsetzlichste Marter von ihren Kindern, von ihren Sklaven, und von dem zärtlich- und schwachen Geschlechte zu erzwingen suchet.

Er schließt mit der Bitte an den Senat, wenn es ihn gut dünkte, einen Urtheilspruch ergehen zu lassen, und selbem diese Schutzschrift für die Christen anzuhängen, damit man künftig ihren Glauben und ihre Sitten nach Verdienst würdigen könnte, und sie bey aller ihrer Unschuld forthin so vielen und so gräulichen Mißhandlungen nicht mehr Preis geben möchte: damit Leute, welche durch das Licht der Vernunft zwischen deme, was löblich und schimpflich ist, zu unterscheiden aufgelegt wären, die Christen kennen lernten, und man endlich die Gründe wüßte, warum er selbst dem Götterdienste entsagt hätte.

Abhandlung
von der Einheit Gottes, oder von der Monarchie.

Wir wollen sehen, wie Justin diesen Gegenstand abgehandelt. Im Anfange, sagt er, waren die Menschen über den Begriff, und die Erkenntniß des alleinigen Gottes vollkommen einverstanden. Der Verfall der Sitten führte allmählig den Götzendienst und die Vielgötterey in die Welt ein. Wer also das Menschengeschlecht wieder auf dieses wesentliche Kenntniß zurückbrächte, den dürfte man mit allem Rechte als einen großen, als einen göttlichen Mann betrachten. Ein Blick auf das Weltgebäude reicht hin, seinen Schöpfer kenntbar zu machen. Aber die Gefühllosigkeit,

und

und das allgemeine Sittenverderbniß ersticket alles Nachdenken und Ueberlegen. Die Rückerinnerung an diese wesentliche Grundwahrheit schicke ich mich wieder zu wecken an, da ich zeuge, daß sie die Dichter selbst anerkennt, und auf eine Weise festgesetzet haben, dagegen sich mit Grunde nichts einwenden läßt. Mit diesen Waffen greift Justin die Vielgötterey an, und liefert uns eine Sammlung der schönsten Stellen aus den Dichtern Aeschilus, Philemon, Sophokles, Euripides, und Menander, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, denen er noch jene beysetzet, so er aus den größten Philosophen, als dem Plato und Pythagoras ausgehoben hat, und welche zu eben diesem Zwecke passen. Durchgängig glänzet darinn die große Belesenheit, und der Eifer des Verfassers, die Erkenntniß der Wesentlichsten aller Wahrheiten zu verbreiten.

Unterredung
des heiligen Justin mit dem Juden Triphon.

Die Aufschrift dieses Werkes gründet sich eben nicht bloß auf eine willkührliche Idee, und die Wahl des Verfassers, sondern auf eine wirkliche Thatsache, und jene Unterredungen, welche der heilige Justin zween Tage hintereinander mit mehrern Juden gepflogen hatte, an deren Spitze Tryphon, das Haupt der Synagoge von Antiochien war. Es ist diese Schrift der stärkste, einleuchtendeste, und tiefgedachtenste Beweis, den man wohl je für die erfolgte Ankunft des Messias, für die Göttlichkeit seiner Religion, und die Erfüllung der Weissagungen in der Person J. C. geführet hat. Alles wird durch das Ansehen der heiligen Bücher entschieden, weil man gegen die Juden dieses einzige Ueberzeugungsmittel gebrauchen konnte. Das Haupt der Synagoge war ein ehrliebender, ein einsichtsvoller und vernünftiger, obschon gegen die Christen äußerst eingenommener Mann. Er gewann den Philosophen Justin lieb, rieth ihm, die jüdische Religion anzunehmen, und gestund, er würde es

lieber gesehen haben, wenn er sich für immer an eine gesunde Philosophie gehalten hätte, als das er ein Sklav des christlichen Aberglaubens geworden wäre. Diese ganze Stelle, womit sich die Unterredung eröffnet, ist vollkommen gut, und in einem sehr einnehmend = und anziehenden Tone geschrieben.

Die Gegenstände, welche in dieser Schrift abgehandelt werden, sind mit der schönsten Ordnung, und zweckmäßigsten Abtheilung angereihet. Und diese Ordnung und Abtheilung wollen wir an die Stelle der Zergliederung dieses Werkes hersetzen.

Justin zeiget den Juden: 1. Daß ihr Gesetz nur für einige Zeit dauern kann, und ein anderes, das ewig währen soll, an dessen Stelle kommen muß.

2. Daß alle Völker der Erde zum Dienste des wahren Gottes werden berufen werden.

3. Daß Jesus, welchen die Christen anbethen, der neue Gesetzgeber ist, welchen die Propheten, und vornehmlich Moyses B. 5. K. 18. V. 15. angekündiget haben.

4. Daß dieser Gesetzgeber auf eine zweyfache, ganz verschiedene Weise sich zeigen muß; erst in der Dunkelheit, und dann in seiner Herrlichkeit, welches er aus mehrern Stellen der Psalme beweiset, die nach der Auslegung und den Erklärungen der Rabiner schlechterdings unwiderleglich sind.

5. Daß dieser Jesus, welchen die Christen anbethen, der wahre Gott, und der Gesalbte Gottes ist, daß ihn Esaia an mehrern Stellen seiner Weissagungen auf das deutlichste angekündiget hat, und welche Justin einleuchtend erkläret, denen er noch andere Stellen die Menge aus dem ersten und zweyten Buche des Moyses, und aus dem Buche des Josue u. s. f. beysetzet. Aus diesen Erklärungen

gen

gen sieht man anschaulich, daß wohl nie ein Mensch in den wahren Sinn der Schrift besser eingedrungen hat, als dieser große Mann.

6. Daß dieser Gesalbte Gottes wunderbarer Weise aus einer Jungfrau gebohren werden mußte; und daß die Auslegung der Rabiner über des Esaia Stelle: Sieh! eine Jungfrau wird empfangen, offenbar wider die Schrift selber läuft.

7. Da Tryphon unter dem Vorwande, die Einheit Gottes zu retten, Christum nicht als Gott anerkennen will, beweist Justin die Mehrheit der Personen mit solcher Deutlichkeit, daß Tryphon selbst diesen Glaubenssatz eingestehen muß. Aber dafür läugnet er, daß der von den Christen angebethete Jesus eine der göttlichen Personen ist.

8. Da endlich der Jude bekennen mußte, daß sich in Christo alle Merkmahle der Gottheit einfänden, fragte er, wie doch ein Mensch, welcher am Kreuze gestorben wäre, der im Gesetze verheißene Messias seyn könnte, da eben diese Schrift jeden verfluchte, der am Kreuze hängt? Die Antworten, welche Justin auf diese Fragen giebt, sind so auffallend, als einleuchtend. Er führet zu diesem Ende das Beyspiel des Moyses, die äherne Schlange, den Segen des Patriarchen Jakobs an, erkläret den ein und zwanzigsten Psalm, und zieht seinen stärksten Beweis aus der Bekehrung der Völker, welche den Götzendienst verlassen haben, itzt den wahren Gott anbethen, und nach dem Gesetze leben, das J. C. vom Himmel auf die Erde gebracht hat. Auf diese Stelle folget ein rührendes Gemälde von der neuen Kirche, und der Verwerfung der Synagoge.

Am Ende findet sich eine kurze Wiederholung, voll Nachdruck und Feuer, von allem deme, was während der zween Tage, da die Unterredung gedauert hatte, war verhandelt und gesagt worden. Justin schließt mit einer rührenden Ermahnung an die Juden, auf welche Tryphon

in den höflichst = achtungsvollsten, und freundschaftlichsten Ausdrücken antwortet.

Dieß ist der richtigst = kürzest = und zuverläßigste Auszug, so sich von diesem Werke machen läßt. Wir wollen noch einige Anmerkungen über gewisse einzele Stellen, beysetzen, welche eine besondere Meldung verdienen, und, wie wir uns schmeicheln, dem Leser willkommen seyn werden.

I. Wenn Justin der Erscheinungen des Herrn erwähnet, deren Abraham, Jakob, Moyses, Josue u. s. f. gewürdiget wurden, nimmt er bey den meisten zum Grundsatze an, daß derjenige, welcher an diesen Stellen mit dem Namen des Herrn bezeichnet wird, das Wort, die ewige Weisheit, der Sohn Gottes gewesen sey. Seine Beweise hierüber nehmen sich ganz besonders aus: sie verbreiten vieles Licht über verschiedene Schriftsteller, und können für eine wunderschöne Auslegung jenes erhabenen Begriffes gelten, den uns der heilige Paul von J. C. giebt, da er schreibt: Dieser ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, und der erstgebohrne vor allen Geschöpfen; weil durch ihn alles Sichtbare im Himmel und auf Erden erschaffen ist. Alles ist durch ihn, und wegen seiner aus dem Nichts hervorgezogen worden, und durch ihn besteht alles. Er ist der Anfang, er ist der Erste von den Todten auferstanden, auf daß er in allem den Vorzug habe. Es scheint, der heilige Justin sey von eben dem Lichte erleuchtet, von eben dem Geiste beseelet gewesen, welcher den großen Heydenapostel geleitet hat.

II. Man kann ohne zärtliche Rührung nicht lesen, was der heilige Justin über die Weise sagt, wie man sich bey der Zubereitung des Osterlammes benahm, welches die Juden nach dem Gesetze essen mußten. Da er in Palästina gebohren war, konnte er hinlängliche Kenntniß von der Sache gehabt haben, und da er mit Juden redete, mußte er dessen, was er behauptete, wohl sicher seyn. Die

Weise,

Weise, wie das Osterlamm behandelt wurde, ist das treffendeste Vorbild der Stellung J. C. dieses wahren göttlichen Lammes am Kreuze. Denn, da man es briet, mußten die Hinterbeinlein ausgestreckt nebeneinander liegen, wie am Körper eines aufgehängten Menschen: Die Vorderbeine aber waren, wie die Arme eines Gekreuzigten ausgespannt, und in dieser Lage an einem kleinen Bratspiese, welcher über den großen nach der Quer gerade so, wie das Zwerchstück bey einem Kreuze über den Stamm, weglief. Diese Anekdote muß den Christen theuer und kostbar seyn.

III. Der Jude Tryphon sagte zu Justinen: Alles, was die Christen von Jesu wunderbarer Geburt und Auferstehung glaubten, könnte man wohl in eine Klasse mit den Märchen setzen, welche den Heyden ihre Dichter von dem Perseus, Bacchus, Aeskulapp u. s. f. vorlögen. Auf diesen Einwurf antwortet Justin mit einer sieghaften Ueberlegenheit. Erst zeigt er ihm, alles, was die Christen über diesen Gegenstand sagen, sey in der göttlichen Schrift, und von den Propheten vorher verkündiget worden. Sodann behauptet er, daß die Teufel, diese Feinde Gottes und der Menschen, vieles von dem, was durch die Propheten ist geweissaget worden, erkannt, und um die Menschen zu täuschen, und den tiefen Eindruck, welchen die Geheimnisse eines göttlichen Erlösers machen mußten, zu schwächen, eine Menge Lügen verbreitet haben, welche mit diesen anbethungswürdigen Geheimnissen einige Aehnlichkeit hatten. Dieser Beweiß ist eben nicht anschaulich; aber er hat viel Wahrscheinlich- und Glaubwürdigkeit, und paßt vollkommen gut zu dem, was uns die heiligen Bücher von der Arglistigkeit des Teufels sagen.

IV. Von dem Anfange dieser Unterredung bis ans Ende sticht bey den Juden jener auszeichnende Charakter hervor, den sie seit dem Tode Jesu stets beybehalten haben; 1) Lärmen, Spotten und hämische Ausfälle wagen, wenn sie gegen die Christen auf den Kampfplatz treten. 2) Ein unversöhnlicher Haß, und ein Abscheu vor denselben,

ben, welchen sie bey jeder Gelegenheit äußern. 3) Ein falscher Eifer, aus dessen Triebe sie seit den ersten Zeiten der Kirche ihre Kundschafter in alle Welt ausgeschickt haben, um ihre Brüder gegen die Gläubigen, und den Herrn Jesus aufzuwiegeln. 4) Die unverschämteste Dreistigkeit, Stellen, welche die Christen wider die Juden anführten, aus den heiligen Büchern wegzustreichen. 5) Die auffallendesten Ungereimtheiten in Erklärung gewisser Weissagungen, welche offenbar auf Jesum deuten. Diesen Vorwurf macht Justin den Juden, und Tryphons Antworten sind ungemein seicht ausgefallen. Die Philosophen unseres Jahrhundertes haben hierinn mit den Juden große Aehnlichkeit.

V. Justin schilderet die entsetzlichen Peinen und Qualen, die Holzstöße, und verschiedene Martern, mit denen man die Christen tödtete. Dieß ist ein unläugbarer Beweis der Verfolgungen, welche die Christen im römischen Reiche zu dulden hatten, und Justin redet als Augenzeuge, und wie von einer weltkündige Sache davon. Dieß ist die angemessenste Antwort, jenen geschwornen Feind des Christenthumes zu beschämen, der in seiner allgemeinen Geschichte, und so vielen andern Schriften sich alle Mühe giebt, der Religion den glänzenden Beweis zu rauben, welchen man für ihre Göttlichkeit aus dem unüberwindlichen Muthe ihrer tapfern Blutzeugen herleitet.

VI. Ist der heilige Justin wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, und der tiefen Einsicht in den Sinn der heiligen Bücher bewunderungswürdig, so verdient er gewiß wegen seiner Standhaftigkeit, und seines Eifers im Glauben nicht weniger unsere ganze Hochachtung. Er redet von den Religionswahrheiten und den Grundsätzen des Evangeliums, als ob er sie unmittelbar aus Gottes Munde empfangen, und bey allen Predigten Jesu Christi zugehöret hätte. Für ihn scheint es sey in den Geheimnissen nichts verhüllt, nichts dunkel. Ueberzeugt, und von diesen Wahrheiten innigst durchdrungen, drückt er sich auf eine Weise aus, welche mehr Eindruck machet — als die stärksten Beweise wohl

nie würden gethan haben. Das Wort Gottes reißt seine Seele hin, verbannt allen Zweifel, hebt alle Unentschlossenheit: schon ergiebt er sich diesen erhabenen göttlichen Wahrheiten, bethet sie an, und bringt sie in Uebung.

Wir wollen die Zergliederung der Werke dieses heiligen Philosophen und Martyres nicht weiter verfolgen. Was wir bisher davon gesagt haben, reicht hin, von dem weiten Umfange seiner Kenntnisse, von seiner Stärke im Beweisen, und von der Schönheit seines Genies ein richtiges Urtheil zu fällen. Setzt man noch die Aufrichtigkeit seines bidern Herzens, seinen Eifer für die Wahrheit, und seine heldenmütige Tugenden bey, so dürfen wir kühn fragen, ob wohl einer unter jenen Feinden der Religion, welche ihre Ruchlosigkeit unter der Maske der Philosophie verbergen, und das Haupt so stolz tragen, mit diesem großen Manne verglichen werden kann?

Tatian.

Tatian.

Sollte man auch den Tatian aus dem einzigen Werke, so uns das Alterthum von ihm noch aufbewahret hat, beurtheilen, so würde man ihn doch ohne Anstand den schönsten Geistern des zweyten Jahrhundertes beyzählen. Eine starke und feurige Einbildungskraft, ein durchdringender Geist, welcher unermüdet forschete, und der Wahrheit nachspürte, eine unermeßliche Belesenheit, dieß sind die Vorzüge, welche man in seiner Rede an die Griechen wahrnimmt, darinn er ihnen die Albernheiten, und das Unanständig- und Lächerliche jener Anbethung zeiget, welche sie ihren vorgeblichen Gottheiten erweisen. Seine Rede ist in einer gedrängten Schreibart abgefaßt, mit kühnen Gedanken reichlich versetzt, welche zuweilen an das Schwulstige gränzen, doch immer reizend und wichtig, und mitunter von beißender Laune gewürzet sind. Es kommen darinn Schilderungen der Personen, Sittengemälde, und so was Kraftvolles in Ausdrücken vor, welches dem Geiste des Verfassers Ehre machet. Da er in seiner Jugend sich den Kopf mit allen Lehrgebäuden der griechischen Philosophen vollgepropfet hatte, darf es uns eben nicht verwundern, daß er auf Irrwege geräth, wenn er es wagt die Natur der Seele zu erklären. Außer dem ist seine Vorstellungsrede an die Griechen sehr schön und lehrreich.

Dieser große Schriftsteller kam in Asyrien um den Anfang des zweyten Jahrhundertes zur Welt. Da er im Heydenthume war gebohren worden, schrenkte er sich auch auf die Erlernung bloß heydnischer Wissenschaften ein. Er wiedmete sich ganz der Philosophie und den schönen Künsten, und zwar mit so gutem Erfolge, daß er noch sehr jung schon zum Lehrer der Beredsamkeit angestellt wurde. Auf diesem

Platze

Platze zeigten sich seine Talente in dem vortheilhaftesten Lichte, wie Euseb von Cäsarea verbürget, und ganz Asien bewunderte ihn. Nachdem er diesen Posten mehrere Jahre bekleidet hatte, durchreiste er, wie er uns selbst berichtet, einen großen Theil der bewohnten Erde, ohne daß sein Eifer für die Wissenschaften und schönen Künste erkaltete, die er leidenschaftlich liebte, und darinn er sich so gar während seiner Reisen übte, bis er endlich in der Hauptstadt der Welt anlangte.

Da er von einem gesetzten, und entschlossenen Charakter war, der nichts, denn die Wahrheit suchte, und alles, was kahl und ungegründet war, sein nur fürs Große gestimmtes Gefühl empörete, wurde er bald den Stolz gewahr, der unter den Römern herrschete, und verabscheute ihn. Hierauf ließ er sich mit den Philosophen ein: aber, als er sah, daß sie weiter nichts, wie frostige Wortkrämer wären, welche nie über irgend etwas einig werden konnten, verließ er auch diese unerträglichen Leute, und gerieth endlich mit dem heiligen Justin in bekanntschaft, der zwar auch ein Philosoph, aber zugleich ein Christ war. Bezaubert von der Sanftmuth seiner Sitten, der Weisheit seiner Grundsätze, und dem Umfange seiner Einsichten, hieng er mit seiner ganzen Seele an ihm.

Es kostete den heiligen Justin eben nicht viele Mühe, dem neuen Schüler das Abgeschmackte der Abgötterey begreiflich zu machen. Er zeigte ihm anfänglich die ganze Weisheit der Sittenlehre, und die ganze Erhabenheit der Glaubenssätze des Evangeliums, und rieth ihm, sich durch sich selbst zu unterrichten, und die heilige Schrift bedächtlich zu lesen. „Ich las sie, diese göttliche Bücher, spricht Tatian zu den Griechen, und andern heydnischen Völkern, mit allem Eifer, und einer unersättlichen Begierde; und erkennte bald, daß sie viel älter, als was immer die Griechen geschrieben haben, und ohne Vergleich ehrwürdiger und erhabener sind, wenn man auf alle die Irrthümer merkt, von denen die Schriften der Griechen wimmeln. Ich glaubte,

te, was mir diese Bücher sagten, weil ihre Schreibart einfach, klar und ungeschmücket ist, weil sich bey diesen Schriftstellern nichts Gezwungenes und Gekünsteltes findet, weil darinn künftige Dinge angekündiget, und den tugendhaften Menschen die prächtigsten Verheißungen gethan werden, und darinn der vortreffliche Begriff von einer einzigen Gottheit gefunden wird, welche alles leitet, und alles beherrscht. Seht die Gründe, warum ich euren Lehrgebäuden, eurer Philosophie und Religion entsaget habe.

Das Lesen dieser geheiligten Bücher, und Justins Unterricht bestimmten ihn, die christliche Religion anzunehmen. Nach empfangener Taufe trennte er sich von diesem großen Manne nicht mehr, so von nun an sein Muster und sein Führer geworden war. Er hielt sich stets in Rom auf, bis auf jene Zeit, wo dieser Fürst der christlichen Philosophen sein Blut für Jesu gab, dessen Lehre seit seiner Bekehrung er unabläßig geprediget, und gegen die Freygeister und Philosophen vertheidiget hatte.

Wahrscheinlicher Weise hat Tatian seine Ermahnungsrede an die Griechen während seines Aufenthaltes in Rom geschrieben, weil er darinn des Hasses erwähnet, womit die Philosophen, und vornehmlich der stolze Wohllüstling Creszens ihn und den heiligen Justin verfolgten, und nach ihrem Blute lechzeten. Der Charakter dieses Philosophen, so wie ihn Tatian schilderet, verdienet hier eingerückt zu werden. „Dieser Philosoph Creszens, schreibt er„ ist ein Mann, der mich auf den ersten Anblick für sich einnahm. Anfangs bewunderte ich ihn; aber es währete nicht lang, und er ward mir im höchsten Grade verächtlich. Er redet immer anders, als er denkt; seine Ehrsucht ist unbegränzt, und es ist nicht zu sagen, wie weit er es in aller Art von Geilheit treibt. Er ist ein erklärter Feind der Götter, und doch macht er allen Aberglauben mit. Er verleumdet die Tugend, begünstiget die Ehebrecher, frohnet dem Geize, wetteiferet mit den Tänzern, und beschützt alle Lasterhafte. Es war mir unmöglich, seine Schurkenstreiche,

che, seine Grundsätze, und seine Ruchlosigkeit nicht aus ganzer Seele zu verabscheuen.

Einige Zeit nach Justins Tode zog Tatian nach Asien, wo er mehrere Werke schrieb, die aber nicht bis auf uns gekommen sind. Es scheint, er habe durch den Tod seines Lehrmeisters viel verloren: denn er fiel nach der Zeit in viele Irrthümer, und ward das Haupt der Enkratiten, oder der Enthaltsamen, welche Ketzer die evangelischen Räthe zu einer unbescheidenen Strenge hinauf spannten, und zu ihrer Beobachtung, als ob es Gebothe wären, alle Menschen verbinden wollten. Die ungestüme Hitze eines gar zu wißbegierig- und vorwitzigen Genies ist die Klippe gewesen, an der die schönste Talente gescheitert sind. Die Zeit seines Todes ist nicht genau bekannt. Die Anlage unseres Werkes erheischt noch einen kurzen Auszug seiner Rede an die Griechen herzusetzen, daraus man sein Genie wird beurtheilen können.

Tatians Rede
an die Griechen über die Religion.

Tatian hat bey dieser Rede die Absicht, den Griechen, das ist, allen Abgöttern zu zeigen, wie weit die christliche Religion allen den ihrigen vorgeht, 1 wegen des Alterthumes der Urkunden, auf die sie sich gründet; 2 wegen der erhabenen Begriffe, welche sie von der Gottheit angiebt; 3 wegen der Reinigkeit ihrer Sittenlehre, welche sie prediget, und ihre Schüler zu üben lehret. Die Weise, wie er seinen Gegenstand behandelt, ist feurig, der Kontrast des Christenthumes mit dem Heydenthume auffallend, die Schreibart lebhaft, gedrängt, und sehr oft mit beißendem Salze gewürtzet. Man sieht es dem Werke wohl an, daß der Redner eben nicht ängstlich nach Worten und Ausdrücken hascht, sondern sich ganz mit Sachen beschäftiget, ohne daß diese Nachläßigkeit der Kraft des Vortrages schadete.

Ohne die rednerischen Schnerkel eines methodischen Eingangs und Vortrages, nimmt er sogleich seinen Stoff zu Handen. Ihr äußeret spricht er, nichts denn Abneigung gegen jene, die ihr Barbaren nennet; und doch seyd ihr auf alle ihre Erfindungen eifersüchtig. Ist das billig? Habet ihr nicht alle eure Kenntnisse bey diesen Leuten geschöpfet? Die Babylonier haben auch die Sternkunde, die Perser die Wissenschaft verborgener Naturskräfte, die Phönizier das Schreiben, Orpheus die Musik u. s. f. gelehret. Höret beym Himmel! doch einmal auf, euch für die Erfinder der Künste auszugeben, die ihr andern bloß abgeborget habt. Ihr seyd auf eure wohlklingend: und harmonische Sprache stolz. Ihr sprechet euch selbst das Lob, ohne zu warten, ob sich etwa nicht Fremde diese Mühe nehmen wollen, wie sichs, wenn ihr weise wäret, ziemte. Dann nimmt er es mit den berühmtesten Philosophen der Griechen auf, und theilet jedem sein Scherfchen zu. Er rüget ohne Schonung entweder die Fehltritte ihres Wandels, oder die Irrthümer ihrer Schriften, und zieht daraus den Schluß, sie taugen alle nichts, und verdienen um so weniger eine Rücksicht, weil sie in keinem Stücke untereinander einig, sondern stets auf einander eifersüchtig sind, und bey jedem Anlaße Stolz und Eitelkeit verrathen.

Itzt schickt er sich an, die große Ueberlegenheit der christlichen Religion über das Heydenthum zu zeigen. „Griechen! (sagt er) „warum seyd ihr so übel auf unsere Grundsätze zu sprechen? warum verfolget ihr uns, wenn wir die „Eurigen nicht annehmen, als wären wir die ruchlosesten „Böswichte? Wir beobachten jede gesellschaftliche Pflicht; „wir fürchten und bethen den alleinigen Gott an, und wollte man mich zwingen, ihm zu entsagen, so würde ich nie „gehorchen, und eher den Tod wählen, als mich der Treulosig: und Undankbarkeit wider ihn schuldig machen."

Nach dieser beherzten Erklärung setzet er den erhabensten Begriff vom Christengotte fest. Er schildert ihn als den Schöpfer dieser Welt, und den Richter aller Menschen

nach

nach der Auferstehung. Ihr spottet der Auferstehung, schreibt er, aber worauf gründet sich eure Spötterey? Ich wußte vor meiner Geburt nichts um mich: denn ich war ja nichts, und gehörte noch bloß unter die möglichen Dinge. Nun aber weiß ich, der ich einst nicht war, durch mein Daseyn selbst, daß ich itzt bin. Nach meinem Tode werde ich abermal nicht seyn; aber ich werde zu seiner Zeit mein Daseyn wieder erhalten und von Neuem erscheinen. Und es mag nun dieser meinen Leib das Feuer zerstört, oder das Wasser aufgelößt, oder die Würmer verzehret haben, so findet sich doch der Stoff noch in der Welt verflogen und zerstreuet vor: der Allmächtige wird kommen, und, ob sich schon die Gottlosen diese Wahrheit zu glauben weigern, ihn wieder herstellen.

Das Gericht, welches er von der Seite des Schöpfers nach der Auferstehung verkündiget, gründet er auf den Begriff, welchen wir uns von der Gerechtigkeit Gottes, und von des Menschen Freyheit machen. Das göttliche Wort, schreibt **Tatian**, da er auf die Freyheit zu reden kommt, weiß alles, was unter seinen Geschöpfen vorgehet, oder was selbe, nicht auf die Bestimmung des blinden Schicksaales, noch aus Zwang irgend einer Nothwendigkeit, sondern aus freyer Wahl thun werden. Dieses göttliche Wort hat ihnen das Laster verbothen und den herrlichen Lohn der Tugend vorgehalten. Bey dieser Gelegenheit spottet er über das dumme Lehrgebäude des Schicksaales, so über Menschen und Götter mit seinem eisernen Scepter herrschet. Daraus nimmt er Anlaß, seinen Scherz über diese Götter mit so viel Salz zu würzen, als der launige **Luzian** in seinen Gesprächen jemals verbrauchet hat, um zu beweisen, daß nichts die Vernunft und den gesunden Verstand so empöre, wie diese alberne Lehrgebäude. Unser eigene böse Wille, sagt er, ist an unserm Verderben Ursache; Die Werke Gottes sind gut: das menschliche Herz hat das Laster ausgebrütet.

Aber wie kam der Same des Lasters in des Menschen Herz? Durch die Bosheit und Scheelsucht der Teufel, welche sich aus Stolz gegen Gott empöret haben. Sie sind aus dem Himmel verstossen worden, und seit dieser Zeit trachten sie auf alte Art den Menschen mit in ihre Empörung zu ziehen. Die Weise, wie Tatian die Einwirkung der Teufel auf die Sinne der Menschen erkläret, hat etwas Sinnreiches, obschon der Grundsatz, darauf er seine Lehrbegriffe bauet, oder die Idee, so er von der Natur des Teufels und der menschlichen Seele giebt, nicht annehmlich ist.

Diese Einwirkung der Teufel auf den Menschen giebt Tatian für die Quelle aller Unordnungen und Irrthümer an, darein das Menschengeschlecht gefallen ist. Dem zu Folge stellet er das lebhafteste Gemälde von den schlüpfrig- und ausgelassenen Schauspielen der Heyden auf; spottet der ewigen Zänkereyen, und wechselseitigen Widersprüche ihrer Philosophen, welche sie doch für ihre untrügliche Lehrmeister und Schiedrichter hielten, und decket das Lächerliche in den abentheuerlichen Märchen, welche sie von ihren Göttern erzählen, recht fühlbar auf.

Mein! saget mir, spricht er: Warum bringt doch eure Göttinn Juno keine Kinder mehr? Ist sie etwa für dieses Geschäft zu alt geworden? Warum läßt sich euer Apollo vom Könige Admet als Kühhirt miethen? Warum muß euer Herkules, der rüstige Held, welcher die fünfzig Töchter des Thespius in einer Nacht geschändet hat, sich selbst lebendig verbrennen? Eure ganze Religion sind nichts, wie solche Fratzen, Unflätereyen und tolle Streiche. Ihr wisset uns das Geschlechtregister eurer Götter herzusagen: aber gesteht ihr nicht eben dardurch ein, daß sie sterblich sind; und aus ihrer erbaulichen Lebensgeschichte läßt sich kein anderer Schluß abziehen, als daß sie lasterhafte und ungesittete Buben waren. Nehmet ihr aber eure Mythologie im sinnbildlichen Verstande, um durch sie die Erscheinungen der Natur auf eine reizende Weise zu erklären, so vernichtet ihr ja durch

die-

diesen Ausweg alle eure Gottheiten. Und ihr wollet der Christen spotten, und unsere Glaubenssätze belachen? Wisset, eben die Kenntniß eurer Religion, eurer Gebräuche und Sitten war der Beweggrund, mich von eurer Gemeinde zu trennen.

Ihr beschuldiget uns, daß wir Menschenfresser sind: aber ihr seyd so gut als wir selbst überzeugt, daß dieß baare Verleumdung ist. Wegen dieses Gräuels mögen sich eure Götter Saturn und Jupiter, verantworten, deren Tafel nach eurem eigenen Geständnisse mit derley niedlichen Gerichten besetzet wird. Unsere Jungfrauen, welche einsam leben, mit ihrer Hand Wolle spinnen, und mit ihrem Munde dem Herrn Lob- und Danklieder anstimmen, sind der Gegenstand eures bittersten Hohnes. Erröthet vor Scham, die ihr allen Weibsstücken, welche sich durch ihre abentheuerliche Unflätereyen ausgezeichnet haben, zur Verewigung ihres Andenkens Standbilder errichtet.

Vielleicht, spricht er zu den Griechen, beleidigen euch meine Kenntnisse, und meine Belesenheit. Seht, werdet ihr sagen, Tatian will sich an eine unzählbare Menge Philosophen wagen, und kömmt mit Lehrsätzen angezogen die er bey Barbaren aufgeraffet hat! Aber, antwortet er, darf es euch wohl verwundern, daß blinde, welche so wenig denken und überlegen, von einem ihres Gleichen zu recht gewiesen werden, welcher stets mit unermüdetem Fleiße nach Wahrheit geforschet hat? Oder haltet ihr vielleicht jenen Ausspruch für albern, „den einer aus euren größten „Weisen gethan hat:“ Ich lerne alle Tage etwas Neues, „und gehe mit grauen Haaren noch immer in die Schule?“

Nach der Abhandlung so mannigfaltiger Gegenstände zeigt Tatian, daß mit den Büchern der Christen in Rücksicht ihres Alterthumes bey weitem nichts verglichen werden kann, was je von Schriften unter den Griechen herausgekommen ist. Er geht mit seiner Zeitrechnung beynahe bis auf Alexandern zurück, und beschließt seine Rede mit diesen Worten:

„Seht, Griechen! was ich zu eurem Unterrichte ge„schrieben habe, ich Tatian, ein gebohrner Assyrier, der „einst eure Schulen besuchte, und unter euch ist gebildet „worden; aber in der Folge die Lehrsätze angenommen hat, „zu denen er sich noch gegenwärtig bekennet. Ich bethe den „alleinigen Gott an, ich entdecke ihn in seinen Werken. „Ich werde mich von dieser Denkungsart — sie ist sein Ge„schenke — nie entfernen, und stets bereit seyn, von mei„nen Grundsätzen und Gesinnungen Rechenschaft zu ge„ben."

Wir hätten noch manche Stelle ausheben können, welche unsere Leser mit der ganzen Stärke, und dem Feuer Tatians in seiner Weise zu denken und sich auszudrücken bekannter würden gemacht haben. Wir wollen ihrer zwo oder drey hersetzen, für welche sie uns, wie wir hoffen, Dank wissen werden.

I. Man rennet mit unaufhaltsamer Begierde nach den Fechterkämpfen, diesem unmenschlichen Schauspiele hin. Die, so ihnen wegen irgend eines Hindernisses nicht beywohnen können, sind untröstlich, daß sie dieser Lust entbehren mußten. Unselige! ihr wendet euer Auge an dem Anblick zerfetzter Gliedmassen, und strömenden Menschenblutes. Dieß heißt wohl die Seele und das Herz eines Menschenfressers haben.

II. Eure Bücher, Philosophen Griechenlandes, sind den Irrgärten ähnlich, aus denen man sich nie wieder herausfinden kann; und jene, welche sie lesen, darf ich wohl mit der Danaiden ihrer Tonne vergleichen.

III. Die sinnlichen Dinge locken uns, und die Schwachheit unseres Geistes ist Ursache, daß wir in uns einen immerwährenden Hang gegen selbe fühlen. Im Anfange umfloß die Seele zugleich ein hellschimmerndes Licht, und starke Flügel hoben sie empor. Diese Flügel hat sie durch die Sünde verloren. Sie entfernte sich von Gott, und liebte nichts,

nichts, als was den Sinnen schmeichelte. Sie wird zu ihrem ersten Stande nicht wieder gelangen, es sey denn, sie kehre zu Gott zurück.

IV. Der Leib des Menschen, beherrscht von der Seele, wird durch die Einwirkung des Geistes ein Tempel Gottes. Ohne diesen Vorzug ist der Mensch von den unvernünftigen Thieren durch nichts, wie durch das bischen Vermögen zu reden, unterschieden.

V. Seht, wie Tatian die Sitten der Christen und ihre Denkungsart schilderet.

„Wir geizen nicht nach Ruhme. Unter uns denkt man nicht verschieden. Von dem Irdischen gänzlich abgeschieden, gehorsam gegen die Gebothe Gottes, dem Gesetz unseres unsterblichen Vaters getreu, verabscheuen wir alles, was Eitel heißt. Nicht die Reichen allein sind Schüler unserer Philosophen; die Armen sind uns eben so willkommen. Man unterrichtet sie unentgeltlich, weil die himmlische Lehre viel zu erhaben ist, als daß sie durch irgend einen Lohn nach Würde bezahlt werden könnte. Wer immer Begierde nach Unterricht zeigt, wird in unsere Gemeinde aufgenommen. Junge Leute, betagte Weiber, Personen von jedem Alter und Stande, alle, wie wir glauben, taugen zum Reiche Gottes, und wir ehren alle. Griechen! lachet nun itzt über unsere Glaubenssätze: es wird eine Zeit kommen, wo ihr Ursache zu weinen haben werdet.“

Dieß mag genug seyn, um von der Stärke, dem Feuer und Charakter Tatians urtheilen zu können.

Athenagoras.

Es dürfte auf den ersten Anblick sehr auffallen, daß uns keine einzige alte Urkunde von Athenagoras, diesem großen Manne, Nachricht giebt: aber das wird uns bald nicht mehr befremden, wenn wir auf den unersetzlichen Verlust Rücksicht nehmen, welchen die Kirche durch die Verfolgungen, und nachher durch die Einfälle der barbarischen Völker in alle Länder des römischen Reiches an ihren kostbarsten Denkmälern erlitten hat. Wir haben daher von Athenagoras keine andere Kenntniß, als welche uns die Aufschriften seiner Werke gewähren. Vermittelst dieser wissen wir, daß er von Athen gebürtig, und ein christlicher Philosoph war, welcher im zweyten Jahrhunderte gelebet hat. Wir können daher keine historische Nachricht von ihm geben. Aber es finden sich in seiner Schutzschrift für die Christen an Mark-Aurel den Kaiser, und in seiner Abhandlung über die Auferstehung der Todten die unverkennbarsten Züge der schönsten und größten Seele. Diese seine Schriften sind der unläugbarste Beweis von dem weiten Umfange seiner Kenntnisse und Einsichten, von seiner unermeßlichen Belesenheit, glänzender Beredsamkeit, scharfsinnigem Geiste, und einer Menge der glücklichsten Talente. Aber wir wollen unsern Lesern nicht vorgreifen, sondern sie selbst aus dem kurzen Auszuge urtheilen lassen, den wir itzt von diesen zwo vortrefflichen Schriften machen werden.

Schutz-

Schutzschrift
der christlichen Religion an den Kaiser Mark-Aurel.

Athenagoras redet in seiner Schutzschrift mit aller der Ehrfurcht, welche ein Unterthan seinem Fürsten schuldig ist, mit aller der Weisheit, welche die Philosophie einflöset, und mit aller der Unerschrockenheit, welche die Würde der Sach erfordert, die er zu vertheidigen unternommen hat. Der Eingang ist überaus andringend aus Ursache der Freymüthigkeit und des Vertrauens, so der Redner zu Tage legt, und das sich auf die weltkündige Einsicht des Fürsten, auf seine Wahrheitsliebe, und seine Sorgfalt gründet, allen Unterthanen Recht angedeihen zu lassen. Der Eingang endet sich mit diesem edeln und kühnen Gedanken, der dem Fürsten sowohl, als dem Redner Ehre macht. Möchte doch die Aufnahme, welche du dieser Schutzschrift gönnest, so ich dir zum besten der Christen überreiche, ein neuer Beweis deines Eifers für die Kenntniß der ächten Weisheit, und deiner Forschbegierde nach Wahrheit seyn! Forthin wirst du nicht mehr Gefahrlaufen, aus Unwissenheit zu sündigen, und wir wegen der Verleumdungen, womit man uns anschwärzt, gerechtfertiget, werden unsere Tage in stiller Ruhe verleben können.

„Man giebt sich alle Mühe, sagt er anderswo, durch „die Anklage der entsetzlichsten Laster verhaßt zu machen. „Man wirft uns Atheisterey, Ruchlosigkeit, Bankette nach „Thyestes Art, und blutschänderischen Greuel vor. Sind „diese Anklagen gegründet; Fürst! so waffne die Gerechtigkeit „mit den ausgesuchtesten Strafen wider uns. Schone weder „Alter noch Geschlecht, weder Männer noch Weiber, so„gar die Kinder sollen die Schuld ihrer Aeltern büßen: „schlachte, morde, vertilge. Es giebt keine Marter, wel„che unsern Lastern angemessen wäre. Aber wenn sich die-

„se Beschuldigungen auf nichts, wie auf Verleumdung „„gründen, wenn unser Wandel unschuldig und untadelhaft „„ist; so liegt dir ob, unser Betragen, unsere Sitten, un„sern Gehorsam, unsere Gesinnungen gegen dich, deiner Fa„milie und das ganze Reich zu untersuchen, und uns we„nigstens eben die Gerechtigkeit, wie unsern Feinden ange„deihen zu lassen. Gleichwie wir stets bereit sind unser „„Blut zum Schutze der Wahrheit zu opfern, so sind wir „„auch stets des Sieges versicheret.“

Nach diesem prächtigen Eingange zeiget er, daß die Christen des Atheismus beschuldigen, die offenbarste Verleumdung sey, weil sie den Schöpfer dieser Welt anbethen, welcher durch sein Wort alles aus dem Nichts hervorgerufen hat. Uebrigens haben mehrere der größten Philosophen, so wie wir Christen, die Vielgötterey verabscheuet, und mit uns den alleinigen Gott angebethet, ohne daß man sie um des willen als ruchlose Leute behandelt hätte. Warum will man denn gerade die Christen als Gotteslängner, und Böswichte strafen, welche doch eben so denken, wie diese große Männer gedacht haben?

Die Nothwendigkeit, einen einzigen Gott zuzulassen, erhärtet er durch die einleuchtensten und stärksten Beweise, welche zugleich viel Scharfsinn, und große Richtigkeit des Verstandes verrathen. Dazu kommt noch das Ansehen der Propheten, von denen er das prächtigste Gemälde entwirft. Wir nennen jene Männer Propheten, sagt er, welche sich über sich selbst und über alle menschliche Art zu denken aufschwingen, und erleuchtet, und hingerissen vom Geiste Gottes verkündigen, was dieser göttliche Geist in ihnen wirket, und was sich nach einer langen Reihe künftiger Jahrhunderte zutragen wird. Der heilige Geist bedienet sich ihrer, als seiner Organe, wie sich ein Tonkünstler der Laute bedienet, um aus ihr harmonische Accente hervorzulocken. Vermittelst der göttlichen Kenntnisse, welche diese Propheten von oben empfangen haben, giebt Athenagoras die erhabenste Idee von Gott an; aus der wunderba-

ren Heiligkeit der christlichen Sittenlehre beweist er, daß unsere Religion das Werk Gottes ist, und endlich zeigt er aus unwiderleglichen Gründen, daß man Gott durch die Unschuld der Seele allein wahrhaft ehren kann.

Auf den Vorwurf, welchen man den Christen machet, daß sie sich jene Götter anzubethen weigern, denen man in verschiedenen Städten des Reiches opfert, antwortet er auf eine so einfache, als entscheidende Weise. Er zeiget, daß diese Städte selbst nicht alle Götter der andern Orte anbethen, ohne daß man ihnen diese Unterlassung zum Verbrechen anrechnete, und er läßt sich hierüber in ein sehr unterhältliches Detail ein. In Rücksicht der berühmtesten Statuen, mit denen die Heyden zum meisten aufhoben, sagt er kühn, daß sie kein anderes Verdienst haben, als welches ihnen der geschickte Meisel des Künstlers gegeben hat. Aber gleichwie dem Bildhauer der Stoff, den er bearbeitet, weit nachgeht; so ist auch der Schöpfer dieses Weltall über die Geschöpfe, so er aus dem Nichts hervor gezogen hat, unendlich erhoben, und folglich auch unsere Anbethung unendlich würdiger. Endlich; wie lange giebt es denn schon Götter und Bildsäulen? Schlaget den Herodotus nach; er wird euch sagen, diese Epoche falle in des Homers und Hesiodus Zeiten, welche doch kaum vierhundert Jahre vor dem Herodotus hergiengen?

Um die Irrthümer der Abgötterey weiter zu verfolgen, führt Athenagoras schlau alles an, was die Mythologie von der Göttergeburt sagt, und macht dadurch die Unanständig- und Abgeschmackheit dieses Religionsgebäudes nur noch fühlbarer. Hernach zeiget er, wie unzureichend das Gewäsche jener Philosophen ist, welche, um die Ungereimtheiten dieser zahllosen Menge Götter zu bemänteln, die Erscheinungen der Natur zu Hilfe nehmen, als Wirkungen, welche die Allmacht Gottes verkündigen, oder als Geschenke, welche uns seine Freygebigkeit zugewendet hat. Am Ende sagt er, daß Thales, der Aelteste unter den Philosophen, und der weise Plato einen einzigen, ewigen, aus

sich

sich selbst bestehenden, und eben dem Gott, welchem die Christen opfern, anerkennt haben; dieser Troß von Göttern aber, den die Griechen anbetheten, wären weiter nichts, denn Teufel, oder höchstens Menschen, so einst in der Welt Aufsehen gemacht hätten, welches er aus den Urkunden der ägyptischen Geschichtschreiber bestättiget.

Nachdem er alle diese Verirrungen der Abgötterey gerüget hat, kömmt er wieder auf den erhabenen Begriff des alleinigen Gottes zurück, welcher Vater, Wort, und heiliger Geist zugleich ist; weil der Vater der Ursprung, das Wort, oder der Sohn die Weisheit, und der heilige Geist das Licht ist, welcher von beyden, wie das Licht vom Feuer ausgeht. Er beschließt den ersten, und Hauptheil seiner Schutzrede mit diesen Worten: Ich habe demnach bewiesen, daß die Christen weder ruchlose Böswichte, noch Gotteslängner sind, weil sie den wahren Gott, den Schöpfer der Welt, und sein Wort anbethen; und habe es mit alle der Stärke und dem Feuer, dessen ich fähig war, bewiesen, obschon mein Vortrag der Größe und Würde des Gegenstandes nicht entspricht.

„Weiter klagt man die Christen an, daß sie des Thyestes Gastgebothe erneuern, und die abentheuerlichste Blutschande treiben: und dabey hat man keine andere Absicht, als jene wider sie zum gerechten Zorn zu reitzen, denen die Vorsicht die Herrschaft der Welt anvertrauet hat. Aber man weiß ja aus der Erfahrung, daß die Bosheit die Tugend von jeher gehasset hat: und du, weiser Fürst! bist viel zu aufgeklärt, als daß du uns für fähig halten solltest, solch entsetzliche Laster zu begehen. Die Christen, wie ich schon gezeigt habe, nehmen die Heiligkeit Gottes zur Richtschnur ihres Wandels; sie wissen, das Auge des Allsehenden durchschaue das Innerste des Herzens; sie erwarten zum Lohne ihrer Tugenden ein ewiges Leben, und sind versicheret, daß ewige Flammen das Loos der Lasterhaften seyn werden. Wie kann man sich erdreisten, sie durch derley Beschuldigungen anzu-

anzuschwärzen? Diese Vorwürfe mögen auf jene passen, welche öffentliche Hurenhäuser halten; welche die Menschheit und Gottheit durch Unflätereyen beleidigen, so die Natur empören, und ähnliches Zeug von ihren Göttern erzählen; welche Jupiters Ehebrüche, und blutschänderische Liebeleyen besingen, und diese Beyspiele in ihren sogenannten Mysterien nachahmen. Warum zwingt man uns, die Decke von diesem Gräuel wegzuheben, davon wir so gerne geschwiegen hätten?

Nachdem er diese Abscheulichkeiten des Heydenthumes seinen Anhängern mit vielem Feuer aufgemutzet, setzt er denselben die Heilig- und Reinigkeit der Sitten, welche unter den Christen herrschet, entgegen. Er sagt: Sie, gebildet in der Schule ihres göttlichen Gesetzgebers, halten schon einen unehrbaren Blick für ein Laster: sie gebrauchen sich der ehlichen Rechte in der einigen Absicht, Kinder zu zeugen; sie nähern sich ihren Gattinnen während der Schwangerschaft nicht; sie halten die zweyte Ehe für eine Unordnung, und mehrere aus ihnen wählen so gar den ehelosen Stand, um sich inniger mit Gott zu vereinigen. So sind jene Leute beschaffen, welche man beschuldiget, daß sie sich durch die abentheuerlichsten Unflätereyen wider die Natur weit unter das Vieh herabwürdigen.

Oder wirft man ihnen etwa mit bessern Grunde des Thyestes Gastgebothe vor? Wir behandeln jene, spricht Athenagoras, als Mörder und Todtschläger, welche durch Arzneymittel die Leibesfrucht vom Schooße der Mutter abtreiben; wir erlauben uns nicht, bey den Fechterspielen zu erscheinen; wir schauen nicht einmal bey der öffentlichen Hinrichtung verurtheilter Missethäter zu; Wir halten jene den Mördern gleich, die ihre Kinder nach der Geburt aussetzen: muß man nicht tollsinnig seyn, um Leute, welche sich nach diesen Grundsätzen benehmen, zu beschuldigen, daß sie Kinder erwürgen, und bey ihren sogenannten Liebsmalen das Fleisch davon auf ihre Tafel setzen? Wir haben Diener und Knechte, und einige aus uns haben derer eine große

Anzahl. Diese Diener, diese Knechte sind Augenzeugen von alledem, was in unsern Häusern vorgeht; hat wohl jemahl einer hierinn wider uns gezeugt, oder vor Gericht ausgesagt?

Athenagoras beschließt seine Schutzrede mit folgenden so edeln, einem christlichen Philosophen so würdigen Aeußerungen.

„Fürst! du hast von der Natur die glücklichste Anlage erhalten, und sie durch eine vortreffliche Erziehung auf das vortheilhafteste ausgebildet, und du bist in Wahrheit des Thrones würdig. Da ich alle Vorwürfe, die man uns Christen machet, abgelehnt und vernichtet habe, getrauen wir uns deine Gerechtigkeit und deinen Schutz aufzufordern. Wer hat wohl ein besseres Recht, Anspruch darauf zu machen, als die gehorsamsten und ergebensten deiner Unterthanen? Wir ermangeln nicht, Gott unabläßig für den Wohlstand deines Reiches, für den glücklichen Erfolg deiner Unternehmungen, und für das Leben deines Prinzen anzuflehen, welcher uns einst den Verlust eines so guten Vaters ersetzen muß. Dazu kömmt noch das Gebeth für uns selbst, welches wir zu dem Ende verrichten, daß wir bey ruhig- und friedlichen Tagen, die du uns gewähren kannst, deine Befehle mit mehr Fertig- und Freudigkeit vollziehen mögen."

Abhandlung
von der Auferstehung der Todten.

In keiner philosophischen Schrift findet man so viel Ordnung und Methode, so klar und unstreitige Grundsätze, als in des Athenagoras Traktate von der Auferstehung der Todten. Er leget solche Sätze und Wahrheiten zum Grunde, denen man seinen Beyfall nicht versagen kann; zieht dann Folgen, welche aus diesen Sätzen anschaulich ab-

abfließen; und so schreitet er von Schlüßen auf Schlüße vor, bis er endlich auf Demostrationen kömmt, gegen welche Ausschweiflinge sowohl, als Unglaubige nichts mehr einzuwenden wissen.

Nachdem er mit einer seltenen Bestimmtheit und Genauigkeit den Weg, welchen man die Wahrheit vorzutragen, und ihr Beyfall zu erringen wählen muß, und jene Beschaffenheit des Herzens und Verstandes beschrieben hat, welche der Wahrheit den Sieg erschweren könnte, schickt er sich zum Beweise an, daß erstens: die Auferstehung der Todten keine unmögliche Sache sey; und zu diesem Ende hebt er alle Schwierigkeiten, welche man dagegen vorbringen könnte: Zweytens „daß selbst die Begriffe, die wir uns von der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes machen, und die Kenntniß der Natur des Menschen uns den Beyfall für diese Wahrheit abnöthigen.

„Um die Unmöglichkeit der Auferstehung darzuthun, müßte man zeigen, spricht Athenagoras, daß dem Schöpfer entweder der Wille, oder die Gewalt mangle, einen zerstörten, und in seine Bestandtheile aufgelösten Leib, eines Tages wieder herzustellen. Läßt sich aber das nicht beweisen, so muß man nothwendig einer Meynung entsagen, welche weiter nichts mehr, als das Zeichen eines gottlosen Unglaubens, oder einer gehäßigen Gotteslästerung wäre. Nun aber wird man gewiß mit keinem hinreichenden Grunde weder für den Einen, noch für den andern dieser Sätze aufkommen können.

Dann erstens fehlt es dem Schöpfer an der nöthigen Gewalt nicht, aufgelöste und zerstörte Körper wieder zu erwecken. Denn dieses Unvermögen könnte nur von dem Mangel der Einsicht, daß er nicht wüßte, wie die Sache anzugehen wäre, oder aus Abgang der Macht herrühren, so daß er, was er weiß, nicht bewirken könnte. Den Mangel der Einsicht wird man ja doch dem Schöpfer nicht Schuld geben, als wüßte er nicht, wo die kleinsten Theil-

chen

chen der Elemente hingekommen sind, deren er sich einst, diesen menschlichen Leib zu gestalten, bedienet hat. Denn nach unsern Begriffen leidet es doch immer größere Schwierigkeit, das zu erkennen, was noch nicht war, als was schon einmal gewesen, aber in der Folge zerstöret worden ist. Nun aber sagt uns die Idee, welche wir von Gott haben, daß ihm das Eine so natürlich, wie das Andere seyn muß; es mag nun darauf ankommen, zu erkennen, was noch nicht war, und erschaffen werden sollte; oder was schon wirklich war, aber in der Folge zerstöret wurde."

„Eben so wenig läßt sich sagen, daß es dem Schöpfer an Kraft und Vermögen mangle. Er hat ja unstreitig die Gewalt aus dem Nichts hervorzurufen, Leben und Gestalt dem zu geben, was ohne Gestalt und Leben war: Warum soll er nicht auch alle vormalige Bestandtheilchen des Leibes, wo sie sich immer angesetzt haben, wieder ausfinden, und so, wie sie einst waren, auf ein Neues zusammenfügen können? Athenagoras macht hierüber die sinnreichest- und vernünftigsten Anmerkungen.

„Man wird vielleicht einwenden, fährt er fort, einige wären nach erlittenem Schiffbruche von Seethieren verschlungen, andere ein Raub der wilden Bestien geworden; ja diese Fische dienen oft in der Folge dem Menschen selbst wieder zur Nahrung. Ja vielleicht wird man diesen Einwurf sogar auf die Menschenfresser anwenden, und daraus auf die Unmöglichkeit der Auferstehung der Menschen schließen wollen. Denn in diesem Falle werden entweder die erstern Leiber, welche andern zur Nahrung gedienet haben, nicht wieder hergestellt werden können — weil ihr Fleisch zu Bildung fremder Körper ist verwendet worden — oder aber diese da würden in einem unvollkommenen, und gestümmelten Zustande erscheinen, wenn sie itzt ihre Glieder an jene, welche sie vorerst hatten, wieder abgeben müßten.

Jene, welche diesen Einwurf machen, antwortet Athenagoras, verrathen deutlich, daß sie weder die Allmacht, noch

noch die Weisheit Gottes kennen, noch von der Natur der Nahrungsmittel, und der dadurch genährten Körper richtige Begriffe haben. Sie erkennen die Allmacht und die Weisheit des Schöpfers nicht. Denn, da Gott die verschiedenen Gattungen der Thiere schuff, hat er einer jeglichen die schicklichsten Speisen für sie angewiesen; und was davon ihrer Beschaffenheit und Natur nicht tauget, weiß er aus dem Leibe dieser Thiere zu schaffen, und anderswo zu verwenden, vermöge solcher Wege und Gesetze, davon sich keine Rechenschaft geben läßt, obschon die Sache an sich selbst anschaulich gewiß ist.

Zweytens haben sie von der Natur der Nahrungsmittel, und der genährten Körper keinen richtigen Begriff. Denn nicht alles, was man als eine Nahrung zu sich nimmt, wird in die ursprünglichen Bestandtheile des Leibes verändert, sondern nachdem es mancherley Aenderungen erlitten hat, großentheils, vermöge einer erstaunlichen Verschiedenheit der Ausleerungen, wieder weggeschaffet. Man kann also nur jenes, was nach all diesem durchsieben und durchseihen zurückbleibt, als einen wahren Bestandtheil der Nahrung ansehen. Untersucht man endlich die Weise, wie sich das Fleisch im thierischen Körper gestaltet, so kann man mit Wahrheit nicht sagen, daß aus einem gegessenen Gliede ein anderes Glied des fleischfräßigen Thieres gebildet werde, weil, was aufgezehret worden ist, nicht immer besteht, Aenderungen, Zertheilungen, Absonderungen die Menge leidet, und nicht zur natürlich- und wesentlichen Nahrung wird. Die Aufschlüße, welche Athenagoras von diesem Gegenstande giebt, verrathen die richtigste Beurtheilungskraft, einen tiefdenkenden Verstand, und die vollkommenste Einsicht in den Stoff, den er behandelt. Daraus schließt er, daß es dem Schöpfer an der nöthigen Gewalt nicht mangle, die Leiber wieder zu erwecken.

Sodann kommt er auf den zweyten Absatz der Frage — die er am Anfange seiner Abhandlung aufgeworfen hatte; ob man wohl, so fern es auch Gott an der Gewalt nicht

Bayerische Staatsbibliothek München

mangelt, die Leiber zu erwecken, beweisen könne, daß es ihm auch an dem Willen nicht mangle? Er antwortet auf diesen Zweifel. Um sich zu versichern, daß Gott eine Sache nicht will, müßte man zeigen, daß solch eine Sache entweder aus ihrer Natur ungerecht, oder Gottes unwürdig wäre. Lasset uns diese zween Punkte in Rücksicht der Auferstehung untersuchen.

Sollte darinn eine Ungerechtigkeit obschweben, so könnte sie nur den, so erwecket wird, oder diejenigen treffen, welche außer Stand sind, erwecket zu werden, von welcher Klasse die puren Geister, und die unvernünftigen Thiere sind. In Rücksicht der Erstern hat keine Ungerechtigkeit Statt, weil die Auferstehung der Menschen auf ihren Stand und ihre Glückseligkeit keinen Bezug hat. Die Thiere aber verfliegen, und werden nach ihrem Tode gänzlich zerstöret. Eben so wenig läßt sich dabey eine Ungerechtigkeit gegen den auferweckten Menschen herausfinden, bey dem durch die Auferstehung weder die Rechte der Seele, noch des Leibes gekränket werden: nicht die Rechte der Seele; denn so sie gegenwärtig durch die Vereinigung mit einem verweslichen Körper nicht gekränket werden, so ist ja noch viel weniger eine Beeinträchtigung denkbar, wenn einst dieser Leib unverweslich wird geworden seyn. Und was hat sich der Leib zu beschweren, welcher durch die Auferstehung an der Unsterblichkeit der Seele Theil nimmt.

Der Begriff der Auferstehung schließt demnach keine Ungerechtigkeit in sich, und eben so wenig enthält er etwas so Gottes unwürdig wäre: Denn hat Gott ohne Verletzung seiner Ehre verweslich- und sterbliche Geschöpfe hervorbringen können, um so mehr wird er ohne Nachtheil dieser Ehre unsterblich- und unverwesliche machen können.

Nachdem Athenagoras alle Einwürfe, welche man gegen die Glaubenslehre der Auferstehung machen könnte, weggeräumet hat, beweist er ihre Wahrheit und Gewißheit mit einer unüberwindlichen Stärke. Was waren die

Ab-

Absichten Gottes, da er den Menschen schuff? Wie ist die Natur des Menschen beschaffen? Wie kömmt es, daß Gott den Menschen richten muß? Dieß sind die Mittel, deren sich unser Philosoph bedienet, um die Wahrheit dieser so wichtigen Glaubenslehre anschaulich zu erweisen.

Man kann nichts gründlicheres und besser durchgedachtes lesen, als was er über die mannigfaltigen Absichten der verschiedenen Geschöpfe sagt, welche Gott aus dem Nichts gezogen hat; und nachdem er alle diese Absichten mit einer bewunderungswürdigen Deutlichkeit und Beurtheilung auseinander gesetzet hat, zeiget er, daß der Mensch nur für Gott ist erschaffen worden, ja zu diesem Ende allein hat erschaffen werden können, um durch seinen Verstand und die Empfindungen seines Herzens, und nochmehr durch die Tugenden, so er hienieden übt, das Ebenbild seines Schöpfers zu seyn; Tugenden, welche die göttliche Weisheit, Allmacht und Güte an ihm lieben, und mit der Unsterblichkeit belohnen wird. Zu diesem Ende aber mußte der Mensch Mensch bleiben, das ist, aus zwo Substanzen, der Seele und dem Leib bestehen. Die Absichten Gottes bey des Menschen Erschaffung bürgen daher für seine Unsterblichkeit, und diese Unsterblichkeit ist ein Beweis, und ein Unterpfand der künftigen Auferstehung.

Und dieser Gedanke führt den Athenagoras auf den zweyten Beweis seines Satzes. Denn, schreibt er, so fern die menschliche Natur aus einer unsterblichen Seele, und einem angemessenen Leibe zusammen gesetzet ist; wenn Gott das Eine Wesen nie ohne das andere, sondern allzeit den ganzen Menschen erschafft, um gemeinschaftlich nach Einem und demselbigen Zwecke zu arbeiten: so folget ja nothwendig, daß auch das Loos, der Stand, und der Lohn dieses zusammengesetzten Wesens der nämliche seyn muß: das aber nicht geschehen wird, es werde dann selbes durch die Auferstehung wieder in seinen ersten Stand gesetzet. Dem Menschen sind von Gott Verstand, Vernunft und Sinne zugetheilet worden. Aber ohne Auferstehung höret der

Mensch für immer auf zu seyn; ohne die Auferstehung wäre die Seele vergeblich mit einem Leibe, und der Leib vergeblich mit der Seele in der Abhängigkeit von ihr, und unter ihrer Herrschaft vereiniget worden; ohne Auferstehung würde man die Weisheit Gottes vermissen.

Dieser Grund läßt sich noch weiter ausführen; man kann sagen: Gott hat ja doch nichts vergeblich gemacht. Aber was würde es mit dem Begriffe, und der Ausübung der Tugenden werden, welche die Ehre des Menschen, und die Glückseligkeit jeder Gesellschaft sind, falls keine Auferstehung Platz hätte? Da der Mensch durch die ewige Dauer der Seele, und ihre Natur unsterblich ist; muß er es nicht auch durch die ewige Dauer seines Leibes seyn? Die Unsterblichkeit der Menschen ist nicht so, wie die Unsterblichkeit der puren Geister unwandelbar, weil er aus zwo verschiedenen Substanzen zusammen gesetzet ist. Aber die Absonderung dieser zwo Substanzen kann schicklich mit dem Stillstande der Thätigkeit verglichen werden, welcher bey uns während des Schlafes erfolgt. Um des Willen haben vielleicht einige den Schlaf, des Todes Bruder, genannt.

Athenagoras, um diese seine Beweise noch fühlbarer zu machen, sagt: Das Leben des Menschen ist von der Geburt an bis zum Tode eine ununterbrochene Abänderung seines Zustandes. Im Anfange ist er weiter nichts, als ein Tropfen geistiger Feuchtigkeit, aus dem sich Gebeine, Nerfen, Muskeln, und Fleisch gestalten. In der Folge welch ein Unterschied vom Kinde zum Knaben, vom Knaben zum Jünglinge, vom Jüngling zum Manne, von diesem zum Greisen? Und doch bleibt er immer ein Mensch; immer ist er das verschiedenen Abwechlungen des Alters unterworfene Wesen. Sein Leben läßt nicht vermuthen, daß alle seine Theile sich in ihrem Urstoff auflösen und verfliegen sollten. Erst die Erfahrung hat uns über diese Wahrheiten unterrichtet. Nun die Vernunft, welche den Ursachen, den Absichten, dem Zwecke des Schöpfers nachspüret,

findet darinn noch stärkere Beweggründe, als selbst die Erfahrung darbiethet, dem Glaubenssatze von der Auferstehung beyzustimmen.

Man weiß den Ursprung des Menschen, man erkennet seine Natur; man ist über den Endzweck, zu dem er ist erschaffen worden, unterrichtet; man bethet eine unbegränzte, nothwendige Weisheit, Vorsicht und Gerechtigkeit in dem höchsten Wesen an. Diese Weisheit, diese Vorsicht, und Gerechtigkeit fordern es, daß der Mensch, welcher frey, als Herr seines Willens gebohren ist, nach dem Verdienst seiner Werke, je nachdem sie gut oder bös gewesen sind, einst behandelt werde. Diese Wahrheiten schickt Athenagoras voraus, um auf den dritten Beweis seines Satzes zu kommen.

Er fängt damit an, daß er in wenig Worten einen wunderschönen und richtigen Begriff von der Vorsicht angiebt. Hernach schränkt er sich in Rücksicht dieser Vorsicht bloß auf den Menschen ein, und spricht: Der Mensch, welcher aus seiner Natur hinwelckt und zerfällt, bedarf Nahrung, den Verlust der Kräfte zu ersetzen. Als sterblich sehnt er sich nach Abstämmlingen die einst seine Lücke ausfüllen, so er durch den Tod in der Schöpfung läßt; und als ein vernünftiges Wesen hat er Weisheit vonnöthen, um diesen verschiedenen Bedürfnissen zu steuern, ohne die Gerechtigkeit zu beleidigen.

Nach dem Verdienste seines Erdenlebens wird der Mensch, dieses aus zwo Wesen zusammengesetzte Geschöpf gerichtet werden. Nicht die Seele allein wird wegen dessen, was sie während ihrer Vereinigung mit dem Leibe gethan hat, zur Rede gestellet werden; weil sie aus ihrer Natur die sinnlichen Lüsten und die körperlichen Dinge nicht rühren. So wird auch der Leib nicht allein vor Gericht erscheinen müßen; weil er die Gesetze und Tugenden nicht erkennet. Der Mensch wird der Gegenstand des Gerichtes seyn. Wir werden nicht gewahr, daß der Mensch hienieden so, wie es

seine Werke verdient hätten, belohnt oder gestraft wird: nach dem Tode aber kann ihm weder das Eine noch das andere zu Theil werden, weil nach der Trennung der zwo Substanzen das, was man den Menschen nennet, so fern es keine Auferstehung giebt, nicht mehr existirt. Athenagoras entwickelt alle diese Gedanken so gründlich und deutlich, daß gewiß die, welche eine Vorsehung anerkennen, nichts darauf zu antworten wissen werden.

Itzt nimmt er es mit denen auf, welche keine Vorsicht zugeben.

So fern der Mensch, schreibt er, über sein auf Erden geführtes Leben keine Rechenschaft abzulegen hat, so ist das Loos der unvernünftigen Thiere weit erwünschlicher, als der Antheil des tugendhaftesten Menschen; und man müßte wohl thöricht seyn, wenn man in seinem Wandel andere Grundsätze befolgen wollte, als jene sind, nach denen sich die Wohllüstlinge, Böswichte, und Schurken jeder Art richten. Denn was haben wohl die Thiere zu leiden, wenn man es mit dem vergleicht, was die Freunde der Tugend so oft dulden müßen? Und die Wüstlinge, die ruchlosesten Böswichte was setzen sie auf das Spiel? Während dieses Lebens werden sie nicht gestraft; ja können oft nicht einmal gestrafet werden, wie unser Schriftsteller durch die auffallenste Gemälde zeiget. Und im andern Leben haben sie auch keine Züchtigung zu fürchten, weil die Vernichtung der Menschen Antheil ist. Abscheuliches Lehrgebäude, welches die Quell aller Ruch- und Zügellosigkeit werden muß! Was bleibt der ehrwürdigen Tugend über, als in der Stille seufzen und sich abhärmen, während das Laster mit triumphirendem Hohne auf sie herab sieht?

Man wird etwa sagen, der Leib werde zwar für immer ein Raub der Verwesung; aber die geistige, unzerstörbare Seele, diese werde gerichtet werden. — Und dieses Gericht, ist es wohl billig? Der Gegenstand desselben muß der Mensch, und nicht nur seine Seele seyn. Der

Lohn

Lohn der Tugenden wäre Ungerechtigkeit gegen den Leib, welcher dabey leer ausgieng, und doch daran Theil genommen, und mitgewirket hätte; und würden die Laster gestraft, so geschähe der Seel unrecht, welche so oft zu den Ausschweifungen durch die Einwirkung des Leibes hingeschleppt wurde. Denn, welchen Hang konnte die Seele für sich, und aus ihrer Natur gegen Geiz, gegen fleischliche Lüste, gegen Ungerechtigkeit, Diebstahl, und alle die verschiedenen Laster haben, welche durch diese Leidenschaften veranlasset werden? Nichts Körperliches kann ihr etwas anhaben. Es wäre ungereimt, diese böse Neigungen auf ihre Rechnung zu schreiben; und folglich würde es auch eine offenbare Ungerechtigkeit seyn, sie allein wegen der Laster zur Verantwortung zu ziehen, welche die Wirkung dieser Leidenschaften waren. Warum sollte die Seele allein wegen der Tugenden belohnt, und allein wegen der Laster gestraft werden, da doch jene so wohl, als diese von dem, aus beyden Wesen zusammen gesetzten Geschöpfe kamen, Stärke, Mäßigkeit, Geduld und Klugheit? haben sie wohl in einer Seele Statt, wenn sie nicht mit einem Leibe vereiniget ist, da der Leib den Stoff zu diesen Tugenden herschafft? Gesetze sind den Menschen und nicht den Seelen gegeben worden. Zu den Menschen spricht Gott: Du sollst nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht rauben; du sollst Vater und Mutter ehren. — Aber man muß die vortrefflichen Erklärungen selbst nachlesen, welche Athenagoras über alle diese Gegenstände giebt, wenn man ihre ganze Stärke fühlen will.

Zum Beschluße sagt er, daß alles, was wir in der Natur sehen, Elemente, Pflanzen und Thiere, ein jedes seinen eigenen und besondern Endzweck hat. Der mit Vernunft und Verstande ausgerüstete Mensch ist zu einer edeln und vollkommenen Absicht erschaffen worden. Diese Absicht kann, wie wir bewiesen haben, nicht erreicht werden: auch nach der Trennung der Seele vom Leib hat sie nicht Statt; weil der Mensch sodann nicht mehr ist. Es müßen demnach diese zween Theile wieder vereiniget werden; und

also ist die Auferstehung eine nothwendige Folge von der Weisheit des Schöpfers.

Die Auferstehung kläret uns demnach über den wahren Endzweck des Menschen auf. Dieser Endzweck ist, uns unwandelbar an das zu halten, was die unverdorbene Vernunft vorschreibt, uns mit der Erkenntniß des höchsten Wesens zu beschäftigen, den Gesetzen zu gehorchen, welche uns seine göttliche Weisheit gegeben, und mit dem Lohne zu trösten, den er uns verheißen, und für die Ewigkeit vorbehalten hat. Von dem Geschmacke für das Gegenwärtige hingerissen, finden die Meiste, an diesen erhabenen Kenntnissen kein Behagen. Aber der Irrthum einer blinden Menge hebt diese geheiligte Pflichten nicht auf: denn böse sowohl, als gute Werke müßen geprüft, und in einem darauf folgenden Gerichte bestraft oder belohnet werden. So ist dann der Lehrsatz von der Auferstehung der Todten eine anschauslich erwiesene Wahrheit.

Theophi=

Theophilus von Antiochien.

Theophilus von Antiochien ward beyläufig hundert Jahre nach Jesus Tode gebohren. Dieß erhellet aus einem seiner letzten Werke, darinn sich eine Zeitrechnung vorfindet, welche bis an Mark-Aurels letzte Regierungsjahre reichet. Ohne Zweifel war er ein geborner Heyde; denn er bekennet selbst von sich, daß ihm der Lehrsatz von der Auferstehung der Todten lang nicht habe zu Gesicht stehen wollen bis er sich endlich aus den Büchern der Propheten von dieser Wahrheit überzeuget hätte. Es scheint, er sey in der Zeitrechnung, in der Geschichtkunde, in den Schriften der Dichter, und den Lehrgebäuden der Philosophen ganz vorzüglich bewandert gewesen, deren Widersprüche er nicht selten rüget. Er hat ein großes Werk über die Zeitrechnung verfasset, und nachher einen Auszug davon herausgegeben, wie er uns selbst in seinen Büchern an den Antolykus berichtet. Seine Schreibart ist klar und deutlich, seine Art, Beweise zu führen, sieghaft, und die Schilderungen womit er seine Schriften versetzet, lebhaft und treffend. Von allen seinen Werken, deren Liste man in Euseben von Cäsarea findet, sind nicht mehr, als die drey Bücher an den Antolykus bis auf uns gekommen. Dieser Antolykus war ein gelehrter Heyde, und Busenfreund des Theophilus, welcher stets in Büchersälen und unter Büchern wohnte; aber wider die christliche Religion äußerst eingenommen war.

Das Werk, welches ihm Theophilus zuschreibt, ist eine Prüfung der christlich und heydnischen, oder besser zu reden, ein Vergleich beyder Religionen, und besteht aus drey Büchern.

In dem ersten zeigt Theophilus, wie edel und erhaben die Begriffe sind, welche die Christen von der Gottheit angeben, und wie weit sie am Werthe jene Vorstellungen überwiegen, so sich die Heyden von ihren Göttern machen.

In dem zweyten enthüllt er recht handgreiflich alle das abgeschmackte, und widersinnige Zeug, welches die Dichter und Philosophen über den Ursprung der Welt, und das Geschlechtsregister der Götter geträumet haben; worauf er den Schöpfer zeigt, welcher durch die Kraft seines wesenreichen Wortes das Nichts gebähren hieß. Sein Gemälde von der Schöpfung ist das prächtigst- und reizendeste, und nachdem er die Allmacht des Herrn in dem Werke der sechs Tage geschildert hat, schildert er seine Weisheit in der Religion, so er dem Menschen geoffenbaret hat.

In dem dritten Buche stellet er dem Antolykus vor, daß sein entschiedener Geschmack für die Fabeln, und seine unabläßige Anstrengung auf die Lektur der Poeten und Philosophen für ihn das größte Hinderniß, die Wahrheit zu erkennen, sind: ja aus eben der Ursache, sagt Theophilus, halte selber auch die Bücher der Christen für Träumereyen und Märchen, welche sich erst seit einigen Jahrhunderten verbreitet hätten. Um seinem Freunde die Augen zu öffnen, wiederholt er in einer kurzen, lebhaft- und körnigen Uebersicht alles, was in den zween ersten Büchern enthalten ist. Er schildert die Verirrungen, den Unbestand, die Widersprüche und Balgereyen der Philosophen, und hält die Uebereinstimmung des Moyses, der Propheten und anderer heiligen Schriftsteller, die Reinig- und Heiligkeit ihrer Sittenlehre, ihre großen und würdigen Begriffe von der Gottheit, und ihr ehrwürdig- und unläugbares Alterthum dagegen.

Ich werde diese drey Bücher nicht umständlicher zergliedern, sondern bloß einige Stellen und Gedanken ausheben,

ben, welche uns merkwürdiger und schicklicher gedünkt haben, ein Urtheil von diesem Werke, und seinem Verfasser zu fällen, und die Wißbegierde der Leser zu unterhalten und zu befriedigen.

Auszug des ersten Buches.

Nach einem sehr kurzen Eingange sagt Theophilus zu seinem Freunde: „Du bist ganz stolz und hochherzig auf die Götter, welche du anbethest, blickest mitleidig auf mich herab, daß ich ein Christ bin, ja mich ein Christ zu seyn so gar rühme, und sprichst höhnisch zu mir: So laß mich einmal deinen Gott sehen; zeige mir, wie er aussieht. Und ich sage dir: Zeige vorerst an deinen Gesinnungen und Sitten, daß du ein Mensch bist; und sogleich sollst du sehen, was mein Gott ist. Sind die Augen deines Geistes im Stande zu sehen? Sind die Ohren deines Herzens zu hören im Stande? Nur denen, welche die Augen des Geistes offen haben, zeiget sich Gott. Alle Menschen haben zwar Augen; aber bey einigen sind sie so schwach und verdorben, daß sie nicht einmal die Sonne sehen. Muß der Blinde den Mangel des Gesichtes den Stralen dieses Gestirnes, oder aber seiner Blindheit Schuld geben? Man trage Sorge, daß die Ausschweifungen des Herzens die Seele nicht blende. Du forderst, ich soll dir den Gott zeigen, welchen ich anbethe. Strebe du nur selbst nach seiner Erkenntniß. Ich muß vorerst wissen, ob du kein Sklav der Schwelgerey, der Ungerechtigkeit, der Geilheit, des Stolzes, der Scheelsucht, oder des Geizes bist: wissen muß ich, ob du nicht bist, wie so viele andere sind, gewaltthätig, verleumderisch, und ruchlos. Blenden dich diese Leidenschaften, so kannst du Gott nicht sehen: kranke Augen ertragen den Glanz dieses Lichtes nicht, und ein Herz welches der Bosheit und Gottlosigkeit frohnet, kann Gott nicht erkennen."

Aber du, versetzt Antolykus, du erkennest ihn ja: sage mir dann, wer, und was er ist.

Itzt giebt Theophilus von Gott die prächtigst und erhabensten Begriffe an. Er beschreibt auf eine bewundrungswürdige Weise alle göttliche Vollkommenheiten; seine ganze Rede ist mit weisen Anmerkungen, mit sinnreichen Gedanken, mit reitzenden Bildern reichlich versetzet. So ist mein Gott beschaffen, spricht er, so sieht der Schöpfer dieses Weltall aus. Durch ihn lebst, durch ihn athmest du: er theilt Verstand und Rede mit, und so du ihn nicht kennest, mußt du es der Blindheit des Verstandes, und den Ausschweifungen des Herzens zuschreiben.

Da die großen Eigenschaften Gottes bloß geistig sind, schlägt Theophilus, um sie einigermaßen fühlbar zu machen, den natürlichst- und sinnreichesten Weg ein. Ist nicht auch die Seele in unserm Leibe unsichtbar? sagt er; indessen erkennet man sie doch aus der Thätigkeit, welche sie dem Leibe mittheilet. Eben so kann Gott zwar mit leiblichen Augen nicht gesehen werden: aber man entdecket ihn an der Größe und Pracht seiner Werke, an der Weisheit und Allmacht, womit er diese Welt beherrschet: und diesen schönen Gedanken beleuchtet und führet er durch eine Menge passend- und auffallende Gleichnisse aus.

Auf das prächtige Gemälde, das er von Gottes herrlichen Eigenschaften entworfen hat, folgt ein anderes, so zwar kürzer ausgefallen ist, aber ganz besonders absticht. Er malet ganz im Kleinen, aber mit den lebhaftesten Farben, was man von den Göttern des Heydenthumes erzählet; er decket die ganze Unanständig- und Ungereimtheit dieser Fabeln auf, und zeigt, wie sehr sie die Schamhaftigkeit und Vernunft empören. Bey solcher Bewandtniß, fährt Theophilus fort, wollte ich den Kaiser, lieber als eure Götter verehren; aber anbethen wie ihr, nein das würde ich ihn nie, aber wohl Gott, den ich allein anbethe

für

für ihn anflehen. Der Kaiser ist kein Gott: er muß sich erinnern, daß er ein bloßer Mensch, und Gott derjenige ist, welcher ihn, um die Welt mit Gerechtigkeit zu beherrschen, auf den Thron gesetzet hat. Den kaiserlichen Titel darf man keinem Unterthanen beylegen; also darf man auch göttliche Ehren Niemanden, wie Gott allein erweisen.

Da Theophilus auf die Vollkommenheiten Gottes zu reden kam, hatte er sich geäußeret, daß wir Gott erst dann erkennen werden, wenn unsere Leiber durch ihre Vereinigung mit dem unsterblichen Geiste, an dessen Unsterblichkeit nach der Auferstehung Theil würden genommen haben. Den Antolykus dünkte dieser Satz lächerlich, und Theophilus antwortet ihm: Einst glaubte ich eben so wenig, als du, daß es eine Auferstehung geben könne. Aber endlich habe ich durch Forschen und Nachdenken die Gewißheit und Wahrheit dieser Glaubenslehre eingesehen. Die heiligen Bücher und Propheten, so ich las, machten großen Eindruck auf mich. Itzt glaub ich fest, und unterwerfe meinen Verstand Gottes Zeugnisse. Mache es eben so, oder fürchte, so fern du in deinem Unglauben verharrest, daß du eines Tages, aber leider zu spat, und zu deinem großen Unglücke wirst glauben müßen, was dir itzt der Glaube verkündiget. Zum Beschluß sagt er: du hast mich aufgefodert, liebster Freund! ich soll dir meinen Gott kennen lernen. Ich glaube, deinem Begehren ein Genüge geleistet zu haben. Ich ermahne dich aus ganzer Seele und rathe dir, als ein wahrer Freund, an ihn zu glauben, und ihn zu fürchten.

Auszug des zweyten Buches.

Wir sind erst — so fängt Theophilus dieses Buch an — seit einigen Tagen über die Religion in Unterredung getreten, bester Antolykus. Du höreſt mir, meines Bedenkens, mit Aufmerksamkeit und Vergnügen zu. Wir schieden unter gegenseitigen Merkmaalen der aufrichtigsten

Freund-

Freundschaft, und du batheſt mich, dieſen Stoff noch weiter abzuhandeln. Dein Verlangen iſt für mich ein Befehl. Nachdem ich dich mit der Erhabenheit meiner Religion bekannt gemacht habe, will ich dir das Kahle und Nichtige von jener aufdecken, an der du noch hängſt.

Den erſten Streich verſetzt er der heydniſchen Religion dadurch, daß er das Geſchlechtsregiſter der Götter muſteret. Welch ein lächerlicher Einfall, ſagt er, die Götter gleich den Menſchen zeugen, und gebohren werden laſſen! Denn haben ſie einſt Kinder erzeugt, warum ſollen ſie nicht itzt noch welche zeugen können? Es müßte demnach ihr Stammregiſter bis auf unſere Tage reichen. In dieſem Falle aber würde es nothwendiger Weiſe unendlich mehr Götter, als Menſchen geben: denn die Menſchen leben eine kurze Zeit; aber die Götter ſind unſterblich, und ſollten doch zum Zeugungsgeſchäfte immer tüchtig bleiben: oder taugen ſie nichts mehr, ſo muß irgend ein Mangel oder eine Krankheit daran Schuld ſeyn; oder die guten Götter ſind zu alt geworden, vielleicht gar geſtorben: und dann welche Götter! welch eine Unſterblichkeit!

Was Heſiodus in dem Geſchlechtregiſter ſeiner Götter vorbringt, ſind nichts, wie die plumſten und handgreiflichſten Ungereimtheiten, und was er von dem erſten Urſprunge der Welt fabelt, iſt eben ſo albern. Aber auch die Philoſophen haben über dieſe Gegenſtände, trotz den Dichtern, das tolleſte Zeug zu Markte gebracht. Bald verfallen ſie auf lächerliche Märchen, da ſie die Ewigkeit der Welt vorausſetzen; bald verwikeln ſie ſich in die gröbſten Widerſprüche, wenn ſie eine Erſchaffung der Welt, oder doch die beſſere Ausbildung ihrers Urſtoffes zulaſſen. Man kann ſich alſo über den Urſprung der Welt, weder an die Philoſophen, noch an die Dichter, ſondern allein an ſolche Männer halten, die einſt von der Gottheit begeiſtert waren, und Staaten und Königreichen Jahrhunderte vor verkündiget haben, was ihnen in der Folgezeit begegnen würde, und deren Weisſagungen ſtets durch den Erfolg

sind gerechtfertiget worden. Dieß sind jene göttliche Männer, welche einstimmig von einem Schöpfer, von einem allmächtigen Gotte reden, welcher diese Welt dem Nichts entrufen hat.

Daraus nimmt Theophilus Anlaß, dem Antolykus eine wunderschöne Erklärung von dem Werke der sechs Tage zu geben; eine Erklärung voll der gelehrtest- und lichtesten Anmerkungen, und tiefgedachter Reflexionen über die läppischen Einfälle der Philosophen, da sie ihre Lehrgebäude zusammenpfuschen, voll glänzender Gedanken über die Allmacht des Schöpfers, und endlich der lehrreichsten Sittenregeln für das Menschengeschlecht. Diese Erklärung ist zu weitschichtig, um ganz hergesetzt, und viel zu schön, um in einem Auszuge verunstaltet zu werden.

Nach diesem Beweis der Allmacht des Schöpfers, hält es Theophilus für unerläßliche Pflicht, auch ein Wort über seine Weisheit, Güte, und Gerechtigkeit zu sagen: Gott hat die Sünde des Menschen, die Stärke der Leidenschaften, welche ihn beherrschen, und die Verirrungen vorgesehen, in die sie ihn stürzen würden. Diesen Uebeln zu steuren, sendete er die Propheten, damit sie dem Menschengeschlechte die Erkenntniß des alleinigen Gottes, und eine reine Sittenlehre beybrächten, und die Unglaubigen, Ruchlosen, Ungerechten, und Ausschweiflinge durch die Furcht eines ewigen Feuers schreckten, das ihrer wartete. Du kannst dich leicht selbst überzeugen, spricht Theophilus, so du nur diese Propheten lieseſt. Vergleichst du ihre Schriften mit den Werken der Philosophen und Dichter, so wirst du bald der Wahrheit Schüler werden. Uebrigens fanden sich diese Dichter und Philosophen oft selbst gezwungen, die Lehrsätze von der Einheit Gottes, und einem künftigen Gerichte zuzulassen. Du wirst dieß wohl selber wissen: Denn wo ist ein Schriftsteller, den du nicht gelesen hast?

Aus-

Auszug des dritten Buches.

Theophilus dem Antolykus seinen Gruß.

Du behauptest noch immer, trotz allem, was in den vorhergehenden Unterredungen gesagt worden ist, daß jene ehrwürdige Wahrheiten, womit ich dich unterhielt, nichts denn Aufschneidereyen, und die Bücher, deren Alterthum wir rühmten, nichts wie neugebackene Waren sind. Um dir diesen Wahn vollends zu benehmen, will ich dich über die Zeit aufklären, wann sie verfasset worden sind. Daraus wirst du selbst das Urtheil von ihrem Alter fällen, und einsehen können, wie wenig Staat man auf die Schriften eurer Philosophen und Dichter machen darf, mit denen du doch so gewaltig aufhebst. Aber vorerst erlaube mir, meine Befremdung zu äußern, daß ein Mann wie du, von unbekränzter Wißbegierde, dem jede Kenntniß willkommen ist, der ganze Nächte in Büchersälen durchwachet, gegen unsere Schriften nichts den frostige Gleichgültigkeit zeiget.

Immer im Tone der Hochachtung, welche ein Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen verdienet, fragt Theophilus seinen Freund, was er doch von alle dem Zeug denke, so die Dichter und Philosophen von der Gottheit, der Religion, und den Sitten geschrieben hätten. Er decket mit viel Nachdruck und Bestimmtheit die verschiedenen Irrthümer auf, in welche sie gefallen sind, und hält selben die Heilig- und Reinigkeit der christlichen Lehrsätze entgegen. Wir unsererseits erkennen, sagt er, einen einzigen Gott, und Schöpfer der Welt; wir lassen eine Vorsicht zu, und bekennen uns zu einem heiligen Gesetze, welches Gott selbst gegeben hat. Darauf führt er die zehn Gebothe an, so wie sie der Herr dem Moyses eingehändiget, und dieser den Hebräern mitgetheilet hat; macht einen Auszug von der Geschichte dieses Volkes, und dem mannigfaltigen Unterrichte, welche es von den Propheten empfangen, und schließt mit der erhabenst- und vollkommensten Lehre, welche der Sohn Gottes selbst dem Menschen vorgetragen hat.

Itzt schildert er dem Antolykus das Leben der Christen, und sagt: Uns ist nicht erlaubt, den Fechterkämpfen beyzuwohnen, aus Furcht, wir möchten uns auf einige Weise dieser Mordthaten schuldig machen: wir besuchen eure Schauspiele nicht, damit unsere Augen durch derley Vorstellungen, nicht verunreiniget, und unsere Ohren durch die schlüpfrigen Verse, so ihr bey dieser Gelegenheit absinget, nicht beleidiget werden. Diese mannigfaltige Ausschweifungen der Götter und Menschen, welche gedungene Leute auf euren Schaubühnen vorstellen, und deren gefährliche Eindrücke ihr noch durch der Musik harmonischen Zauber erhöhet, verabscheuen wir. Nichts von alledem kann mit dem Geiste und den Gesinnungen eines Christen bestehen. Unter ihnen herrschet der ängstliche Wohlstand der Eingezogenheit und Mäßigung. Für die Enthaltsamkeit trägt man alle Hochachtung. Der einzigen Gattinn, welche man rechtmäßig gewählet hat, hält man die unverbrüchlichste Treue. Die Ungerechtigkeit ist verbannt, das Laster ausgerottet; man gehorcht dem Gesetze, und übt, was die Religion befiehlt. Die Christen sind Leute, welche die Wahrheit regiert, die Gnade erhält, der Friede schützet, das Wort Gottes leitet, die Weisheit erleuchtet, Christus, der das Leben ist, führet, und Gott allein beherrschet.

Ich hätte dir noch vieles über unsere Religion und Gebräuche zu sagen: aber dieß mag für itzt genug seyn; und ich zweifle nicht, dein wißbegieriger Geist werde dadurch gereitzt, sich umständlicher nach unsern Glaubenslehren, und unserm Gottesdienste zu erkundigen. Itzt gehe ich auf jenen Gegenstand über, den ich mich zu erweisen verbündlich gemacht habe, und zeige, daß unsere Geschichte an Aechtheit, Alter und Wahrheit allen weit vorgehet, was eure Dichter und Philosophen so dreist niedergeschrieben haben.

Theophilus beginnt mit Platos merkwürdigem Spruche: Wir können nichts vollkommen wissen, es wäre dann, Gott selbst belehrete uns durch sein

Wort, und seine Gesetze; und daraus schließt er, daß die von Gott begeisterten Männer allein die Wahrheit erkennet haben. Unter diesen von oben erleuchteten Männern, welche der Nachwelt etwas schriftlich hinterlassen haben, ist der erste und älteste Moyses gewesen. Theophilus beweist aus der Zeitrechnung des ägyptischen Geschichtschreibers Manethon, daß Moyses an neunhundert Jahre vor dem trojanischen Kriege, und folglich mehr wie tausend vor den ersten Schriftstellern Griechenlandes geschrieben hat. So beweist er auch aus den Schriften des Menanders von Ephesus, daß David fünf hundert Jahre vor Erbauung der Stadt Karthago regiert, und durch eine ganze ganz einfache Bemerkung, daß Zacharia, der letzte aus den Propheten so alt, wie Solon ist, weil der Eine, wie der Andere unter des Cyrus Regierung gelebet hat. Endlich erhärtet er aus dem Berosus, einem chaldäischen Geschichtschreiber, und Philosophen die Wahrheit der Schriften des Moyses, und anderer hebräischen Historiker, weil man in seiner Geschichte großentheils eben die Begebenheiten findet, welche diese in der ihrigen angeführet haben.

Dann kömmt er auf die griechischen Geschichtschreiber, den Herodotus, Thucidides, und Xenophon, und zeiget, daß keiner von ihnen vor des Cyrus Regierung geschrieben hat, und zieht daraus die anschauliche Folge, daß die Schriften, auf welche sich die christliche Religion gründet, ohne Vergleich älter sind, als was wir immer von den griechischen Dichtern und Philosophen haben. Nachdem er sich den Weg durch alle diese Vorbereitungen gebahnet hat, legt er seine Zeitrechnung von Erschaffung der Welt bis auf Mark-Aurels letztes Regierungsjahr vor.

Zum Beschluße untersucht er die Ursachen, warum doch die Griechen in ihren Schriften der heiligen Bücher nicht erwähnet haben. Er bringt einige bey, welche so merkwürdig als richtig sind. Erstens wußten die Griechen lange Zeit nichts um die Schreibekunst, welche nach einigen

gen die Chaldäer, nach andern die Aegyptier, oder auch die Phönizier erfunden haben sollen. Zweytens sind die Griechen sehr zeitig in Rücksicht der Idee und Erkenntniß Gottes in die gröbsten Irrthümer gefallen. Drittens haben sie sich wegen ihres ausgezeichneten Hanges zur Leichtsinnigkeit und Wohllust für das Schale und Unnütze erkläret. Bezaubert von ihrem Homer, Hesiodus, und andern ihren Dichtern, bekümmerten sie sich wenig um höhere und geistige Dinge. Dieß sind die Ursachen, warum sie zur Erkenntniß Gottes und der Wahrheit nicht gekommen sind.

Clemens von Alexandrien.

Titus Flavius Clemens war ein Athenienser. Man nannte ihn den Clemens von Alexandrien, weil er sich lange Zeit in dieser Stadt aufgehalten, und alle seine Schriften daselbst verfasset hat, und noch obendrein das Haupt einer berufenen, in diesem Orte errichteten Schule war. Er berichtet uns selbst in dem Buche seiner Sammlungen — Stromata — daß er ein Schüler der geschicktesten Lehrer in Griechenland, und in jenem Italien gewesen sey, das man das große Griechenland nennete, und ihrer die Besten auch in Orient, in Aegypten und Assyrien gehöret habe. Endlich fand er einen von seltenem Verdienste in Palästina, und das bestimmte ihn, sich in Aegypten nieder zulassen. Dieser große Lehrmeister ist wahrscheinlicher Weise der berühmte Pantenus, das Haupt der alexandrinischen Schule gewesen, den man in der Folge nach Indien, das Evangelium zu predigen, schickte, aus welchen Ländern er eine Abschrift von dem Evangelium des heiligen Matthäus mit sich zurückbrachte, wie Euseb von Cäsareen verbürget.

Von dem heiligen Clemens aus seinen Schriften zu urtheilen, mußte er die ausgebreitesten Kenntnisse in allem, was die schönen Wissenschaften und die Philosophie betrifft, und zugleich das glücklichste Gedächtniß, so nur je ein Mensch besaß, gehabt haben. Die heiligen Bücher, die Dichter, alle Philosophen unter den Griechen und Barbaren treten in seinem Werke so natürlich, und so ungezwungen auf, daß man glauben sollte, er habe sie alle aus dem Kopfe hersagen können, und stets vor sich liegen gehabt. Was seinen Verstand betraf, so dachte er ungemein richtig, war fruchtbar an Einfällen, und besaß eine bewunderungswürdige

würdige Leichtigkeit, die Wahrheit auszuspüren, zu erklären, und fühlbar zu machen. Seine Schreibart ist klar, aber zuweilen weitschweifig, und man vermißt nicht selten jene Bestimmtheit und jenes Feuer, das in den Werken einiger andern Schriftsteller so sehr gefällt.

Man weiß nicht genau, um welche Zeit der heilige **Clemens** ein Christ geworden ist. Aber in seiner Ermahnungsrede an die Griechen giebt er deutlich zu verstehen, daß er lang ein Heyde, und in allem, was diese Religion betrifft, vollkommen bewandert gewesen sey.

Der hohe Begriff, den man von seinem Verdienste, von seinen Talenten, und seiner Tugend hatte, war Ursache, daß man ihn nach des **Pantenus** Tode zum Haupte der alexandrinischen Schul ernannte. Der Schüler dieses großen Mannes ward in der Folge der Lehrmeister eines noch größern, des berühmten **Origenes**. Die vielen Geschäfte dieses wichtigen Amtes hinderten ihn nicht, viele Schriften mitunter zu verfertigen, von denen aber nichts bis auf uns gekommen ist, als seine Ermahnungsrede an die Griechen, das ist, die Heyden, sein Pädagog, und seine Sammlungen, oder Stromata.

Seine **Rede an die Griechen** ist die zweckmäßigste Schrift, den Ursprung, und das abentheurliche des Götzendienstes, und das Uebermaaß der Verirrung und Ausschweifungen aufzudecken, wozu derselbe verleitet. Man findet darinn ganz sonderbare Untersuchungen, und der Verfasser redet stets in einem entschlossenen und zuversichtlichen Tone, weil er seiner Sache gewiß ist, und wohl weiß, daß man ihm ewig die Antwort auf seine Einwürfe schuldig bleiben wird. Wir werden weiter unten eine Zergliederung dieser Rede einrücken.

Der **Pädagog** ist das schönste Gemälde der evangelischen Sittenlehre und jener Grundsätze, nach welchen die Christen ihren Wandel ordnen sollen. Der Verfasser sagt

ihnen, daß sie Kinder Gottes sind, und Gottes Sohn selber ihr Lehrmeister ist. Er führet diesen Gottmenschen selbst redend ein, und vergißt nichts, was man nur Rührendes sagen kann, um Hochachtung und Liebe der Tugend einzuflößen. Er vereinzelt mit großer Richtigkeit, was jeder Stand, jedes Alter und Geschlecht Gott schuldig ist. Er macht die lehrreichest- und gründlichsten Bemerkungen über die Neigungen, den Geschmack und Hang der Natur, und über die Weise, sich gegen ihre Anfälle zu vertheidigen, und sie zu ordnen. Möchten doch die Prediger über die Tugenden und Sitten eben so, wie Clemens von Alexandria unterrichten! Man würde ihnen mit mehr Vergnügen zuhören, und ihre Lehren williger befolgen. — Dieses Werk ist in drey Bücher abgetheilet.

In dem ersten zeigt Clemens alle Vollkommenheiten, die Weisheit, die Wissenschaft, die Zärtlichkeit und Liebe des Meisters, welcher seine göttliche Lehre vorträgt. In dem zweyten handelt er mit aller Umständlichkeit von den Geschäften, welche das Leben des Menschen ausfüllen, und von allem, was seine Sitten, seinen Wandel, und seine Lebens- und Denkungsart betrifft. In dem dritten trägt er die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre vor, um zur Richtschnur für alle die Fälle zu dienen, welche nicht insonderheit sind abgehandelt worden. Darauf folget eine kurze Wiederholung von alledem, was er bisher in seinen drey Büchern gesaget hat, und dann endet er mit dem rührendesten Gebethe an das ewige Wort, unsern göttlichen Lehrmeister.

Durch das ganze Werk liegt immer das Ansehen der heiligen Schrift zum Grunde, dem oft die Grundsätze der gesundesten Philosophie zur Seite stehen, also, daß die Religion, und die geläuterte Weltweisheit einträchtig, so zu reden, Hand in Hand einhergehen. Man lernet daraus, auch die Sitten, welche während der ersten Jahrhunderte des Christenthumes in der Welt herrschten, vom Grunde kennen. Ihre Schilderungen sind meisterhaft gerathen;

und

und man ist sowohl über den Nachdruck seines Vortrages, als über die Schönheit und den Schwung seiner Gedanken, und die Klugheit seiner Entscheidungen entzücket.

Die Bücher der **Stromaten** sind eine Sammlung der Beobachtungen über verschiedene Gegenstände der Weltweisheit, Gottesgelehrtheit, Sittenlehre, und alles dessen, was den Geist bilden und nähren kann. Man könnte über dieses Werk die Aufschrift setzen: **Vermischte Schriften von philosophisch- und christlichem Inhalte.** Dem Leser einen richtigen Begriff davon zu geben, wollen wir aus dem ersten Buche ausheben, was der Verfasser selbst darüber erinneret. „Ich habe den Beystand der „Kunst bey der Ausarbeitung dieses Werkes nicht benutzet. „Meine Absicht war dabey nicht, in der Welt zu glänzen, „und mir einen Namen zu machen; Ich wollte mir bloß „für mein künftiges Alter einen Vorrath hinterlegen, wo „ich wieder finden könnte, was ich etwa bey der Abnah„me meines Gedächtnisses mochte vergessen haben, und in „mir die Idee jener musterhaften Reden, welche ganz Ver„nunft und Feuer waren, und die ich von meinen ehemali„gen Lehrmeistern, jenen großen Männern gehört hatte, wie„der aufzufrischen. Ich trage kein Bedenken, schöne Bruch„stücke aus der Philosophie in dieser Sammlung einzurü„cken: denn es ist nicht genug, ein Jude unter Juden zu „seyn; man muß auch den Griechen unter Griechen zu ma„chen wissen, um alle für die Wahrheit zu gewinnen. Die„se meine Bücher, spricht er an einer andern Stelle, (*) „lassen sich zwar keinem Kunstgarten vergleichen, wo Bäu„me und Pflanzen nach einer abgemessenen Ordnung ange„legt, und die Blumen nach ihren Arten in symetrischen „Beeten eingetheilet sind; aber wohl einem Berge, der mit „allen Gattungen der Bäume besetzet ist, wo fruchtbare „und unfruchtbare von jeder Art durcheinander stehen. „Man darf demnach in diesem Werke keine abgezirkelte „Ordnung, keine gekünstelte Schreibart suchen: Wir ah„men

(*) L. 7.

„men hierinn die Griechen nach, welche zuweilen derley „Verzierungen geflissentlich vernachläßigen, um ihre geheime Absichten besser zu verheimlichen, und die Leser dadurch „aufmerksamer zu machen.“

Dieses Werk ist in acht Bücher abgetheilet. In dem ersten steht eine Schilderung der Sophisten, oder Afterphilosophen, welche sich sehr passend auf gewisse Schriftsteller unseres Jahrhunderts anwenden ließ. „Diese Sophisten, oder Schwätzer, welche mit der dreistesten Selbst„genügsamkeit von allem plaudern, und über alles entschei„den, sind im höchsten Grade stolz; sie wollen alles wissen, „werfen verfängliche Fragen auf, befleißigen sich einer rei„zend- und fließenden Schreibart, machen mehr Lärmens, „als die Heuschrecken im Sommer, und unterhalten diejenigen, welche die Schwachheit, oder den Kützel haben, „auf ihr schales Gewäsch zu horchen. Um deswillen sagt „Plato, daß diese Afterphilosophie äußerst gefährlich sey; „und Aristoteles nennet sie die Kunst zu verführen und zu „betrügen, weil sie unter der Maske der Weltweisheit die „wahre Philosophie bestreitet, welche sich stets an die Ver„nunft und Wahrheit hält.“

Lasset uns hören, was der gelehrte Euseb vor mehr denn vierzehn hundert Jahren von diesem Werke für ein Urtheil fällt: „Man findet, schreibt er, in den Stroma„ten eine Sammlung von auserlesenen Stellen, welche so„wohl aus den heiligen Büchern, als aus den heydnischen „Schriftstellern entnommen sind. Clemens von Alexan„drien benutzet sie, theils die verschiedenen Meynungen der „griechischen sowohl, als ausländischen Philosophen, wel„che wir Barbaren nennen, zu e läutern und zu beleuch„ten, theils die Irrthümer und Träumereyen der Ketzer zu „widerlegen. Es kamen a ch darinn historische Bruch„stücke vor, so daß dieses Werk ein sehr nützlicher, mit „Ge a ken und Meynunge der Philosophen reichlich ver„sehener Vorrath der Geleh samkeit ist. Die Aufschrift — „Stro ata entspricht vollkomme dem Inhalt des Wer-

„kes,

„kes, das eine Sammlung der wichtigsten Unterweisungen „für alle Gegenstände ist.

Clemens von Alexandrien hat auch ein großes Werk unter der Aufschrift: Hypotyposes, oder einen Commentar über die heilige Schrift in acht Büchern, wie seine Stromata verfasset, so gab er auch eine Abhandlung über die Osterfeyer, eine andere über die Geduld, über den kirchlichen Kanon, über das Fasten, über die Enthaltsamkeit, welcher Schrift er in seinem Pädagoge erwähnet, über die Frage: Kann wohl ein Reicher selig werden? und eine Ermahnungsrede an die Getauften heraus: aber alle diese Werke sind verlohren gegangen. Die unermeßliche Belesenheit, und die einleuchtende Weisheit, dadurch sich dieser Schriftsteller auszeichnet, machen, daß dieser Verlust allen Liebhabern des Alterthumes überaus empfindlich fällt. Nun wollen wir seine Rede an die Griechen, oder an jene Völker zergliedern, welche sich zur heydnischen Religion bekennten.

Rede, oder Vorstellung

an die Griechen über die Abgötterey.

Nachdem Clemens die Griechen in wenig Worten an ihre Erzählungen von dem Orpheus und Amphion, und an andere fabelhafte Wunder erinneret hat, welche sie der Zauberkraft harmonischer Töne zuschrieben, sagt er ihnen. Wie kömmt es doch, daß ihr diese alberne Fratzen so leichtsinnig glaubet, indeß ihr das Auge beym hellschimmernden Lichte der Wahrheit schließet? Ihr seyd ganz Ohr, wenn man euch von jenen Tonkünstlern erzählet, welche durch die bezaubernde Harmonie ihrer Leyer die Felsen versetzten, Thebens Ringmauern erbauten, Löwen und Tyger kirren machten, die Bäume entwurzelten, und sie, ihren Tönen gehorsam, auf einen Platz in reizender Ordnung hinbefehligten. Ihr findet Vergnügen an diesen Aufschneidereyen. Und seht, ich verkündige euch einen Sänger der noch

viel wunderbarer und mächtiger ist. Er zerstreut die Finsterniß der Unwissenheit, er besiegt die Ungeheuer ungezähmter Leidenschaften, flößt Kenntniß und Liebe für die Reize der Tugend ein: dieser Sänger ist das Wort Gottes, die Weisheit Gottes, der Sohn Gottes. Er ist von Ewigkeit her bey Gott, und in Gott. Er hat die Welt lange Zeit durch die Propheten unterrichtet; endlich ist er selbst gekommen, die Fesseln zu sprengen, womit der Teufel das Menschengeschlecht gebunden hielt.

Nicht vermittelst eurer unnützen Ceremonien, nicht durch Lorberzweige und Purpurbinden werdet ihr Gott erkennen. Durch die Gerechtigkeit allein muß man ihn suchen, durch sie allein kann man ihn finden. Nun aber giebt es wohl irgend etwas in der heydnischen Religion, welches den Menschen zu dieser Heiligkeit der Seele, zu dieser Reinigkeit des Herzens bildete? Mit diesen Aeußerungen fängt **Clemens** die Abgötterey zu bestreiten an.

Erst beweißt er, daß die Märchen, womit die redseligen Mütterchen die langen Winterabende verplaudern, nicht so erbärmlich lauten, als die Orakel der Götter, welche in ihren Büchern so häufig angetroffen werden. Hernoch kömmt er auf ihre Mysterien zu reden, und schildert mit vielem Nachdruck ihren ganzen Gräuel. Ich werde, schreibt er, öffentlich bekannt machen, was ihr so sorgfältig Geheim zu halten suchet. Ich werde mich das zu sagen nicht schämen, was ihr euch nicht schämet anzubethen. Was geht bey jenen Festen der **Venus** vor, die ihr Philomedes nennet? Verräth nicht der Name **Philomedes** selbst ihre schändliche Geburt? Was bedeutet die unehrbare Vorstellung, welche man euch in die Hände giebt? Was die Hand voll Salz, und das Stück Silbergeld, welches ihr zahlet? Was sind die Feste der guten Göttinn, als ein Gemälde von **Jupiters** abentheuerlichen Blutschanden? Was die **Orgyen**? Was des **Elenus** Geheimniß? Was ist in jenem Körbchen verschlossen? Was soll jene Laterne, jener Dolch, jener Haarkamm eines Weibes bedeuten? Lösche

die-

dieses Feuer aus, teuflischer Hierophant! Möchten doch diese Mysterien, diese Orgyen, dieser Gräuel der Ruchlosigkeit, der Unzucht und Schwelgerey in ewige Finsterniß gehüllet werden! — Wir wollen die weitere Aufschlüße, welche Clemens von diesen schlüpfrigen Geheimnissen giebt, nicht umständlicher verfolgen.

Einst sagt er weiter, herrschte zwischen dem Himmel, und der Erde eine, so zu reden, natürliche Gemeinschaft. Die Unwissenheit hat dieses Band zerrissen, als die Menschen sich den Ausschweifungen überließen, und auf nichts mehr achteten, als was die Sinnen rührte. Bey dieser Gelegenheit untersuchet er den Ursprung der Abgötterey und des Götzendienstes. Er zeigt, daß diese Götter nichts denn Menschen waren, und er setzet mit einer seltnen Gelehrsamkeit alles auseinander, was die Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter von der Göttergeburt, Vaterlande, Sitten, von ihren Ausschweifungen, Ehebrüchen und Blutschanden, von ihrer rasenden Wuth, und ihren ewigen Katzbalgereyen geschrieben und gesungen haben. Er zeigt, daß es die Göttinnen so toll, wie die Götter machen; und führt die Aurora, die Luna, die Venus, die Ceres, die Proserpina, die Juno, die Thetis, und mehr andere zum Beweise an, welche sich alle durch ihre Ehebrüche und Liebeleyen ausgezeichnet haben. Und eure Weiber, ruft der Redner aus, bethen diese Gottheiten an! Sind sie es zufrieden, wenn ihre Gatten sich nach dem Beyspiele dieser saubern Götter richten? Und eure Kinder gewöhnen sich frühzeitig an diesen abscheulichen Gottesdienst, und lernen von den Göttern alle Geilheit und Ausgelassenheit.

Um das Abgeschmackte, und Lächerliche der Abgötterey noch fühlbarer zu machen, zieht er alles hervor, was man von den Lebensvorfällen dieser Götter erzählet. Er läßt den Apollo, als des Admetes Kühhirten, den Herkules, als der Omphale unterthänigen Knecht, den Neptun, als des Laomedon gemietheten Maurer, die Venus,

nus, als der Helena Kammermädchen, und Minerva, wie sie dienstfertig vor dem Ulysses mit der Laterne hertrippelt, auf die Bühne treten, und führet alle die Schriftsteller an, welche diese rühmliche Züge ihrer Lebensgeschichte der Nachwelt aufbewahret haben. Er erzählt, wie diese Götter und Göttinnen, Venus, Minerva, Pluto, Juno und Herkules in den Schlachten, gleich jedem gemeinen Soldaten, manche Schmarre davon getragen haben; und wie der große Jupiter selbst sich ein Ragout von Menschenfleisch, ohne den Streich, den man ihm spielte, zu vermuthen, weidlich habe schmecken lassen, da er bey den Aethiopern, und beym Lykaon zu Tische war. Er beschließt diese ganze Stelle mit einer Schilderung Jupiters, welche mit so viel Salze gewürzet ist, als vielleicht bey ähnlichem Anlasse der launige Luzian nie verbrauchet hat. Am Ende sagt er, man werde diesen berüchtigten Jupiter wohl nicht mehr im Himmel finden; man müße ihn hienieden auf der Insel Creta in seinem Grabe suchen.

Nach alle dem beißenden Scherze den er sich gegen die Götter erlaubt, dünkt ihn, die Aegyptier verstoßen lange nicht so arg, wider den gesunden Verstand, da sie unvernünftige Thiere, als die Griechen, welche solche Wildlinge und Gegenstände anbetheten, so wegen ihrer scheußlichen Ausschweifungen noch eckelhafter, denn selbst das Vieh wären. Aber bethen etwa die Griechen nicht auch die Bestien an? Wie viele Thiere haben sie nicht zur öffentlichen Verehrung auf ihren Altären ausgestellet?

Aber sollte das, was ihr anbethet, zum Unglücke keine Gottheiten seyn, was wären sie denn sonst? — Teufel sind es. Dieß aufrichtige Geständniß ist die einzige Antwort, welche sich mit Grunde geben läßt. Hier beweißt der Redner diesen seinen Satz aus dem Hasse, welchen die Götter gegen unser Geschlecht durch die menschlichen Schlachtopfer, welche man ihnen entrichten muß, durch die Irrthümer, darein sie die Menschen stürzen, durch die Betrügereyen,

reyen, womit sie die Leichtgläubigen hintergehen, und durch die Ausschweifungen der Leidenschaften äußern, welche sie zu vergöttern riethen, und führet zum Beweise an, was Dichter, und vornämlich Hesiodus, dessen Ansehen bey ihnen von größtem Gewichte ist, hierüber gesagt haben.

Aber vielleicht erröthet ihr bey dem Bekenntnisse, fährt Clemens fort, daß jenes, was ihr anbethet, Teufel seyn sollen? Aber wollet ihr es läugnen, so müßtet ihr gestehen, daß sie weiter nichts denn unnütze und unempfindliche Klötze sind. Und diese unempfindliche Statuen und Bildsäulen, wie viele Ausschweifungen veranlassen sie nicht unter euch? Bey dieser Gelegenheit läßt er sich mit großer Umständlichkeit über die unehrbaren, allen Wohlstand beleidigenden Vorstellungen aus, womit die Gassen, die öffentliche Plätze, die Tempel, die Zimmer, ja sogar die Schlafgemächer und Bettstellen besetzt und geschmücket sind. Seht hier eure Götter, ruft er aus, wahnsinnige Griechen! leblose Klötze, oder Teufel, oder Schatten, welche bey den Gräbern umher irren. Und das unwandelbare Wesen, die unendliche Heiligkeit, den alleinigen, den wahren Gott miskennet ihr! Betrachtet dieses Weltall; es ist sein Werk; lernet seine Allmacht kennen. Die ganze Schöpfung ist eine einzige Uebung seines Willens; auf ein einziges Wort von ihm entschwinget sich alles dem Nichts, alles erscheint.

Hernach untersuchet er, was die Philosophen von der Gottheit dachten. Er gesteht, daß sie einige Stralen der Wahrheit durchblincken gesehen, und die Meisterstücke des Schöpfers bewundert haben. Aber er bemerkt, daß sie sich nicht bis zum Meister selbst aufschwangen, sondern an seinem Werke kleben blieben. Er läßt diese Philosophen die Musterung gehen: rechnet aber den Epikur nicht zu ihnen, weil dieser Mensch, sagt er, stets die Sprache eines Ruchlosen und Atheisten führet. Er äußeret sich, daß er Plato's Meynungen nicht alle schlechthin verwerfe, welcher einen einzigen Gott, den Schöpfer und Ursprung aller Din-

ge anerkennet habe, ob er schon nicht Muthes genug gehabt hätte, sich für diese Wahrheit öffentlich zu erklären. Aber er sagt, Plato habe bey den Hebräern geschöpfet. Er findet auch einige schwache Spuren dieser Wahrheit in mehrern Poeten, deren Stellen er anführet, und welche theils einen einzigen Gott erkennet, theils sich über jenen Schwarm von Göttern, so man in den Tempeln anbethet, lustig gemacht haben.

Nach allen diesen Beweisen der Ungereimtheiten und Ausgelassenheiten des Götzendienstes führt Clemens die Griechen zur Quelle des wahren Lichtes hin. Er zeigt ihnen jene Propheten, welche von den Vollkommenheiten Gottes, und der Würde des Menschen so erhabene Begriffe angegeben, und mit solcher Kraft den Gräuel des Lasters, und die Schönheit der Tugend geschildert haben. Gott selbst ist es, welcher durch den Mund des Moyses, des Esaia, des Jeremia und Davids seine Allmacht, seine Herrlichkeit und alle seine unendliche Vollkommenheiten verkündiget hat, um die Menschen zur schuldigen Anbethung seines Wesens einzuladen. Er selbst hat uns durch diese von oben begeisterte Männer die Größe seines Wortes geoffenbaret, welches er in die Welt gesendet hat, um sie mit dem Lichte der Wahrheit zu erleuchten und die Finsternissen der Abgötterey zu zerstreuen. O unbegreifliche, unaussprechliche Güte! ruft hier Clemens auf. Gott redet zu uns, nicht wie ein Lehrer zu seinen Schülern, nicht wie ein Herr zu seinen Knechten, nicht wie ein Gott zu seinen Geschöpfen, sondern wie ein zärtlicher Vater zu seinen Kindern.

Aber ihr Griechen saget zuweilen: Können wir den Gebräuchen und Gewohnheiten entsagen, welche von unsern Vätern auf uns gekommen sind? Und können nicht alle Christen erwiederet Clemens, euch antworten: (und alle Tage bestättiget ihr diese Antwort durch euer Betragen) wenn ihr euch den Ausschweifungen der schändlichsten Leidenschaften überlasset, so spottet ihr ja der Gebräuche und

des

des Ansehens eurer Väter: Warum dann mit einemmale so voll Ehrfurcht, und bedächtlicher Rücksicht, wann es darum zu thun ist, das Laster gegen die Tugend zu verlassen, und von dem Irrwege auf den Pfad der Wahrheit zu treten? Er führet diesen Vernunftschluß mit großer Beredsamkeit aus, zieht die wichtigsten Folgen nicht allein durch das Ansehen dieser Gottesmänner, sondern auch durch die Gesinnungen einer Menge Dichter und Philosophen davon ab.

Hernach stellet er den Heyden das reizende Bild der Glückseligkeit jener Menschen auf, welche über ihre Leidenschaften erhoben, die Tugend lieben, und wahre Kinder Gottes sind, um ihnen Ehrfurcht und Liebe gegen die christliche Religion einzuflößen. Eine ruhige Seele, weil sie tugendhaft, eine zufriedene Seele, weil sie mit Gott vereiniget ist, weil sie sich über alles weggesetzet hat, was der Natur schmeichelt, und ihre Begierden bloß auf Gott einschränket, seht, so ist die Seele eines Christen beschaffen. Das Wort ist sein Licht, seine Stärke, seine Stütze, seine Ermunterung, weil das Wort das Heil der Welt ist! Seit dieses Wort zu uns gekommen ist, bedürfen wir der Lehren Athens, Griechenlandes, und Joniens nicht weiter. Wir besitzen die wahre Philosophie, die wahre Weisheit. Die Philosophen haben sie nicht erkannt; die Schüler des Wortes begriffen und verkündigten sie. Diese ganze Stelle ist das prächtigste Lob des göttlichen Wortes in menschlicher Gestalt. Es kommen darinn alle Eigenschaften seines anbethungswürdigen Herzens vor, seine Sanftmuth, seine Liebe, die Weisheit seiner Gesetze, und sein Eifer für das Heil des Menschengeschlechtes.

Er wendet sich noch einmal mit dem zärtlichsten Eifer an die Griechen, das ist, an die Abgötter, und spricht: Diese Welt gleicht einem verschrieenen Eilande, darauf eine Hexe von reizender Gestalt herrschet: sie sagt zu euch, wie einst Circe zum Ulysses: Komm, erlauchter Ulysses, du Stolz der Griechen! lande hier, und du sollst eine göttliche Musik hören.

Aber

Aber lasset die Hure mitten unter ihren Aesern sitzen; flieht das unselige Eiland: setzet die Segeln zu, und ihr seyd dem Tode entgangen. Das göttliche Wort wird euer Schiff steuern, und es in den Port des Himmelreiches einführen. Bey dieser Gelegenheit schildert er die ganze Herrlichkeit der Verheißungen und des Lohnes, so der Christen wartet, die Schönheit der evangelischen Grundsätze, das Uebermaaß der Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe, und die ganze Erwiederung der Erkenntlichkeit, welche ihm seine Geschöpfe schuldig sind.

Er beschließt diese rührend und wichtige Rede damit, daß er sagt, der tugendhafte Christ sey durch die Gnade des Wortes ein Freund Gottes; und da zwischen Freunden alles gemein ist, sey auch zwischen Gott und dem Menschen wirklich alles gemein, weil Gott und der Mensch wahre Freunde wären. Griechen! was mir Gott eingegeben hat, habe ich euch aus dem Triebe des feurigsten Eifers, und der zärtlichsten Liebe vorgetragen, um euch die Augen zu öffnen, euch mit dem größten aller Güter bekannt zu machen und auf den Weg des Heiles hinzuleiten.

Also redet ein heydnischer zum Christenthume bekehrter Philosoph für eine Religion, welche so viele Freygeister und Ungläubige, die sich hinter den Namen der Philosophen stecken, in unserm Jahrhunderte mit solcher Bosheit und Wuth anfallen.

Her=

Hermias.

Ich glaube nicht, daß man in irgend einem Büchersaale ein Werk finden wird, welches so viel Deutlichkeit und Bestimmtheit, so viel Leben und Feuer, so viel Salz und Zierlichkeit in sich vereiniget, als diese launige Schrift des Hermias über die Heydnischen Weltweisen mit der Aufschrift: Die geneckten Philosophen. Oft schildert ein glückliches Beywort, ein einzler Ausdruck den Philosophen sammt seinem Systeme recht treffend, und das Ganze ist mit dem feinsten und beißensten Salze gewürzet. Die Verschiedenheit, die Wahrheit, die Menge der Gemälde gefällt, beleuchtet, und reißt den Leser mit sich fort. Schickt man sich zum lesen an, so ergeht es einem beynahe, wie den Kindern, welchen man Spielsachen weiset, die sie dann alle, und mit einemmale sehen wollen: und eben diese Verschiedenheit und Bestimmtheit hinderte uns einen Auszug von dieser Schrift zu machen, und wir sahen uns bemüßiget, sie ganz zu übersehen. — Wir haben keine Urkunde, daraus man sicher wissen könnte, wer dieser Hermias gewesen ist. Indessen erhellt aus diesem seinem kurzen Werke, daß er der sinnreicheste und wichtigste Kopf von der Welt, und ein eifriger Christ gewesen seyn müße. Gemeiniglich hält man dafür, er habe im zweyten Jahrhunderte gelebet.

Die geneckten Philosophen.

„Die ganze Weisheit und Philosophie der Welt ist in Gottes Augen nichts, wie Ungereimtheit und Wahnsinn. Also schreibt der heilige Apostel Paulus an die Corinther; und sicher sagt er damit die lautere Wahrheit. Er scheint, er gehe bis zum Abfalle der Engel zurück, um die Quelle

alle der widersprechenden Meynungen zu finden, welche die Philosophen theilen, und von denen wir uns mit einem kleinen Muster aufzuwarten die Ehre geben werden."

„Fragt man sie, was die Seele ist, so sagt uns Demokritus, sie sey ein Feuer, Die Stoiker nennen sie eine luftige Substanz, Heraklit eine Bewegung, und Hippon ein Zeugungswasser. Nach dem Critias ist sie Blut, nach dem Dinarkus eine Harmonie. Die eine behaupten, die Seele sey eine Ausdünstung, eine Kraft, welche von den Gestirnen abträufelt; die andern machen einen Hauch, ein Element der Elemente, oder ein ganz winziges, einfaches, untheilbares Ding, Monade mit Namen, aus ihr. Himmel, welch ein Wirrwar von Meynungen! welches Gezänke unter diesen Sophisten und Philosophen! Und wohl gemerkt; sie sind alle erhitzter aufs Raufen, als sie in der Entdeckung der Wahrheit glücklich sind.

Aber sey es darum, daß sie über die Natur der Seele nicht einig werden können; wenigstens werden sie sich über andere hier einschlagende Gegenstände besser vertragen? Laßt sehen. Einige sagen, diese Seele sey unsterblich, andere, sie bestehe nur für einige Zeit; die dritten weisen ihr nach der ersten Auswanderung ihren Aufenthalt in dem Leibe unvernünftiger Thiere an; und aus diesen behaupten einige, jede derselben müße drey verschiedene Körper nacheinander beleben; und dann gute Nacht; itzt fällt sie wieder in ihr Nichts zurück: obwohl andere freygebiger handeln, und ihr jedesmal eine Dauer von tausend Jahren anweisen.

In Wahrheit, es klingt drollig, wenn man Leute für drey Tausend Jahre bürgen höret, welche keine hundert zu leben haben. Wie soll man diese Lehrgebäude, diese Träumereyen nennen? Sind es Hirngespinste, Unsinn, Abgeschmacktheit, oder gar alles das mit Einem male?

„Haben diese Herren Philosophen die Wahrheit gefunden, gut, so führen sie einerley Sprache; verstehe sich

Einer

Einer mit dem Andern, und ich werde herzlich gern ihrer Meynung beytreten. Aber nein; das behaget ihnen nicht: sie flicken euch diese Seele aus einer Menge verschiedener Lappen zusammen. Dieser weist ihr das, der andere ein anderes Stück zur Wesenheit an; es ist des Aenderns und Flickens kein Ende, und ich kann es euch nicht bergen, mir will dieses Tauschen und Wechseln nicht zu Gesichte stehen.

„Höre ich diese geschickte Herren, Einen nach dem andern, so macht mich dieser unsterblich, und das gefällt mir; ein anderer wieder sterblich, und das verdrießt mich. Ein dritter löst mich in untheilbare Stäubchen auf; ich werde Wasser, ich werde Luft, ich werde Feuer; und bald darauf bin ich weder Wasser, noch Luft, noch Feuer, und ich werde ein wildes Thier, oder ein Fisch, und Störe und Delphine sind meine Brüder. Ich zittere für meine Person; denn ich weiß nicht mehr, ob ich mich Mensch, oder Hund, oder Wolf, oder Stier, oder Schlange, oder Vogel oder Drack, oder Schimäre nennen soll: denn diese ehrwürdige und hitzige Wahrheit und Weisheitsforscher erweissen mir die Ehre, mich in alle Arten der Thiere zu verwandeln, in Erd- Wasser- und Luftthiere, in wilde und zahme, gesellig- und ungesellige, stumme und brüllende, unvernünftig- und vernünftige Thiere. Ich schwimme, ich fliege, ich krieche, ich laufe, und sitze auf einem Flecke still, und Empedokles, um sich vor andern auszuzeichnen, macht mich gar zu einer Pflanze.“

„So aber diese tiefgelahrte Herren nicht unter sich einig werden können, um mich über die Natur meiner Seele zu unterrichten; werden sie etwa die Wahrheit glücklicher treffen, wenn sie auf die Welt, und die Götter zu reden kommen? Werden vielleicht jene die Natur der Götter ergründen, welche mir nicht einmal zu sagen wissen, was die Seele des Menschen ist? Ihnen soll es gelingen, mich mit der Welt bekannt zu machen, da sie ihren eigenen Leib nicht kennen? liegen sie einander nicht alle über diese Gegenstände in Haaren?“

„Ich frage mich bey dem Anaxagoras an. Gott ist ein verständiges Wesen, sagt er mir, das die Quelle und der Ursprung von allem ist, und alles beherrscht, ordnet, was zuvor ohne Ordnung war, und durch sich bewegt, was aus sich ohne Bewegung ist, welcher Dinge absonderet, die vermenget waren, und gerade denen giebt, die keine hatten. Ich bin mit diesem Manne sehr wohl zufrieden, und nehme seine Meynung mit Vergnügen an (*). Aber seht, da kömmt Melissus und Parmenides in die Quere, und behaupten, alles was da lebt und schwebt, sey einfach ewig, unbeweglich, und alledem gleich, was wir sehen (**). Ich lasse mirs gefallen, gebe dem Anaxagoras Abschied, und glaube es itzt getroffen zu haben; als Anaximander aus voller Kehle ruft: Ey nicht doch! alles was da ist, ist nichts, wie Luft. Verdickt sie sich, so wird sie Wasser, verdünnet sie sich, so wird sie Aether und Feuer, und erhält sie ihre Natur wieder, so wird sie abermal, was sie einst war, ein flüßiger Körper. Aber Empedokles von Aetna's Spitze herab schüttelt den Kopf, und behauptet Anaximandern ins Angesicht, daß die Grundursache aller Dinge Freundschaft und Feindschaft ist; die erste nähert und vereint, indeß die letztere trennet und entfernet, und von diesem Zwiste nimmt alles seinen Ursprung. Unter diesem Worte, Alles, versteht man, was gleich und ungleich, was unendlich und endlich, was ewig ist, und was einen Anfang hat. — Nur muthig darauf, tiefdenkender Empedokles! ich folge dir bis an den Rand, wo Aethna's Kluft ihren Rachen aufsperret. Aber Protagoras zieht mich beyseit, und raunet mir ins Ohr: Ich will dir den wahren Urstoff offenbaren. Sieh! was in die Sinne fällt, das muß man Dinge und Wesen nennen: Was nicht in die Sinne fällt, existirt nicht einmal in der Gestalt und dem

(*) Es scheint Anaxagoras habe des Moyses Schöpfungsgeschichte benutzet; doch drückt er die Eigenschaft eines Schöpfers nicht deutlich genug aus.

(**) Das Lehrgebäude des Parmenides ist gleichsam der Grund, darauf Spinoze das seinige errichtet hat.

dem Begriffe der Substanz und Natur. Nur in dem Menschen sind die Dinge verschlossen, nur durch ihn werden sie erkannt. Diese Meynung schmeichelte mir im Anfange, weil ich daraus schloß, alles, oder doch beynahe alles sey für den Menschen, und beziehe sich auf den Menschen. Thales hingegen eiferet für das Wasser: Das, sagt er, ist der Ursprung von allem: alles besteht aus Wasser, alles löset sich wieder in Wasser auf; ja die Erde selbst schwimmet im Wasser. Thales ist der älteste unter den Philosophen Joniens, seine Meynung wird denn wohl auch die giltbarste seyn. Aber sein Mitbürger Anaximander spricht, die Bewegung sey älter wie Wasser und Feuchtigkeit, und durch sie entstehe alles, und werde alles wieder zerstöret. Archelaus will auch sein Scherfchen beytragen, und vertheidiget, alles komme von der Hitz und Kälte. Was den großen Plato belangt, so hat selbiger einen höhern Flug genommen, und er giebt für die Grundursache aller Dinge, Gott, die Materien und die Form an. Wie sollte man einem Philosophen nicht glauben, welcher den Jupiter auf einem hellglänzenden Wagen fahren läßt? Indessen ist sein Schüler Aristoteles auf den Ruhm seines Lehrmeisters eifersüchtig, und giebt zwo andere Grundursachen, die wirkende und die leidende an. Die wirkende ist der Aether, welcher unfähig ist, irgend etwas von einer Ursache zu empfangen; und jene, welche leidet und empfängt, hat vier Eigenschaften, die Trockenheit, die Feuchtigkeit, die Hitze, und die Kälte. Von der gegenseitigen Veränderung und Vermischung dieser Eigenschaften entspringt die Veränderung aller Dinge."

„Aber es vergeht mir Sehen und Hören, so gewaltig werde ich von alleden verschiedenen Lehrgebäuden, und Meynungen gebübelt und herumgeworfen. Gut; ich will mich denn an den Meister Aristoteles halten. Aber Philosophen, die älter, denn er sind, setzen mich in Verlegenheit. Pherecides giebt andere Grundursachen an, den Jupiter, die Tellus, und den Saturn. Jupiter ist die Luft, Tellus die Erde, und Saturn die Zeit. Die

Luft zeuget, die Erde empfängt, und die Zeit bringt zur Reife. Träumereyen, ruft Leuzipp. Der Ursprung der Dinge sind das Unendliche, das Unbewegliche, und das Kleinste. Die feinsten Theilchen schwingen sich in die Höhe, und daraus wird Luft und Feuer: Die gröbern bleiben tiefer unten, und dienen der Erde und dem Wasser zum Grundstoffe.

„Welch ein Gewühl von Lehrgebäuden, darinn ich keinen Stral der Wahrheit, der Gewißheit, oder auch nur seiner Wahrscheinlichkeit erblicke! — Aber Demokrit wagt es, alle Irrthümer zu verscheuchen. Die Urwesen der Dinge sind nach ihm — aufgemerkt! — Was ist, und was nicht ist. Höret, wie er sich darüber erkläret. Das, was ist, heißt der volle, und was nicht ist, der leere Raum; und im Leeren wirkt das Volle alles durch die Veränderungen, so es in der Materie hervorbringt, und durch die Gestalt welche sie ihr giebt. — Ich würde vielleicht mit Demokrit lachen, und zum Spasse seine drollige Einfälle annehmen: aber Heraklit der Wimmerling, versicheret mir mit Thränen im Auge, daß das Feuer durch seine zwo Eigenschaften, die Verdünnerung und Verdickung, die erste Ursache in allem ist, deren die Eine wirkt, die andere empfängt, jene vereiniget, und diese wieder trennet."

„Itzt Gnade, meine Herren! länger halte ich es nicht mehr aus. Ich bin von Systemen ganz vollgepropft, und wie berauscht. — Aber was will ich machen? Epikur bittet mich so dringend, sein wunderschönes Atomensysteme eines gnädigen Blickes zu würdigen, deren unendliche Verschiedenheit und Menge überflüßig hinreiche, uns das Geheimniß aufzuschließen, wie alles entstehen und fortgepflanzt werden könne. Gute Haut, ich verstehe dich! aber siehst du nicht, wie Cleanthes den Kopf aus seinem Schöpfbrunnen steckt, deiner Atomen spottet, und schreyt, man dürfe außer Gott und Materie keine andere Grundursache anerkennen? Die Erde verändere sich in Wasser, das Wasser in Luft, das Feuer habe viel Aehnliches mit der Erde;

die

die Seele der Welt aber durchdringe alles, und wir selbst werden von einem Theilchen dieser Seele belebt. — Aber dort rückt eine Legion afrikanischer Philosophen an, welche ganz andere Grundsätze auskramen, als man uns bisher aufgetischet hat. Sie verwerfen alle Lehrgebäude durch die Bank, und behaupten, daß alles für die schwachen Einsichten des Menschen unbegreiflich, und undurchdringlich, und hienieden die Wahrheit stets mit Falschheit versetzet sey. Sollte sichs wohl der Mühe lohnen, so lange Zeit lauf Lehrgebäude zu studiren, denen man am Ende doch entsagen muß?"

„Noch ein Wort von der alten Horde der ersten Pytagoräer mit der Mundklemme. Sie beehren uns mit einer Philosophie, welche so dunkel, wie der Ceres Geheimnisse sind. Ihr Steckenpferd heißt: Der Lehrer hats gesagt. Ist man so glücklich, ihnen die Mundsperre zu lösen, so erklären sie sich also: Die Grundursache von allem ist die Monade, d. i. die Einheit; und die verschiedenen Figuren, oder die verschiedenen Zahlen der Einheit sind die Elemente. Durch diese Elemente erklären die Pythagoräer die Natur, die Gestalt, und das Maaß, da sie genau bestimmen, aus wie viel rechtwinklig = und gleichschenkligen Dreyecken jedes Element zusammen gesetzet ist. Sie versichern uns, daß jedes Feuertheilchen die Gestalt einer Pyramide hat, die Luft aus achteckigen, die Erde aus würfeligen, und das Wasser aus festen Theilen von zwanzig Flächen besteht. Also legt Pythagoras das Weltgebäude an, und mißt die ganze Schöpfung ab.

„Nun hat es endlich gerathen. Der göttliche Pythagoras hat mich aufgeklärt. Heil mir! Wie will ich seinen Unterricht benutzen! Welche Einsichten, welche Kenntnisse will ich mir sammeln! Vaterland, Weib, Kinder, gehabt euch wohl, Habe ich nur einmal meine Meßkette, und den übrigen Zugehör beysammen und gepackt, so schwinge ich mich in die Luft, und fange es damit an, daß ich das Feuer messe. Jupiter soll forthin nicht allein von dem Himmel Kenntniß haben. Ich selbst, ich großer Geist

ich allgewaltiges Genie durchreise den Himmel, und messe seinen Umfang; und sobald ich das Ganze genau gemessen habe, will ich Jupitern von allen Winkeln und Ecken, welche sich im Elemente des Feuers finden, Bericht erstatten. Itzt geschwind wieder herunter: nur so lange Geduld, bis ich nach Pythagoras Vorschrift meinen Quersack mit einem kleinen Vorrath von Feigen, Oliven, und Kräutern gefüllt habe; und denn fort, ins Meer hinab, um seine Breite, Länge und Tiefe bis auf einen halben Zoll zu messen, und Neptun, dem Monarchen des nassen Reiches das Resultat meiner Arbeit allerunterthänigst vorzulegen. Ein Tag reicht hin, die ganze Erde aufzunehmen: ich messe und weise alles, was auf ihr lebt, webt und schwebt. Gehe ich nach Pythagoras Grundsätzen zu Werke, so werde ich keinen Zollbreit irren. Ich kann genau und unfehlbar die Anzahl der Sterne, welche im azurnen Felde des Himmels flimmern, die Thiere, welche auf der Erde wohnen, und die Fische angeben, die im Wasser spielen. Ich will durch die Stärke meines Genies die ganze Welt auf die Wagschaale legen, und sicher finden, wie schwer sie wiegt. und nichts in diesem Weltall soll meiner Einsicht entwischen."

„Gemach! ruft Epikur, du bist noch nicht am Ende der Entdeckungen. Eine Welt hast du durchwandert und gemessen: aber wisse, es giebt noch mehr Welten; es giebt ihrer unendlich viele."

„Großen Dank für diese Nachricht. Itzt ist wahrlich keine Zeit zu verlieren. Gut Herz; auf etliche Tage Provision, und denn ungesäumt nach Epikurs Welten hin. Ich schwinge mich über die Gränzen der Thetis, und des alten Vaters Ozean hinaus: Itzt komme ich in einer neuen Welt an, wie ich bey uns in einer neuen Stadt ankommen würde: in wenig Tagen habe ich alles durchwandert, alles besehen. Von da aus mach ich mich nach der dritten, nach der vierten, fünften, sechsten, zehnten, hundert- und tausendsten Welt auf."

„Erha-

„Erhabener, durchdringender, unersättlicher Geist! wie weit willst du noch gehen? bist du zur Genüge überzeugt, daß es in dieser Welt nichts wie Unwissenheit, Finsterniß, schwache Begriffe, Blindheit, Irrthum, und Betrug ins Unendliche giebt? Und du willst von allem Auskunft geben? Untersuchen willst du noch, wie groß die Anzahl der Atomen ist, daraus diese unendliche Welten zusammen gesetzet sind? Giebt es etwa keine nützlichere, keine nothwendigere Kenntniß?"

„Philosophen, Vernünftler! euch sey diese geringfügige Arbeit, diese kleine Sammlung eurer beglückten Bemühungen, eurer Meynungen und Lehrgebäude gewidmet, um euch selbst ihre Widersinnigkeit und Widersprüche zu zeigen, und das Geständniß bey den Verirrungen bey den Untersuchungen abzunöthigen, die ihr waget, ohne daß ihr einen Ort findet, wo ihr sichern Fuß setzen könntet. Möchtet ihr doch bekennen, daß nichts unverständlicher, nichts unnützer, als eure Lehrgebäude sind, welche sich weder auf Gewißheit der Sinne, noch auf die Vernunft gründen!"

Origenes.

Ehe wir des Origenes Lebensgeschichte hier im Auszuge mittheilen, wollen wir das Urtheil hersetzen, welches von diesem Manne Porphir, der heydnische Philosoph, und giftigste Feind des jüngst gewordenen Christenthumes gefället hat.

„Die Christen, schreibt er, nehmen alle Albernheiten „der Juden an, und was immer Moyses in einer elenden „und plumpen Schreibart hingeschmieret hat, das halten „sie für eitel Verordnungen der Gottheit selbst; welche aber, „ihrem Vorgeben nach, in Sinnbilder eingehüllet, und „voll der ehrwürdigsten Geheimnisse sind. Diese abgeschmack„te Weise, die Bücher der Juden zu erklären, schreibt sich „von einem Manne her, den ich mich in meiner ersten Ju„gend gesehen zu haben erinnere, und welchen man als den „Mittelpunkt aller Gelehrsamkeit, und der Kenntnisse jeder „Art betrachten muß, wie seine hinterlassenen Werke an„schaulich zeigen. Dieser Mann ist Origenes, der er„lauchteste und größte Lehrer, welchen die Christen je ge„habt haben. Er hatte alle Geheimnisse der platonischen „Philosophie ergründet: er wußte alles, was Numenius, „Chronius, Apollophanes, Longin, Moderat, „und Nikomachus gelehret hat: alle Schriften der größ„ten Schüler, und Anhänger des Pythagoras, und die „Werke des Cornutus, und Cheremon des Stoikers hat„te er durchlesen. Daraus nutzte er alles für sich, was „nur immer bey den Griechen Tiefsinniges, Geheimniß„und Lehrreiches gefunden wird, um damit die barbarischen „Ceremonien, und den jüdischen Aberglauben herauszuschmü„cken, und allen Glanz und Ruhm unserer Philosophie auf „die fremden Glaubenssätze der Christen zu übertragen.

Die:

Dieser große Mann wurde zu Alexandrien um das Ende des zweyten Jahrhunderts gebohren. Sein Vater war der heilige Leonidas, so in der Verfolgung des Severus sein Blut zur Vertheidigung des Glaubens vergossen hatte. Da man die Güter der heiligen Märtyrer einzog, gerieth Origenes mit seiner Mutter, und seinen sechs Brüdern in die äußerste Dürftigkeit. Aber er hatte um diese Zeit seine Studien zu Alexandrien und Athen schon vollendet, und in allen Gattungen der Wissenschaften und Gelehrsamkeit die erstaunlichsten Fortschritte gemachet. Das an schönen Geistern so fruchtbare Griechenland wußte Niemanden aufzuweisen, welcher es mit ihm hätte aufnehmen können. Mit Erstaunen sah man, wie ein Jüngling von diesem Alter alles vollkommen besaß, was es nur immer Glänzendes, Scharf- und Tiefsinniges in der Vernunftlehr, der Physik, der Sternkunde, der Meß- und Redekunst gab. Er wußte, was in den Schulen der verschiedenen Philosophen war gelehret worden, und hatte sich mit allen ihren Systemen und Meynungen bekannt gemacht. Er hatte alle Dichter und Geschichtschreiber gelesen, und vereinigte in sich alle Einsichten und Talente, welche man oft einzeln bey vielen der aufgeklärtesten Männer vergeblich suchen würde. Aber noch mehr ist zu bewundern, daß bey ihm die Tugenden mit den Talenten in einem gleichen Paare giengen. Man hat wohl nie einen bescheidnern Menschen gesehen: seine Sitten, und sein Charakter waren untadelig, und über allen Vorwurf erhoben, und während der Verfolgung des Decius ertrug er mit unüberwindlicher Herzhaftigkeit Ketten, Folter und Martern.

Er war nicht mehr denn achtzehn Jahre alt, als man ihn an die Spitze der Schule von Alexandrien stelite, welche damals in der ganzen christlichen Welt für die berufenst- und berühmteste gehalten wurde. Pantenus, Ammonius und Klemens waren auf diesem Lehrstuhle seine Vorfahren gewesen: aber es währete nicht lang, so vergaß man sie, und huldigte dem Ruhme ihres Nachfolgers. Die Gottesgelehrtheit, die Philosophie, die Wissenschaf-

ten

ten und schönen Künste umfaßte sein unermeßlicher Geist, und alles, Heyden sowohl wie Christen, drängten sich mit Haufen zu seinen Vorlesungen, und er empfieng alle mit gleicher Dienstgeflissenheit, in der Hoffnung, bey dieser Gelegenheit den Samen des Christenthumes in die Herzen der Ungläubigen zu werfen. Es traten dann auch aus dieser Schule, schreibt Vinzenz von Lerins, eine erstaunliche Menge von Lehrern, Bischöfen und Blutzeugen hervor, deren er viele vermittelst seiner Vorlesungen dem Glauben gewonnen hatte. Des Origenes großer Ruhm drang bis zu der Kaiserinn Mammäa, Alexanders Gemahlinn vor; und sie wollte diesen großen Mann sehen und sprechen. Origenes willfuhr dem Verlangen dieser Prinzessinn, und gieng nach Antiochien; und dieser Zusammenkunft verdankte man es, daß sich die damalige Verfolgung etwas legte. Hierauf gieng er nach Palästina, wo Plotin mit vielem Ruhme die Philosophie lehrte. Er kam in dessen Schule, um eine seiner Vorlesungen mit anzuhören. Aber kaum ward Plotin den Origenes gewahr, als er mit einemmale abbrach, und sagte; es gezieme sich nicht in Gegenwart eines so großen Mannes den Lehrer zu machen. Erst auf des Origenes dringendes Bitten fuhr er wieder zu reden fort: aber das währete kaum einige Augenblicke, und er schwieg.

Während seines Aufenthaltes in Palästina ersuchten ihn die Bischöfe von Cäsarea und Jerusalem, Theoklist und Alexander, in ihren Kirchen für die Christen einige Unterweisungen zu halten. Origenes glaubte, dem Verlangen dieser Hirten nicht entsprechen zu dürfen, welche ihrerseits von seinen Anreden so entzücket waren, daß sie ihn zum Priester zu weihen beschloßen, und dieses ihr Vorhaben auch wirklich ausführten. Diese Ehre, welche sie dem Origenes erwiesen, nahm Demetrius, Bischof von Alexandrien sehr übel auf. Anstatt auf seine Rückkehre zu dringen, um das Lehramt wieder zu übernehmen, faßte er die gewalthädigst = und heftigste Entschließung. Er überließ sich, schreibt der heilige Hieronymus, einer so ungezähmten

Wuth

Wuth wider den Origenes, daß er in alle Welt an die Christen Briefe schrieb, um ihn zu verschreyen, und seine Lehre verdächtig zu machen. Palästinens Bischöfe wünschten sich über die Eroberung eines so großen Mannes Glück, und Firmilian drang im Namen seiner ganzen Kirche an ihn, da, wo er itzt wäre, zu bleiben, und Origenes wollte sich gegen so viele Wünsche nicht weiter setzen. Vor seiner Abreise von Alexandrien hatte er die Sorge seiner Schule Heraklas, einem großen Philosophen aufgetragen, welcher ihm ohnehin schon vorher als Gehilfe zugegeben war, und in der Folge Bischof dieser großen Stadt geworden ist. Er aber blieb nachher fast immer in Palästinen, wo er Schule hielt, und eine große Anzahl Schriften verfaßte. Er endete seine Arbeiten zu Tyrus, wo er im zweyhundert sechs und fünfzigsten Jahre Christi, seines Alters beyläufig im siebenzigsten unter Volusians Regierung starb. Man hielt ihn durchgängig für den größten Mann, und das erste Genie seines Jahrhundertes. Nun auch ein paar Worte von den Werken, so er geschrieben, und den Verfolgungen, die er erduldet hat.

Die Verschiedenheit und der weite Umfang seiner Arbeiten, und sein Ausdauren bey selben ist ein Wunder, davon man bis dahin noch kein Beyspiel gesehen hatte, und welches seither nicht wieder ist erneueret worden. Nachdem er die Lehrgebäude aller Philosophen Griechenlandes vom Grunde ausstudieret, alle Werke der berühmtesten Dichter gelesen, sich von allem, was immer die Geschichte Wichtig- und Interessantes enthält, unterrichtet, und über das Vorurtheil, welches die Griechen gegen die barbarischen Sprachen hegen, weggesetzt hatte, erlernte er das Hebräische, um sich bey der Quelle selbst nach dem Verstande der heiligen Bücher zu erkundigen. Schon mit achtzehn Jahren das Haupt der alexandrinischen Schule, versäumte er nie, Vorlesungen über die Religion, und die Auslegung der heiligen Schrift zu halten, und darneben las er auch über die Philosophie, Mathematik, Beredsamkeit und Naturkunde bey einem unbeschreiblichen Zulaufe wißbegieriger Zuhörer aus allen Ständen.

Eines der wichtigst = und mühsamsten Werke ist die Sammlung aller verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen der heiligen Schrift mit charakteristischen Anmerkungen, worinn die Abweichungen der einen Uebersetzung von der andern in Rücksicht der Ausdrücke angezeiget werden. Dieses große Werk erschien am Anfange sechsspaltig, welches man Hexapla, und hernach achtspaltig, das man Octapla nennet. Kurz hierauf gab er seine Abhandlungen und Homilien über des Moyses erste vier Bücher, und noch über viele andere des alten und neuen Bundes heraus. So verfaßte er auch eine Menge Schriften wider die Ketzer und heydnischen Philosophen. Um alle Nationen und Menschen, weß Standes, und welche Religion sie auch immer waren, in Stand zu setzen, vom Christenthume zu urtheilen, stellte er seine Bücher über die Hauptgrundsätze des christlichen Glaubens an das Licht, welche unter dem griechischen Titel, περι αρχων, bekannt sind. Der heilige Hieronymus versicheret, daß die Werke des Origenes an die sechstausend Bände, oder Hefte reichen: er sagt, selber habe sieben Schreiber, und sechs Mädchen gehabt, welche eine so geschwinde Hand schrieben, daß sie alles mit eben der Fertigkeit, wie er es hersagte, aufzeichneten. Ein gewisser Großer am Hofe des Kaisers, Ambros mit Namen, schoß die dazu erforderlichen Kösten her. Auf die Wünsche dieses Herrrn machte sich Origenes an jenes schöne Werk wider den Celsus; und man glaubt, dieß sey die letzte Schrift gewesen, so er verfasset hat.

Diesen großen Mann, die Bewunderung so gar der heydnischen Welt, schonten, trotz aller Hochschätzung, die Verfolgungen nicht. Er hatte fürchterliche Feinde, aber auch eifrige und mächtige Vertheidiger, und liest man seine Werke, so wie sie gegenwärtig sind, so kann man nicht umhin, zu gestehen; daß er oft gegründeten Anlaß zu den Beschuldigungen seiner Feinde gegeben hat: und hätte er selbe so, wie wir sie zur Zeit haben, ans Licht gestellet, so hätten seine erlauchte Vertheidiger eben nicht Ursach gehabt, sich seiner mit solchem Eifer anzunehmen. Zuerst verfolg-

te

te ihn sein eigener Bischof Demetrius, welcher ihn zwang, seine Schule, und Alexandrien zu verlassen. Aber er ward dafür durch den Schutz der Bischöfe Palästinens mit Gewinste schadlos gehalten. Auch die Ketzer, die er durch seine Schriften mit solcher Ueberlegenheit bestritten hatte, waren auf seinen Ruhm eifersüchtig, und verfälschten die Werke dieses Mannes, wie er sie dessen mehrmals überweiset. Dazu kam noch, daß seine übertriebene Bewunderer, welche ihn den Propheten und Aposteln an die Seiten stellten, die Scheelsucht von vielen weckten und ihm Feinde die Menge zuzogen. Doch kann man sich der Bewunderung nicht erwähren, wenn man seine unwandelbare Sittsamkeit und Gelassenheit betrachtet, womit er sich bey dem unbilligst- und gehäßigstem Verfahren seiner Gegner betrug.

Aber hundert fünfzig Jahre nach seinem Tode wurde sein Andenken erst noch empfindlicher beschimpfet. Alles, was er während seines Lebens erduldet hat, ist nichts gegen das zu rechnen, was ihn damals traf. Theophilus von Alexandrien, dieser schon wegen der Verfolgungen, so er wider den heiligen Chrysostomus angesponnen hatte, berüchtigte Mann, hielt eine Kirchenversammlung, welcher sehr viele ägyptische Bischöfe beywohnten, verdammte darinn des Origenes Schriften, und verboth allen unter den schärfesten Strafen, sie bey sich zu behalten, indeß er selbst die Werke dieses Verfassers mit unersättlichem Eifer las; und als man ihm mit Befremdung zu verstehen gab, wie sehr dieses Betragen gegen seine Entscheidungen absteche, versetzte er; er halte es mit des Origenes Schriften, wie mit einem Garten, wo man die schönen Blumen pflüge, und die, welche nichts taugen, stehen lasse. Fünfzig Jahre darauf verdammte der zweyte Kirchenrath von Konstantinopel auf ein Neues die aus des Origenes Büchern ausgehobenen Irrthümer. Diesen Kirchenrath zählt man unter die allgemeinen Konzilien, ob schon Papst Vigilius, welcher damals in Konstantinopel war, den Vorsitz dabey standhaft ausschlug, trotz dringensten Vorstellungen,

und

und grausamsten Behandlungen, so ihm um deswillen von Seite des Kaisers Justinian wiederfuhren.

Es ist wahr; man kann das sechste Kapitel seines ersten Buches von dem zweyfachen Urwesen nicht lesen, ohne den Samen alle der Irrthümer darinn zu entdecken, welche man ihm Schuld gab. Aber da Origenes immer auf das feyerlichste betheuert hat, seine Schriften seyen durch Zusätze, und Ausmärzungen verfälscht worden, ja Gott selbst zum Zeugen seiner Aussage nimmt: läßt sich wohl denken, daß eine so große, eine so schöne Seele solch eines abscheulichen Meyneides sich schuldig gemacht haben soll? Ist es nicht ohne Vergleich wahrscheinlicher, daß jenes Hauptstück, davon die Rede ist, und gewisse Stellen einiger Homilien unter jene Zusätze gehören, welche, wie sich der gute Mann so oft bitterlich beklagt, die Ketzer oder seine Feinde beygeflicket haben? Und wird man nicht in solchem Verdachte gestärket, wenn man in diesem Hauptstücke Sätze findet, welche dem, was er in dem schönen Vorbericht dieses Buches sagt, schnurstracks widersprechen? Ueberdieß, da so viele große Männer, die ersten Lichter der Kirche, seine Schutzredner und Vertheidiger waren; so ist hart zu vermuthen, daß sie sich betrogen haben, oder selbst im Irrthume gesteckt seyn sollen. Endlich da dieses Verdammungsurtheil erst nach seinem Tode gefället wurde, könnte es wohl etwas anders, als seine Bücher treffen, so wie man sie den Vätern der Konzilien vorgelegt hatte, und welche Origenes, so er noch am Leben gewesen wäre, zweifelsohne nicht anerkannt, und anstatt sie hartnäckig zu vertheidigen, der Erste verdammt haben würde? Man kann also, der Hochschätzung gegen den Origenes unbeschadet, diesen Urtheilsprüchen beypflichten.

Und gewiß, untersucht man die Sache nicht nach dem Ansehen des zweyten Kirchenrathes, sondern nach den Eigenschaften, und dem Charakter derjenigen, welche die Vertheidiger und Ankläger gemacht haben, so ist der Sieg dieses großes Mannes gänzlich gesichert. Auf seiner Seite

steht

steht der heilige Blutzeuge Pamphylus, welcher eine Schutzschrift für den Origenes verfertiget hat, so der anschaulichste Beweis von der Reinigkeit seines Glaubens ist. Für ihn verwenden sich der heilige Athanas, jene Geisel der Arianer, der heilige Basilius, und Gregorius von Nazianz, zween der erlauchtesten Kirchenlehrer, der heilige Johannes Chrysostomus, dessen einiger Name schon eine Lobrede gilt, und Euseb von Cäsarea, der gelehrteste Mann seines Jahrhundertes. Und seine Hauptgegner, wer sind sie? Theophilus von Alexandrien, unstreitig ein gelehrter Mann, aber ein feiner Hofschranz, und großer Verfolger des heiligen Chrysostomus; und der heilige Epiphanius Bischof von Cypern, ein tugendhafter, aber gerader, einfältiger Mann, welcher es in der Folgezeit bedauerte, daß er sich von dem Theophilus hatte anwerben lassen. Was den heiligen Hieronymus belangt, so weiß man in Wahrheit nicht, ob man ihn unter die Tadler, oder Lobredner des Origenes setzen soll. Denn er sagt so viel Gutes von ihm, als einer von seinen Gönnern, welche wir angeführet haben: und beurtheilt jene seiner Werke, die Ruffin übersetzet hat, in den bittersten Ausdrücken. Galt es den Verfasser, oder den Uebersetzer? Das lassen wir andern zu entscheiden über.

Ehe ich schließe, kann ich nicht umhin, einige Stellen aus der Schutzrede auszuheben, welche der erlauchte Blutzeuge, dessen ich oben erwähnte, für den Origenes gehalten hat. „Die Bosheit seiner Feinde, schreibt er, stieg so „hoch, daß sie sich nicht entblödeten, durch Schmähschrif„ten den Ruhm dieses großen Mannes zu beflecken, der „während seines Lebens, und eine so lange Zeit über, „der erste Lehrmeister der christlichen Kirche gewesen, in „ihrem Schooße gestorben ist, und alle Ketzereyen seiner „Tage in Staub getreten hat. Sie haben weder für sein „Ausdauren im Arbeiten, noch für die Reinigkeit seiner Sit„ten, noch für die Regelmäßigkeit seines Wandels, noch für „die tiefe Demuth, seine Lieblingstugend, noch für den Vor„zug des Priesterthumes Ehrfurcht getragen, dazu er war er„hoben worden. Aber so sie sich auch durch alle das nicht

„wollten abschrecken lassen, hätten sie ja doch auf das Ge„spötte, und Hohngelächter Rücksicht nehmen sollen, wel„chem sie unsere Religion bey den Ketzern und Heyden aus„setzten? Und in Wahrheit, welche Herzenswonne, welcher „Triumph für sie bey dem Anblicke, daß man itzt eine Art „bürgerlichen Krieges wider denjenigen führet, welcher einst „der unüberwindlichste Vertheidiger unserer Lehrsätze war, „und dem sie nie zu widerstehen vermochten.

Ich werde es nicht wagen, eine umständlichere Auskunft von der unermeßlichen Menge Schriften zu geben, welche Origenes hinterlassen hat. Bloß mit einer werde ich mich beschäftigen, welche unstreitig unter seine gelehrteste: und interessantesten Werke zu zählen ist, mit seiner Antwort an den Celsus. Celsus war ein Philosoph aus Epikurs Schule, welcher unter Kaiser Adrians Regierung lebte, und wider die christliche Religion ein Buch mit der Aufschrift: Wahrhafte Rede, verfasset hatte. In dieser Abhandlung greift er das Christenthum mit alle den Trugschlüßen an, welche Lüge und Verleumdung, Sitten- und Gottlosigkeit eingeben kann. Dieses Werk dünkte den erlauchten Ambrosius, welcher den Origenes, wie wir anderswo gemeldet haben, ungemein bewunderte, und schätzte, sehr gefährlich, und er bath seinen gelehrten Freund, auf selbes zu antworten. Origenes unterzog sich dieser Arbeit, und widerlegte seinen Gegner mit solcher Gründlich- und Gelehrsamkeit, mit solcher Stärke unerschütterlicher Schlußreden, daß Euseb von Cäsarea ohne Bedenken schreibt; Alles, was man je wider die christliche Religion gesagt habe, oder künftig sagen könne, sey durch dieses vortreffliche Werk schon zum Voraus widerleget. Es besteht aus acht Büchern, welche wir in der Folge zergliedern werden.

Ant-

Antwort des Origenes an den Philosophen Celsus.

Origenes sagt im Eingange dieses Buches, daß unser göttliche Heiland und Herr J. C. zur Zeit seines Leidens den Beschuldigungen der Juden nichts wie sein Stillschweigen entgegengesetzet habe; weil alle ihre Verleumdungen durch den Glanz seiner Heiligkeit und seiner Tugenden schon zur Genüge wären widerleget worden: auf gleiche Weise habe der Schimmer der Heiligkeit und des unbescholtenen Wandels der wahren Schüler J. C. schon alle Lästerungen des Celsus gegen die christliche Religion hinlänglich entkräftet. Hernach sagt er: Ein in seinem Glauben gründlich unterrichteter Christ werde sich wohl nie durch eine so kahle Schrift, wie jene des Philosophen Celsus wäre, irre machen lassen: und er würde von jenem Gläubigen sich eben keinen vortheilhaften Begriff gestalten, auf welchen sie Eindruck machen sollte. Indessen fährt er fort, weil du es so begehrst, erlauchter Ambrosius, werde ich gleichwohl antworten: aber es wäre immer um viel besser, wenn man diese Antwort gar nicht bedürfte, und Schriften nie eines Anblickes würdigte, gegen welche ein rechtschaffener Christ nichts den Verachtung äußern sollte. — Dieser letztere Gedanke des Origenes verdient in einem Jahrhunderte wohl beherziget zu werden, wo man einerseits so dreist wider die Religion schreibt, und sich andererseits die Freyheit nimmt, alles, was wider die Religion geschrieben wird, zu lesen. Und wie viele giebt es nicht in jedem Stande, welche diese Stelle wohl auf sich anwenden dürften!

Celsus fängt sein Werk mit allgemeinen Vorwürfen wider die Religion, und mit den plumsten und gräulichsten Lästerungen wider die anbethungswürdige Person J. C. so er einem Juden in den Mund leget, an. Die Antwort auf diese zween Gegenstände machet den Inhalt des ersten Buches aus.

I.

Die Christen, spricht Celsus, halten, den Gesetzen zum Trotze heimliche Zusammenkünfte, welche gegründeten Verdacht erwecken müßen, und die man als Verschwörungen wider den Staat betrachten kann. Uebrigens gründet sich ihre Religion auf Lehrsätze, welche sie Barbaren abgeborgt haben, und die nichts denn Verachtung verdienen. Durch das Wort Barbaren deutet Celsus auf die Juden.

Aber, antwortet Origenes, wenn sich Leute unter den Scythen fänden, deren Gesetze, wie wir wissen, so unmenschlich sind, und diese Leute wollten unter diesen Unmenschen, deren Händen sie nicht entwischen könnten, von keinem andern Gesetze hören, als welches Vernunft und Gerechtigkeit billiget: könnte man wohl sagen, diese Leute übertreten die Landesgesetze, und empören sich wider den Staat? Und seht, das ist gerade der Fall der Christen im Reiche. Die kaiserlichen Gesetze verordnen, man soll die Bildsäulen, die Götzen, die Teufel anbethen. Sind diese Verordnungen nicht noch ungerechter, als der Scythen ihre Gesetze? Sollte man wohl durch Ungehorsam gegen diese Befehle straffällig werden, oder Tadel verdienen? Man jauchzet denjenigen Beyfall zu, fährt Origenes fort, welche sich gegen einem eingedrungenen Tyrannen, gegen einen Feind der öffentlichen Freyheit vereinigen: Also muß man ja auch den Christen Beyfall zurufen, wenn sie ihre heilige Versammlungen, trotz der Gesetze halten, welche der Teufel eingegeben hat, und die ungerechter, als alle Verordnungen der Tyrannen sind.

Was den Vorwurf des Celsus betrifft, welchen er den Christen darüber machet, daß sie ihre Religion von den Barbaren geborget haben; so merkt er, sagt Origenes, auf seine eigene Worte, und auf die Wunde nicht, die er sich selber schlägt. Im Anfange seines Werkes spricht er den Barbaren das prächtigste Lob. Er rühmet sie als die Urhe-

ber gesunder Maximen, und unverdorbener Grundsätze. Wie kurzsichtig ist dieser Mensch, welcher an uns tadelt und verdammet, was er vor etlich Augenblicken seiner Hochschätzung und seines Beyfalles gewürdiget hat!

II.

Nur im Verborgenen, setzt Celsus bey, lehren, unterrichten, und treiben die Christen alles, was sie wollen; und sie haben dazu ihre guten Gründe. Sie fürchten, das Loos möchte ihnen zu Theil werden, welches einige Philosophen, und unter andern den Sokrates getroffen hat. Indessen enthält ihre Religion nichts Großes, und nichts Neues: in Rücksicht der Sittenlehre ists aufgewärmter Kohl, den schon die alten Philosophen aufgesetzt haben.

Nicht sobald, sagt Origenes, hatten die Athenienser den Sokrates hingerichtet, so gereuete es sie, und sie huldigten der Tugend dieses Mannes. Seit einem vollen Jahrhunderte haben sich der Senat, die Kaiser, die Heere, das Volk wider das Christenthum verschworen, und sie mögen es mit vereinten Kräften nicht vertilgen. Sie sollten demnach erkennen, daß selbes durch eine höhere Kraft, als alle menschliche Gewalt ist, unterstützet wird. Aber erkennen sie es wohl?

Was die Sittenlehre, und die Urtheile Gottes betrifft, deren Celsus erwähnet, so hat Gott das alles durch seine Propheten ankündigen lassen. Er hat den Samen aller dieser Wahrheiten in eines jeden Herz geleget: was soll es uns verwundern, wenn einige Philosophen Kenntniß davon gehabt, und sich darüber geäußeret haben? Wird nicht eben das dem strafbaren Menschen alle Entschuldigung benehmen, wenn er einst vor Gottes Richterstuhle erscheinen muß?

III.

Man muß gestehen, fährt Celsus fort, daß es unter den Christen tüchtige Zauberer giebt, welche sich die Teufel gehorsam zu machen wissen.

Ist es nicht erbärmlich, erwiederet Origenes, das den Zaubereyen, und Beschwörungen zuschreiben, was auf die einige Anrufung des Namens Jesu geschieht? Das ganze Reich muß für die Wahrheit dieses Satzes bürgen.

IV.

Hier sind noch einige andere Einwürfe des Celsus, welche unsere heutige philosophische Garköche dem Publikum stets wieder bis zum Eckel auftischen. Die Vernunft, spricht er, muß die Richtschnur unseres Glaubens seyn. Nur nichts ohne Prüfung geglaubt, wenn man uns nicht mit denen in eine Klasse setzen soll, welche sich von den Marktschreyern, Stern- und Händeguckern aufziehen lassen. Diese Leute da sind großentheils Böswichte und Schurken, welche dem einfältigen Völkchen, alles, was sie wollen, aufheften. Also machen es auch die Christen. Nie werden sie euch von dem, was sie glauben, Rechenschaft geben. Sie sagen euch immer: Glaubet; der Glaube macht selig. Um die Weisheit der Welt ist es eine böse Sache, und Thorheit ist besser, wie sie.

Bey dieser Gelegenheit trägt Origenes immer mit vielem Ruhme den Sieg davon, und seine Bescheidenheit erhebt noch den Glanz seines Triumphes. Wäre es möglich, antwortet er dem Celsus, daß alle Menschen die Nahrungssorgen beseitigen und sich allein auf die wahre Philosophie verlegen könnten, so würde das freylich die beste Partey seyn, deren Wahl ich selbst jeglichem rathen würde. Aber weil dieß nun einmal nicht möglich ist; so wird für alles, was Pöbel heißt, der Glaube immerhin das schicklichste Mittel, und die sicherste Regel seyn. Wir entdecken die glückliche Wirkung davon an einer unzählbaren Menge Menschen, welche

che der Glaube von dem Pfade der abscheulichsten Ausschweifungen abgezogen hat. Was war für diese Leute da vortheilhafter, gerade hin ohne mühsame Untersuchungen die Lehre von der Ewigkeit der Strafe und Belohnung fürs andere Leben annehmen, und diesem Glauben zu Folg ihren Wandel bessern; oder aber in der Ruchlosigkeit verharren, bis sie gleichwohl durch langes Nachsinnen, und tiefgedachte Schlüße diese wichtige Wahrheiten endlich werden erkennet haben? Es ist anschaulich gewiß, daß, mit Ausnahme einiger wenigen, alle andere über die Anstrengung ermüden, und ihren unordentlichen Wandel fortsetzen würden. Origenes erhärtet diese seine Sätze noch durch viele andere vortreffliche Beweise, die wir der Kürzehalber weglassen müßen.

Celsus, fährt Origenes fort, ist ein elender Schwätzer, wenn er die Christen sagen läßt, die Weisheit der Welt sey eine böse Sache, und Thorheit besser, wie sie. Er machet sich hier über eine Stelle des heiligen Paulus lustig: aber um seinen kahlen Scherz anzubringen stümmelt und verfälscht er sie. Paulus sagt: Wenn sich jemand aus euch vor dieser Welt weise bedünket, der werde vor dieser Welt unvernünftig, damit er vor Gott wahrhaftig ein Weiser sey.*) Denn was ist im Grunde die Weisheit dieser Welt, als eine Philosophie voll verderblicher Marimen? Wie dann der heilige Paulus sich noch höher aufschwinget, und sagt, daß es Gott gefallen habe, die Gläubigen durch die Thorheit des Kreuzes selig zu machen, weil das erhabene Geheimniß des Kreuzes, dieses an Wunden zur Erneuerung der Welt so fruchtbare Geheimniß die Weise dieser Welt eine baare Thorheit zu seyn dünke.

V.

Ein anderer Einwurf, darinn der Widerchristliche Voltaire sein Original so ziemlich gut ausgeschrieben hat, betrifft die Hebräer, welche Celsus als ein rohes, unbekanntes

*) 1. Kor. 3, 18.

kanntes Volk schilderet, das nie zu den aufgeklärten Nationen wäre gerechnet worden, und dessen kein Schriftsteller jemals Erwähnung gethan hätte.

Hier geht Origenes dem Celsius mit allem Nachdruck zu Leibe, und decket seine Unwissenheit, oder seine Untreue auf, da er ihm zeigt, in welch rühmlichen Ausdrücken eine Menge berufener Schriftsteller von den Juden geschrieben haben, als Numenius in seinem Buche vom Guten; Hekatäus in seiner Geschichte; Hermippus in seinem ersten Buche von den Gesetzgebern: er weist ihn an den Flavius Joseph, welcher eine Menge Schriftsteller anführet, so die Juden den ältest und aufgeklärtesten Nationen beyzählen. Er spottet seines Aufhebens, oder vielmehr seiner Dummheit, daß er die Homeriten, die Galaktophager, die Druiden Galliens, und die Geten unter die philosophischen Nationen rechnet, welche, wie er sagt, die Zeitgenossen durch ihre Lehre, und die Nachkommen durch ihre Schriften unterrichtet haben. Da man doch weiß, daß alle diese Völker keinen Buchstaben geschrieben haben, während des Moyses Schriften von einem ganzen Volke aufbewahret worden, und unter allen Nationen bekannt sind. Die Ausführung aller dieser Stellen ist ungemein sinnreich, angenehm, und interessant gerathen.

VI.

Moyses, sagt Celsus, hat seine ganze Wissenschaft aufgeklärten Völkern zu verdanken: und dieß erwarb ihm den Ruhm eines von Gott begeisterten Mannes.

Aber versetzt Origenes, wenn, was Moyses von fremden Nationen geborgt hat, nichts taugt, warum hebst du mit ihrer Weisheit so hoch auf? und ist es gut, warum tadelst du es unabläßig? Es wäre wohl zu wünschen, daß Epikur, Aristoteles, die Stoiker, und so viele andere Philosophen, die ihr so gewaltig rühmet, aus so lautern

Quel-

Quellen geschöpft, und so erhabene Begriffe von Gott angegeben hätten.

VII.

In der Absicht, die christliche Religion stets tiefer herabzusetzen, welche des Moyses Schriften für göttliche Bücher anerkennet, schreibt Celsius: Eine Horde von Schäfern und Viehhirten, welche sich durch die dumme Aufschneidereyen eines gewissen Moyses hatte bethören lassen, glaubte, daß es nicht mehr, wie einen Gott gebe. Ob sie nun diesen Gott Adonai, den Allerhöchsten, den Herrn des Himmels, oder Sabaoth nennen, das verschlägt nichts. Man nenne ihn Jupiter, wie die Griechen: oder gebe ihm einen andern indianisch = persianisch = oder ägyptischen Namen; es wird wohl gleich viel gelten.

Woher entspringen die Namen? fragt Origenes. Ist ihre Bedeutung aus Uebereinkunft willkürlich, wie Aristoteles sagt? Oder schöpft man sie aus der Natur der Sache, wie die Stoiker behaupten? Oder sind sie weiter nichts, als Töne, so wie sie den Menschen auf gerathewohl über die Lippen kamen, wie Epikur denket? das würde eine tiefere Untersuchung fordern. Es ist außer allem Zweifel, daß es bey den Weisen Aegyptens, bey den persianischen Magiern, bey Indiens Brachmannen Worte gab, so eine gewisse Kraft hatten, welche man die Magie nannte. Aristoteles verwirft alle das, als ungereimtes Zeug, welches doch seinen guten Grund hat, und nur wenigen bekannt ist. Wollten wir dieß alles mühsamer untersuchen, könnten wir wohl zeigen, daß diese bey den Hebräern so ehrwürdige Worte, Adonai, Sabaoth nicht so von Ungefähr sind aufgeraffet worden, sondern die erhabenste Gottesgelehrtheit enthalten, und Niemanden, wie dem Schöpfer und Herrn aller Dinge beygelegt werden können. Ein kluger Mann wird sich demnach wohl hüten, heilige Namen unheiligen, oder verächtlichen Dingen beyzulegen. Um der Ursache willen wählten die Christen lieber den Tod, als

daß sie den Jupiter einen Gott genennet hätten: und Plato giebt dem Philetus einen derben Verweis, welcher die Benennung einer Gottinn an die Wohllust verschwendet hatte. Und welche Begriffe wecket das Wort Jupiter in unserer Seele? Wir denken uns der Ops und des Saturnus Sohn, Junens Gatte, Minervens und Dianens Vater, und den Wüstling, welcher seine eigene Tochter Proserpine geschändet hat. Gleiche Bewandniß hat es mit den übrigen vorgeblichen Göttern des Heydenthumes. Welches Geschmeiß von Göttern sind diese Gottheiten da!

VIII.

Ein anderer Vorwurf, so Celsus den Hebräern machet, betrifft die Engel, welche sie seiner Sage nach anbethen, und allerley Zaubereyen, auf die sie sich verlegen.

Aber sage mir doch zur Gnade, antwortet Origenes: denn du rühmst dich ja alles zu wissen, was die jüdische und christliche Religion betrifft; an welcher Stelle der Bücher Moysis hast du das Geboth gefunden, die Engel anzubethen; und Zauberey zu treiben? Hast du sie gelesen, diese Bücher, so kann dir nicht unbekannt seyn, unter welch schweren Strafen dieser Frevel darinn verbothen wird. Du hast wohl Ursache, wegen deiner Allwissenheit zu pralen!

IX.

Nach diesen allgemeinen Vorwürfen läßt Celsus einen Juden auftreten, der weidlich auf die Christen schmält, und damit beginnt, daß er die Person des Heilandes lästert. Dieser Jesus, spricht der Jude, suchte den Leuten weis zu machen, daß er aus einer Jungfrau sey gebohren worden. Indessen weiß man, daß er der Sohn eines armen Weibes war, welches einen Handwerker zur Ehe hatte, der sie über einem Ehebruch ertappte, und von sich stieß. Dieses Weib zog hierauf im Lande herum, und war in geheim von diesem Jesus entbunden, welcher anfänglich in Aegypten diente, und alle Wissenschaften dieses Volkes erlern-

erlernte. Stolz auf seine erworbenen Kenntnisse gab er sich in der Folge für Gottes Sohn aus.

Man vernehme die sieghafte Antwort, womit Origenes diesen gotteslästerlichen Schwätzer abweiset. Du schilderest uns Jesum, spricht er zu diesem Juden, als den verächtlichsten Blendling, und den Auswurf des Pöbels; und eben daraus schließe ich unwiderleglich, daß er wahrhaft der Sohn Gottes ist. Um ein berühmter Mann zu werden, ist die Macht und Reichthum der Aeltern, von denen man gebohren ward, eine vortreffliche Erziehung, die man genoß, sammt den Mitteln, seine glückliche Talente auszubilden: stets ein großer Behuf gewesen. Wenn man, ohne Einen dieser Vortheile für sich zu haben, mit dem Ruhme seines Namens die Erde erfüllt, aller Herzen für sich einnimmt, alle Welt in Bewegung setzet, so bedarf es gewiß, nach eines jeden Geständnisse, zu diesem Ende die größte, vollkommenste und göttlichste Seele. Oder, wie konnte ein Mensch, der in der Dürftigkeit gebohren, und ohne zu studieren, ohne Lehrmeister, ohne einige Kenntniß der schönen Künste aufgewachsen war, sich durch seine Beredsamkeit aller Herzen bemeistern, und eine neue Glaubenslehre einführen, welche die ganze Welt anstaunete und noch anstaunet? eine Glaubenslehre, welche den jüdischen Gottesdienst gestürzet, und alle religiöse Gebräuche, und Ceremonien der Griechen und anderer Nationen erschütteret hat? Wie hat er auf eine so wunderbare Weise von dem göttlichen Gerichte, von dem Lohne der Tugend, und der Strafe des Lasters reden können, daß er nicht allein den gemeinen Mann, und unstudierte Leute, sondern auch eine große Anzahl der aufgeklärtesten Köpfe davon überzeugte, welche gewiß im Stande waren, aus sich selbst eine Lehre zu prüfen, die auf den ersten Anblick so vieles gegen sich hatte? Wie hat es ihm gelungen, durch die Kühnheit und den glücklichsten Erfolg seiner Unternehmungen alle große, in der Geschichte voriger Zeiten berühmte Männer an Ruhme zu übertreffen? Man muß es selbst lesen, mit welcher Stärke Origenes diesen Beweis führet, wie er das Ganze mit

den

den schönsten historischen Anmerkungen versetzet, und selbst aus Jesus schmählichstem Tode, welcher alle Welt gegen ihn hätte einnehmen sollen, und aus dem Gegenbilde der vorgehenden Schwachheit, und des nachmaligen unbezwingbaren Muthes seiner Jünger, deren sich dieser Jesus sein Werk zu vollenden bedienet hat, den Schluß ziehet, daß Christus ein in Wahrheit göttlicher Mann gewesen seye.

Hernach führt Origenes die Meynungen der größten Philosophen Griechenlandes, eines Plato, Pythagoras und Empedokles an, und sagt dem Celsus: Du weißt: wie diese große Männer über die Seelenwanderung dachten. Es wird den Seelen ihre Wohnung in verschiedenen Körpern nach ihrem Verdienste, und dem Wandel gemäß angewiesen, welchen sie während des ehemaligen Aufenthaltes in andern Leibern geführet haben. Die sich große Verbrechen zu Schuld kommen ließen, müßen itzt in die Körper der verächtlichsten Thiere wandern; welche weniger strafbar sind, deren Loos ist auch weniger demüthigend. Aber die schönsten Seelen erhalten die schönsten und vollkommensten Leiber: das ist der Lohn löblicher Handlungen, und geübter Tugenden. Nun könnte wohl eine Seele, die einst durch die unbegreiflichsten Wunder die ganze Welt in Erstaunung setzen sollte, mit einem Leibe vereiniget werden, welcher auf die niederträchtigst- und verachtungswürdigste Art wäre gezeuget worden? Eine Seele, welche die Liebe der schönsten Tugenden einflößen mußte, sollte einem Körper zu beleben verordnet seyn, welchen das abscheulichste Laster gebildet hat? Mußte ihr nicht im Gegentheile ihr Aufenthalt in einem nach seiner Weise ganz wunderbaren und göttlichen Leibe angewiesen werden?

Hierauf nimmt er die Geburt J. C. noch einmal vor, entschwingt sich wie ein Adler dieser Erde, und sagt dem Celsus: Du pralst viel mit deiner unbekränzten Wissenschaft aller Dinge: du weißt dann auch Zweifels ohne, daß die hebräischen Propheten geweissaget haben, Emanuel, oder Gott mit uns, werde aus einer Jungfrau ge-

gebohren werden. Bey dieser Gelegenheit erkläret er des Esaia Prophezeyung: Sieh eine Jungfrau wird gebähren, auf eine Art die nicht schöner seyn könnte. Der erste Theil dieser Erklärung ist angesehen, die Juden zu überzeugen, der zweyte, den Heyden die Augen zu öffnen, und die Einen so wohl, als die andern müßen auf die Stärke der Beweise so er bey dieser Gelegenheit führet, gewonnen geben.

X.

Der Bösewicht, dem es an Gründen fehlet, behilft sich mit Spötteln. Bey diesem Kunstgriff sind sie des Beyfalles der Schurken, und Flachköpfe sicher. Unsere heutige Freygeister haben in diesem Stücke des Celsus Beyspiel recht gut genutzet, wie sie denn auch allen Erfolg ihrer teuflischen Bemühungen diesem Tone allein zu verdanken haben. Celsus macht sich über die Eigenschaft des Sohns Gottes lustig, für den wir Jesus den Gesalbten erkennen, und schreibt: Allem Scheine nach muß Jesus Mutter ein schönes Mädchen gewesen seyn, weil sie der Gottheit selbst nicht unbemerkt geblieben ist. Indessen war sie keine Prinzessinn; sie war weder reich, noch mächtig, und kaum von ihren Nachbarn gekannt: und die ganze göttliche Allmacht konnte sie von der Verachtung, und den üblen Begegnungen ihres Gatten nicht retten.

Origenes erwiedert auf alle diese Gotteslästerungen nichts anderes, als: das ist Lotterbuben- und Matrosenwitz.

XI.

Die Geschichte der Taufe Jesu, das Herabsteigen der Taube über ihn, und die himmlische Stimme, welche sich bey diesem Anlasse hören ließ, auch an diesen übt sich sein Spottgeist. Er führet seinen Juden mit Christo selbst redend ein. Du sagst, spricht dieser, bey der Taufe, welche

che du von Johannes empfiengst, habe sich ein Vogel aus der Luft auf dich niedergelassen. Welch glaubwürdigen Zeugen kannst du für diese Erscheinung anführen? Wer hat die himmlische Stimme gehöret? Du sagst es, und noch ein Spießgesell deiner Laster, und ein Gefährt deines Todes; und das ist alles.

Origenes hält sich mit Grunde über die seichte Beurtheilungskraft des Celsus auf, welcher diesen Einwurf einem Juden in Mund leget. Wenn ein Epikuräer, schreibt er, oder ein Peripatetiker, oder sonst irgend ein griechischer Philosoph diese Sprache führte, so könnte man den Einwurf noch hingehen lassen. Aber schicket es sich für einen Juden, damit angestochen zu kommen, welcher eine unzählbare Menge anderer Begebenheiten zuläßt, welche noch weit unglaublicher sind, und sie allein deßhalben glaubt, weil sie in den heiligen Büchern aufgezeichnet sind, ob er schon nie mit einem Zeugen, welcher die Wahrheit davon verbürgete, aufzukommen im Stande seyn wird. Wie würde es zum Beyspiele dieser Jude wohl angehen, so er beweisen müßte, daß Gott wirklich mit Adam, mit Eva, mit Kain, mit Abraham, und Jakob geredet hat? — Welche Dreistigkeit, jedes Wort des Gespräches angeben! Moyses ist der einzige, der es sagt, und er führt keinen Zeugen für sich an, welcher diese Worte aus Gottes Munde mit angehöret hat. Wie kann dieser Jude dem Ezechiel glauben, wenn selber sagt: Der Himmel eröffnete sich, und ich hatte eine göttliche Erscheinung? Oder dem Esaia, wenn er spricht: Ich habe den König der Herrlichkeit auf einem erhabenen Throne sitzen, und die Seraphinen rings um diesen Thron stehen gesehen? Welche Zeugen können Ezechiel und Esaia für die Erscheinungen anführen, welche sie erzählen? Der Jude wird antworten, er glaube dieß alles, weil Moyses, Esaia, und Ezechiel Propheten waren. Aber wer verdient mehr Glauben, Jesus der Gesalbte, welcher das Licht und Heil der Welt gewesen ist, oder Moyses, Esaia, und Ezechiel? Was thaten wohl diese Propheten, so mit dem, was Jesus ge-

than hat, verglichen werden kann? Man darf demnach, was der Heiland vom heiligen Geiste der sich vom Himmel niederließ, und über seiner Person blieb, gesaget hat, zuversichtlich glauben, obschon diese Wahrheit von Niemanden sonst, wie von ihm, verbürget wird.

Nachdem Origenes den Trugschluß des verkappten Juden aufgedecket, setzet er eine gelehrte, und wunderschöne Abhandlung von der Einwirkung des heiligen Geistes auf die Propheten und über die Weise bey, wie er jene Seelen aufkläret, und unterweist, mit denen, und durch die er sich zu reden würdiget.

XII.

Der Jude des Celsus, welcher in seinem Urtheile immer verstößt, redet nicht mehr als Jude, sondern führet, ohne es gewahr zu werden, die Sprache eines Samaritanen. Mein Prophet, spricht er, hat in Jerusalem angekündiget, daß Gottes Sohn die Bösen zu strafen, und die Guten zu belohnen kommen wird.

Origenes antwortet: Dieser vorgebliche Jude, welcher nicht mehr, wie einen Propheten anführet, legt dadurch offenbar zu Tage, daß er kein Jude, sondern ein Samaritan ist, welche aus der ganzen Schrift des alten Bundes die einzigen Bücher des Moyses anerkennen. Der Prophet, dessen hier erwähnet wird, kann demnach kein anderer wie Moyses seyn. Aber zu des Moyses Zeiten war der Name Jerusalem noch nicht bekannt. Es verräth daher Unwissenheit und Mangel der Beurtheilungskraft, wenn Celsus seinen Juden solch ungereimtes Zeug daher schwätzen läßt. Die Christen, wie die Juden lassen außer dem Moyses noch viele andere Propheten zu, und bey dieser Gelegenheit erkläret Origenes eine Menge Weißagungen, welche die Anbethungswürdige Person J. C. betreffen. Anfänglich leget er des Micheas Stelle aus, welche vorsagt, daß der Messias zu Bethlehem werde gebohren werden.

Her-

Hernach geht er auf Jakobs Weissagung zurück, welche die Geburt dieses Messia auf die Zeit ansetzet, wo der Scepter, d. i. die höchste Obergewalt von der Zunft Juda wird hinweggenommen werden. Dann kommt er auf den Esaia, welcher diesen Messia, als das Licht aller Völkerschaften, und den Gegenstand ihrer Hoffnung, und heissesten Wünsche schilderet. Er stellet ihn auch mit diesem Propheten als einen Mann der Schmerzen, welcher unter den Sterblichen wandelt, am Kreuze stirbt, und das Menschengeschlecht auf Kosten seines Blutes erlöset, vor. Endlich entwirft er ihn mit David, als den unüberwindlichen Sieger, welcher im Triumphe über alle Nationen herrscht. Alle diese Stellen sind überaus prächtig, lehrreich, und andringend geschrieben.

XIII.

Celsus läßt seinen schwärmerischen Juden noch zu den Christen sagen: Was hat wohl euer Jesus, welcher sich Gottes Sohn nannte, über so viel andere voraus, welche sich eben dieser Eigenschaft anmaßten?

Und Origenes fragt auch seinerseits des Celsus Juden: Und wer sind denn diese andere, welche sich für Gottes Sohn ausgaben? Wirst du etwa jene zween bis drey Zauberer, oder Rebellen anführen, deren der Eine, Theudas mit Namen kurz vor Jesu Ankunft, der andere, Judas genannt, einige Jahre vor seiner Geburt, und der dritte, Dositheus ein Samaritan, bald nach seinem Tode erschien. Du könntest diesem saubern Kleeblatte noch den Simon, einen andern Samaritanen beyzählen. Sieh zween Aufrührer, welche mit dem rauberischen Gesindel, das ihnen anhieng, unter des Henkers Hand gestorben sind; und zween Zauberer, von denen keine Seele mehr redet. Und diese Schurken wollet ihr mit Jesu vergleichen, welchen man gegenwärtig in allen Theilen der Welt anbethet, und für den wahren Sohn Gottes erkennet?

XIV.

Der Stern, welcher den drey Weisen erschienen, und die Flucht Jesu in Aegypten, auch diese Ereignisse gewähren den Juden Stoff, die Christen zu necken. Dieser Jesus, spricht er, hat gepralt, daß Chaldäer ihn anzubethen zur Krippe gekommen seyn: er hat vorgegeben, diese Chaldäer haben den Endzwecke ihrer Reise dem Herodes entdecket, welcher deßwegen in der Gegend um Bethlehem alle Knäbchen tödten ließ: er aber habe die Blutdurstigen Absichten des Königes durch seine Flucht vereitelt. Herodes, spricht der Spötter zu Jesu, Herodes wollte dich tödten, aus Furcht, du dürftest dich seines Thrones bemächtigen: und warum wagtest du diesen Schritt bey reiferm Alter nicht? Ist Fliehen, sich Fürchten, und Verkriechen für Gottessohn nicht ewig Schande? dieß heißt bey meiner Treue weder groß, noch herzhaft gehandelt.

Origenes antwortet auf diesen letzten Ausfall des Juden mit zwey Worten. Dem Tode ausweichen, um dem Menschengeschlechte nützen, es aufklären und unterrichten zu können, bis der bestimmte Augenblick nahet, sich für selbes zu schlachten, und sein Opfer zu vollenden, wird man das unrühmlich, kleinmüthig, und des göttlichen Sohnes unwürdig finden? Aber vorerst erkläret er das Betragen und Verfahren der Weisen. Diese Erklärung ist ganz im Geschmacke der Griechen geschrieben, welche die guten und bösen Genien zuließen. Vorausgesetzt, daß die Weisen einige Kenntniß von Balaams Prophezeyung gehabt haben, zeigt Origenes, daß ihr Betragen sehr klug, und das schicklichste für Männer war, welche die Wahrheit aufrichtig suchten.

XV.

Celsus, um seine Verachtung gegen die Person Jesu nur recht an Tag zu legen, sagt, daß er sich zehn oder eilf Taugenichts aus dem Jahn Hagel, Matrosen und Zöll-

ner, beygesellet habe, mit denen er das Land durchstrich, und seinen Lebensunterhalt auf eine schändlich- und niederträchtige Art zu gewinnen suchte.

Die Weise, wie Celsus die Apostel behandelt, klingt grob, und verräth Untreue des Schriftstellers, spricht Origenes, und dieses ungezogene und lügenhafte Gewäsche würdige ich keiner Antwort, sondern sage allein, es sey aus dem Erfolge ihrer Arbeit anschaulich gewiß, daß jenes große Werk der allgemeinen Umstaltung der Welt in ihren Sitten, welches ihnen aufgetragen war, ihren natürlichen Talenten nicht zugeschrieben werden könne; sondern nothwendig eine göttliche Macht vorausetze, welche sie unterstützet hat.

Alles, was Celsus über die Rohheit und Unwissenheit dieser Leute auskramet, vermittelst deren Gott solch eine wunderbare Veränderung bewirket hat, ist ein neuer Beweis, daß Unternehmung so wohl, als Erfolg von Niemanden sonst, wie von Gott kommen konnte. Also war es durch die Propheten vorher verkündiget worden. Origenes führet mehrere dieser Weißagungen an; und kömmt wieder auf die so muthwillig mißhandelten Apostel zurück, und sagt: Jesus war gekommen, die Menschen von dem Wege des Lasters auf den Pfad der Tugend zu führen. Welche Wunder hat er nicht in diesem Fache gewirket? welch eine unzählbare Menge ausschweifender Menschen in Muster der vollkommensten Sittenreinigkeit, und des auferbaulichsten Wandels umgestaltet? Die Heyden wissen mit dem Beyspiele des einzigen Phedon, und Polemon aufzukommen, welche auf die Ermahnungen des Sokrates, und Xenokrates ihr unordentlich- und schändliches Leben gebessert haben: und was sind diese zwey Beyspiele gegen Millionen ruchloser Menschen, welche die Predigten der Apostel aus dem Schlamme der abscheulichst- und gehäßigsten Laster herausgezogen haben? In Rücksicht der gemachten Vorwürfe, daß Jesus und seine Apostel ihren Lebensunterhalt auf eine schändlich- und niederträchtige Art gewonnen

wonnen haben, ersucht man den Celsus, diesen seinen Satz mit irgend einem Bewrise zu belegen. Die Evangelisten sagen uns, daß fromme Weiber, welche durch seinen Unterricht zur Tugend waren gebildet worden, großmüthig seinen und seiner Jünger Bedürfnissen gesteuret haben. Wo liegt hierinn das Schändliche, das Niederträchtige? Wir wissen, daß die Philosophen sich von den Schülern für ihre Lehre bezahlen ließen: wem kam wohl je zu Sinn, sie um des Willen der Niederträchtigkeit zu beschuldigen?

XVI.

Celsus vergißt, daß sein Jude ein Jude seyn soll, und in der griechischen Mythologie, oder Götterlehre, welche den Hebräern ein Gräuel war, nicht bewandert seyn kann, und läßt ihn also reden: Die alten Fabeln leiten den Perseus, Amphion und Minos von einem göttlichen Ursprunge ab; und obschon diese Erzählungen wider alle Wahrheit verstossen, so herrschet doch Wahrscheinlichkeit darinn, da man voraussetzet, daß sie wundervolle Thaten verrichtet haben, welche alle menschlichen Kräfte übersteigen. Aber euer Jesus was hat er so Großes geredet, oder gethan? Da man in dem Tempel an ihn setzte, seine Sendung darzuthun; durch welch einen überzeugenden Beweis hat er die Wahrheit seiner Aussage erhärtet, dadurch er sich für Gottes Sohn ausgab?

So weisen uns dann die Griechen auf, erwiederet Origenes, was diese vorgebliche Helden des Himmels zum Besten der menschlichen Gesellschaft gethan haben, dessen Früchte noch itzt dauren? Können es alle zusammen mit dem einzigen Jesu aufnehmen? Von den unzählbaren Bekehrungen, die er bewirket hat, nichts zu melden, so heilet ja sein Name noch heut zu Tage die Wahnsinnigen, verjagt die Teufel, vertreibt Krankheiten, wirkt Sittenbesserung, und stimmt die Seele zur Sanftmuth, zur Wohlthätigkeit, zur Einigkeit und zum Frieden. Dieß zeiget sich an allen, welche sich auf die Verkündigung des Evangeliums, und eines künftigen Gerichtes ergeben haben.

XVII.

Endlich da Celsus wohl sieht, er könne nicht gar alle Wunder J. C. wegläugnen, glaubt er sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er zu den Christen sagt: Und wenn man auch alle die berüchtigte Genesungen, und Erweckungen der Todten, die Vermehrung der Brode, sammt dem ganzen Gefolge der wunderbaren Thaten, mit denen man so gewaltig aufhebt, zugeben wollte und müßte; was könnte man am Ende daraus folgern? Treiben nicht die ägyptischen Landstreicher und Zauberer eine Menge solcher Gaugelpossen? Durch Anblassen, mit Ein- und dem andern Worte vertreiben sie die Teufel, heilen Krankheiten, rufen die Seelen der Verschiedenen hervor, lassen prächtig gedeckte Tafeln, und alle Art Gespenster erscheinen. Wird man wohl dieses Geschmeis um der Ursache willen für Gottes Söhne halten? Muß man nicht vielmehr mit Händen greifen, daß der ganze Tand weiter nichts als Taschenspiel, und Blendwerk elender, und verächtlicher Betrüger ist.

Die erste Bemerkung, welche Origenes machet, ist richtig. Celsus hatte wider die Zauberey geschrieben: und itzt scheint eben dieser Celsus an die Zauberkünste zu glauben, um sie nur auf die Wunder Christi anwenden zu können. Aber um auch eine förmliche Antwort auf diesen Vorwurf zu geben, sagt er: Keiner aus jenen Betrügern hat sich jemals zu seiner Absicht die Sittenbesserung gewählet; nie hat einer die Furcht Gottes einzuflößen, oder seinen Zuschauern einen Lebenswandel zu bereden gesuchet, welcher den Beyfall des höchsten Richters verdienete. Ja hätten Leute dieses Gelichters wohl einen solchen Endzweck haben können? Wären sie solch einem Unternehmen gewachsen gewesen? Weiß man nicht, daß sie die Hefen, der Auswurf, und das Scheusal des Menschengeschlechtes sind? Aber Jesus hat nichts, wie die Reinigkeit der Sitten geprediget, und durch eigene Beyspiele seine Jünger zu allen Tugenden gebildet. Er hatte keine andere Absicht,

als sie, und durch sie alle Menschen zu unterrichten, und sie zu bereden, für die Richtschnur ihres Wandels den Willen, und die anbethungswürdigen Gesetze Gottes zu wählen und sie zu befolgen. Und soll es einen Menschen geben können, welcher so wahnsinnig dächte, und die Gaukelpossen, und Blendwerke der Taschenspieler, und Landstreicher mit Jesu Wundern vergliche? Wird man nicht im Gegentheile sich gezwungen finden, in ihm einen Gottmenschen, und Gottes Sohn zu erkennen, welcher von den Propheten angekündiget worden, und vom Himmel herunter gestiegen ist, um das Licht und Heil der Menschen zu werden? Und damit endet sich das erste Buch der Antwort des Origenes an den Celsus.

So sehr ich mich auch befliß, diese Zergliederung ins Kurze zu ziehen, so gerieth sie doch weitschichtiger, als ich vermuthete, und ich sehe wohl, daß mir die Anlage dieses Werkchens nicht gestattet, auch die übrigen sieben Bücher so im Auszuge vorzulegen. Ungern breche ich ab: das ganze Werk verdiente nicht bloß zergliederet, sondern von einer geschickten Feder ganz übersetzt zu werden. Nie hat wohl das Christenthum herrlicher über den Unglauben und die Ruchlosigkeit gesieget, als vermittelst dieser Schrift des großen Origenes. Solches Urtheil fället von ihr, wie wir schon oben erwähnet haben, der berühmte Euseb von Cäsareen. Unsere Unglaubige, unsere Philosophen, und alle die Brut von Vernünftlern dieser Tage sind weiter nichts, als ein schwacher Wiederhall und winzige Ausschreiber des Celsus. Man wird es aus der Zergliederung des ersten Buches ersehen haben, und würde es noch deutlicher sehen, so fern man sich die Mühe geben wollte das ganze Werk zu durchlesen. Aber wie klein ist nicht Celsus gegen den Origenes, man mag die Stärke im Beweise führen, oder seinen durchdringenden Verstand, und den weiten Umfang seiner Gelehrsamkeit betrachten.

Er war der erste, welcher es unternahm fast die ganze Schrift mit Anmerkungen zu beleuchten. Vornämlich

wagte er sich an jene göttliche Bücher, deren Auslegung die meiste Schwierigkeit hatte: und überall zeigt sich der Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, und einer unbekränzten Einsicht. Der heilige Hieronymus übersetzte seine Auslegung über das hohe Lied, und schickte diese seine Arbeit dem heiligen Papste Damasus, und sagt in seinem Schreiben: Origenes übertraf in seinen andern Werken alle Schriftsteller, welche vor ihm geschrieben haben; aber in diesem hat er sich selbst übertroffen. Mit Erstaunen entdecket man in seinen verschiedenen Auslegungen über die heiligen Bücher eine bewunderungswürdige Leichtigkeit, die Schrift durch die Schrift selbst zu erklären. Eine dunkle Stelle wird mit Einemmale licht und deutlich durch andere Stellen, gegen die er sie hält, wie eine erloschene Fackel wiederum Feuer fängt, sobald man sie einer angezündeten näheret. Er entdeckt in Sachen, welche jedem andern eben nicht besonders auffallen, den reichsten Stoff zu einer Menge Anmerkungen, Unterricht für alle Tugenden, unerwartete Gedanken und Absichten, Feinheit, Reinig- und Zärtlichkeit der Empfindungen, und den schönsten und erhabensten geistlichen Sinn.

Seine Gespräche von dem wahren Glauben an Gott sind ein Meisterstück, darin man alle Gelehrsamkeit, allen Scharfsinn, alle Gegenwart, und Lebhaftigkeit des Geistes entdecket, deren ein Sterblicher fähig ist. Origenes scheint darinn kein Mensch, sondern ein Engel zu seyn. Diese Unterredungen wurden bey einem ungeheuren Zulaufe von Leuten aller Religionen gehalten, deren ein Theil Katholiken, die andern Ketzer und Heyden waren. Origenes vertheidigte darin den Glauben der katholischen Kirche wider die gelehrtest- und berühmtesten Anhänger Marcions, welche in Alexandrien zusammen getreten waren, um sich mit ihm in einem gelehrten Kampfe über die Religion zu messen. Der heydnische Philosoph Eutropius wurde dabey zum Schiedrichter ernennet. Origenes trug einen so vollkommenen Sieg davon, daß sich eine große Menge Ketzer und Heyden, unter andern Eutropius selbst bekehr-

bekehrte, und mehrere von ihnen opferten in der Folge für Jesu Glauben ihr Blut.

Sehr interessant ist seine Kritik über die Wahrheit der Geschichte Susanna's, deren in Daniels Buche erwähnet wird. Der gelehrte Chronolog, Julius der Afrikaner, hatte sich in einem Schreiben an den Origenes geäußeret, daß er diese Geschichte für ein unterschobenes Werk halte, welches sich in Daniels Buch eingeschlichen hätte. Zugleich legt er ihm die acht Einwürfe vor, so ihm beym Durchlesen beygefallen wären. Origenes antwortet auf alle Schwierigkeiten des Julius, als das Orakel seiner Zeiten, und setzet die Wahrheit dieser historischen Urkunde ausser allen Zweifel.

Man kann auf die allgemeine Hochachtung, in der Origenes stund, und jene Schätzung, welche insonderheit der heilige Gregorius von Nazianz, und Basilius für seine Bücher hatten, aus der Abhandlung schließen, welche sich am Ende seiner Werke unter der Aufschrift: Von der Liebe des Schönen, findet. Diese Abhandlung ist ein mit viel Verstand in der schönsten Ordnung geschriebner Auszug der lehrreichesten, prächtigst- und auffallendesten Stellen, welche in des Origenes Schriften enthalten sind. Diese zween große Männer wurden nicht müde, den Origenes zu studiren, und jene Stellen auszuheben, welche sie vorzüglich geführet hatten. Sie gaben dem ganzen eine schickliche Ordnung, und so entstund diese Abhandlung, wie aus dem Schreiben des heiligen Gregor an den Bischof Tyrus erhellet; welchem er sie überschickte.

Daraus läßt sich von dem unermeßlichen Nutzen urtheilen, welchen die Theologen, und andere Gelehrte aus des Origenes Büchern schöpfen würden, wenn sie selbe mit gleichem Eifer, wie diese zween erlauchte Männer lesen sollten.

Minutius Felix.

Cicero's Gespräche über die Natur der Götter kann man als eines der schönsten Werke betrachten, welche aus der Feder dieses großen Mannes geflossen sind. Jede der auftretenden Personen sagt alles, was sich nur zum Vortheile der Meynung sagen läßt, welche sie zu vertheidigen übernommen hat, und man findet durchgängig in Rücksicht der Gründlichkeit der Beweise, der Anmuth der Schreibart, und des abwechselnden Reichthumes einer seltenen Gelehrsamkeit alles beysammen, was sich nur wünschen läßt. Zur Seite dieses schönen Werkes kann man ohne Bedenken die Schrift des Minutius Felix stellen, die er zum Besten der christlichen Religion verfasset hat; Nicht nur, weil sich darinn beynahe der nämliche Gang, und eben die Weise, einen Gegenstand abzuhandeln, findet, sondern auch, weil beyderseits viele Aehnlichkeit herrschet, sowohl was die Schönheit der Begriffe und Gedanken, als die Reinigkeit der Sprache, und die Stärke der Ausdrücke betrifft. Man weiß von dem Minutius Felix weiter nichts, als daß er ein gebohrner Heyde, und unter dem Kaiser Severus einer von Roms berühmtesten Rednern, Sachwaltern, und Rechtsgelehrten war, und, nachdem er ein Christ geworden, zur Vertheidigung seiner Religion geschrieben hat.

Das einzige Werk von ihm, welches die Zeit geschonet hat, ist sein Gespräch über die Religion, welches gänzlich in Cicero's Geschmacke von der Natur der Götter abgefasset ist. Cicero führt drey Personen redend ein. Die Götter des Vellejus aus Epikurs Sekte sind Wohllüstlinge und Taugenichts, und im Grunde ist dieser Philosoph ein Gotteslängner. Cotta, ein Akademiker, welcher alles anstreitet, und über alles vernünftelt, legt deut-

lich

lich genug zu Tage, daß er gar nichts von alledem glaubet; und Balbus ein Stoiker hält fest über das Daseyn einer Gottheit, und läßt eine Vorsicht zu. In dem Gespräche des Minutius kommen zwo einzige Hauptpersonen vor, Cäzilius, ein hitziger, gegen das Christenthum eingenommener Heyde, und Oktavius, ein eifriger, in beyden Religionen vollkommen unterrichteter Christ. Cicero's Cotta, und des Minutius Cäzil wagen Eine und dieselbigen Ausfälle; und der Balbus des erstern, und des zweyten sein Oktavius vertheidigen sich auf die nämliche Weise, doch mit dem Unterschiede, daß des Oktavius Vertheidigung wegen der erhabenen Gegenstände, so er behandelt, und der einleuchtenden Beweise, womit er seine Sache unterstützet, viel auffallender, und anziehender ist. Endlich schließen, und fällen die zween Schriftsteller ihr Urtheil beynahe mit eben den Worten und Gesinnungen. Als die Unterredung zu Ende war, giengen wir auseinander, sagt Cicero, Vellejus gab des Cotta's Rede den Vorzug; mich aber dünkte, Balbus komme der Wahrheit näher: und Minutius Felix schreibt: Nach diesem Gespräche giengen wir sehr zufrieden auseinander; Cäzil, daß er nun überzeugt und unterrichtet war; Oktavius, daß er die Oberhand gewonnen; ich aber, daß der Eine den Glauben angenommen, und der andere die Abgötterey besieget hatte.

Wir glauben, unsere Leser werden uns Dank wissen, wenn wir sie, ehe wir die Zergliederung des Gespräches selbst vornehmen, mit den unterredenden Personen genauer bekannt machen. Minutius Felix, Oktavius, und Cäzilius waren Busenfreunde, alle drey gebohrne Heyden, und gelehrte Männer, welche bey Gericht als Sachwalter eine wichtige Rolle spielten, so daß man sagen kann, drey Advokaten haben der Religion diesen Sieg erfochten. Zuerst gieng Oktavius zum Christenthume über; Minutius folgte etwas Zeit hernach, und Cäzils Bekehrung war die Frucht dieses Gespräches. Einige sind der Meynung,

dieß sey jener Cäcilius, welcher in der Folge Priester an der Kirche von Karthago ward, und den berühmten heiligen Cyprianus, Christo gewann, der auch mit der Zeit auf diesen ersten Stuhl Afrikens ist erhoben worden.

Diese drey Freunde verließen in den Aernde- und Weinlesenferien Rom, und verfügten sich an das Gestad des Meeres bey Ostia, einem damals sehr reitzenden Aufenthalte. Als sie eines Tages zusammen aus der Stadt giengen, trug sie der Weg vor des Serapis Tempel vorbey. Cäzil, noch ein Heyde, fuhr nach der Sitte seiner Religion mit der Hand zum Munde, und grüßte ehrerbiethig den Tempel des Götzen. Was denkst du Bruder? sagte itzt der feurige Oktav zum Minutius. Kannst du gelassen zusehen, wie dein Busenfreund, der immer um dich ist, sich blindlings einem Irrthume überläßt, so der Antheil des unwissenden Pöbels ist; und unter deinen Augen gefühllosen Marmor anbethet, welchen der Meißel des Bildners zum Gotte umgeschaffen hat, und den man itzt mit Opferweine besprengt, und mit Blumen schmücket? Fällt die Schande dieser Verblendung nicht von ihm auf dich zurück?

Cäzil stutzte über diese Worte, ward ernsthafter, und schwieg finster, bis man an den Ort gekommen war, wo die Gesellschaft stille hielt. Was fehlt dir? sprach Minutius zu ihm; wo ist deine gewöhnliche Munterkeit? Du scheinst mir ein ganz anderer Mensch zu seyn? Des Oktavius Rede fällt mir auf, antwortete Cäzil, darinn er, so von der Seite her, dir Leichtsinn und Mangel an Klugheit, und mir grobe Unwissenheit Schuld giebt. Mit ihm habe ichs denn zu thun; gegen ihn muß ich mich vertheidigen: und so fieng sich die Unterredung an, welche Cäzil eröffnete. Wir setzen hier im Auszuge die Gründe, so er zum Schutz des Heydenthumes, und wider die christliche Religion beybrachte, und die Antworten her, womit Oktavius diese seine Gründe, und Einwürfe widerlegte.

Bru-

Bruder, sagte Cäzil, und wendete sich an den Minutius, dir sind beyde Religionen bekannt: denn nachdem du lange in der Einen gelebet, hast du die andere vorgezogen. Du wirst also, ohne in Verlegenheit zu gerathen, zwischen mir und dem Oktavius den Schiedrichter machen können. Ich ersuche dich demnach, als Richter die Wage nicht schief zu halten, sondern genau auf die Billigkeit zu sehen, auf daß dein Urtheil eine Wirkung der Gründe, so ich beybringen werde, und nicht eine Folge deiner besondern Meynungen sey.

Ungewißheit, Zweifel, und Dunkelheit ist das Loos der Untersuchungen, welche man über die Dinge dieser Welt waget, und glückt es auch zuweilen, einen Strahl von Wahrscheinlichkeit zu haschen, wird man doch sicher die Wahrheit nie finden. Ueber diesen Satz darf man schon einmal gar nicht streiten. Um deswillen giebt es Leute, welche, um der Mühe, und dem Verdrusse, so bey Untersuchung der Wahrheit unvermeidlich ist, auszulenken, sich lieber auf gerathewohl an das nächste beste Lehrgebäude halten, als mit so großer Beschwerlichkeit, und ausdaurendem Fleiße nach Wahrheit forschen wollen. Ist es daher nicht ein ärgerlicher Anblick, daß ein gewisser Schlag Leute, größtentheils ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, welche die verächtlichsten Handthierungen treiben, dreist über Dinge den Ausspruch thun, in welchen die philosophischen Sekten aller Jahrhunderte noch nichts zu entscheiden gewagt haben? Ist diese behutsame Zurückhaltung der Philosophen nicht klug, da der menschliche Geist diesen Gegenständen so gar nicht gewachsen ist, die er unmöglich einzusehen vermag, und nicht ausspüren darf, und dem Menschen nach dem Ausspruche des Weisen zur Glückseligkeit genügen muß, daß er sich selber kennet.

Nach diesem Eingange schickte er sich zu beweisen an, daß man über den Ursprung der Welt nichts wissen könne. Ist sie ewig? Ist sie die Wirkung des Ungefähr, oder des Zusammenflusses der Atomen? Ist sie das Werk eines ver-

verständigen Wesens? Oder ist vielmehr alles ein beständiger Wechsel; so daß immer wieder gebohren wird, was schon gewesen, und was nicht mehr ist, so wieder kömmt, wie es einst gewesen war. Hernach kömmt er auf das Gemenge von Gut und Bös, so sich in der Welt findet, und glaubt daraus anschaulich erweisen zu können, daß es keine Vorsicht giebt. Weil denn die Wahrheit in undurchdringliche Finsternisse gehüllet ist, so wird wohl der vernünftigste Ausweg seyn, wir halten uns an das, was unsere Vorältern über die Götter gedacht haben, welche zu den ersten Zeiten der Welt Könige, oder Wohlthäter des Menschengeschlechts gewesen sind. Alle verschiedene Völker hatten verschiedene Götter, und Rom erwarb sich dadurch, daß es alle diese Götter anbethete, die Herrschaft der Welt.

Von dem Ursprunge der Götter kömmt Cäzil auf die Wahrsager: welche aus dem Fluge oder Geschrey der Vögel künftige Dinge verkündigten, und sagt, lieber wolle er an die Aussprüche dieser Leute glauben, und sich mit dem Alterthume irren, als sie unter dem Vorwande tadeln und verwerfen, weil sich der Ursprung, und die Gründe ihrer Kunst nicht erklären lassen. Eben diesen Weg schlägt er in Rücksicht der Tempelweihe, und anderer Gebräuche und Ceremonien des römischen Götzendienstes ein.

Hernach sagt er, wenn einst die Athenienser den Prothagoras, welcher das Daseyn der Götter läugnete, des Landes verwiesen und alle seine Schriften verbrannten; so verdienen die Christen wohl aus noch stärkern Gründen verwiesen zu werden: und itzt schildert er sie mit den gräßlichsten Farben, wirft ihnen die unnatürlichsten Laster vor, und giebt ihnen Hochverrath, blutschänderischen Gräuel, und Kindermord Schuld. Ich will nicht alles sagen, setzet er bey, weil ich an kein Ende kommen würde. Und die Finsterniß selbst, in welche sie sich verkriechen, ist ein starker Beweis, daß alles, oder doch beynahe alles, wessen man sie bezüchtiget, gegründet ist. Denn warum halten sie mit

ihrem

ihrem Gottesdienste, mit ihren Ceremonien so schüchtern hinter dem Berge? Geht man ehrlich zu Werke, so trägt man kein Bedenken, in aller Welt Augen zu handeln: nur was schändlich ist, entzieht man fremden Blicke. Warum haben sie keine Tempel, keine Altäre, keine Statuen, und keine Vorstellungen? Weil es nämlich mit ihrer ganzen Religion auf Schande und Laster hinausläuft.

Nach diesen Vorwürfen kömmt Cäzil auf den Gott zu reden, welchen die Christen anbethen. Wer ist, spricht er, dieser einzige, einsiedlerische, verlassene, allen freyen Völkern, allen Königreichen, selbst den Römern unbekannte Gott? Dieser Gott von einem unbekränzten Vorwitze, so aller Herzen durchstänkeret, überall zugegen ist, und von jeder Kleinigkeit Augenzeuge seyn will? Was soll man aus jenem Hirngespinste von Auferstehung machen, womit ihr euch schmeichelt, und deren ihr mit so heißer Sehnsucht wartet, indeß ihr itzt mit Hunger und Abgang ringet, und aller Orten euch Galgen und Holzstöße drohen? Und jener Gott, der euch nach eurem Tode, wie ihr fabelt, Güter die Fülle zugedacht hat, regt während dieses Lebens zu eurer Rettung keinen Finger?

Nach allen diesen Vorstellungen räth er den Christen, sich mit dem, was in dem Himmel vorgeht, nicht so sehr abzugeben, sondern dafür jene Güter besser zu benutzen welche die Erde darbiethet, und mit dem weisen Sokrates zu sagen: Was dort oben ist, ist nicht für uns hienieden: so sagt die wahre Philosophie: so dachte Arcesilas, Carneades, Simonides, und die ganze akademische Schule; und so denke auch ich. Was zweifelhaft ist, mag meinethalben immer zweifelhaft bleiben; und wo so viele große Männer mit ihrem Urtheile zurückhalten, müßen auch wir nicht dreist und vermessen entscheiden wollen: denn dadurch würde man entweder alle Religion umstürzen, oder allem Aberglauben die Thore öffnen.

Mit diesen Worten schließt Cäzil seine Rede; wo er am Ende den Ton etwas herunter stimmt, nachdem er mit einer Lebhaftig: und Heftigkeit, ja zuweilen mit einer Art ungestümer Hitze gesprochen hatte, die er itzt selber wahrnahm und wohl merkte, daß man sie ihm hart so hingehen lassen könnte.

Oktav ließ sich dadurch nicht irre machen; sondern da er seiner mächtig blieb, hatte er den Vortheil, daß er des Cäzilius Verstöße richtiger bemerken, und deutlicher zeigen konnte. Ich werde, sprach er, mit möglichster Aufmerksamkeit auf alles antworten, was Cäzilius vorgebracht hat, und ich hoffe, daß beissende Salz seiner Spotteleyen, und seine empfindliche Ausdrücke werden gegen das hellschimmernde Licht der Wahrheit nicht aushalten. Vorerst merke ich an, daß seine Sätze und Meynungen sehr unbestimmt, und schwankend sind. Bald glaubt er, es gebe Götter; bald steht er bey sich an, ob er welche zulassen soll. Will er uns etwa durch eine gekünstelte Unentschlossenheit über diesen Gegenstand wegen der Antwort in Verlegenheit setzen, welche wir ihm geben sollen? Aber ich schätze ihn zu hoch. Nein, so wie ich ihn kenne, ist er solch einer Doppelherzigkeit nicht fähig. Ich habe Lust ihn mit einem Menschen zu vergleichen, welcher auf seiner Reise zu einem Scheideweg kömmt, und sich über die Wahl in Verlegenheit findet. So geht es auch dem, welcher ohne sichere Grundsätze die Wahrheit suchet: er wechselt in seinen Meynungen, so oft sich seinem Geiste neue Aussichten öffnen. Es darf uns also gar nicht verwundern, wenn sich Cäzil von der Fluth und Ebbe sich durchkreuzender Meynungen hinreißen ließ. Aber ich schmeichle mir, seinen Wankelmuth zu bestimmen; und die Stärke der Wahrheit allein soll mir den Sieg verschaffen, und ihn überzeugen.

Erstens dünkt es ihn unausstehlich, daß arme Leute ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit von göttlichen Dingen reden sollen. Aber weiß er etwa nicht, daß alle Menschen

schen ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Ranges von der Natur Vernunft und Gefühl für die Wahrheit empfangen haben, und die meisten Philosophen, ehe sie sich bey der Welt in Ansehen gesetzet, Leute von gemeinem Herkommen, unwissende, und zuweilen auch dürftige Leute gewesen sind?

Der Mensch, sagt Cäzil, muß sich der Selbstkenntniß befleißigen; er muß wissen, was er ist, von wannen er kömmt, und zu welchem Zweck er hienieden lebet. Aber wie kann wohl eine Selbstkenntniß Statt haben, wenn er seinen Ursprung nicht weiß? und wie kann er von der Menschheit urtheilen, wenn ihm die Gottheit unbekannt ist? Der Hang aller unvernünftigen Thiere geht nach dieser Erde, weil Selbsterhaltung durch den Fraß ihre ganze Bestimmung ist. Aber der Mensch trägt sein Haupt gen Himmel empor, kann reden, und ist mit der Vernunft ausgerüstet, dadurch er fühlt, erkennt, und seinen Gott nachahmet. Wäre es nicht Entheiligung, auf der Erde zu suchen, was man nirgend, wie im Himmel finden kann? Hernach zieht er aus dem prächtigen Schauspiele der ganzen Natur den einleuchtensten Beweis für das Daseyn Gottes, und schließt mit diesem Geheimnisse: Solltest du bey deinem Eintritte in ein Haus alles prächtig, alles nach einem reizenden Ebenmaaße geordnet finden, würdest du bey dir sogleich auf den Herrn des Gebäudes verfallen, und gedenken, er müße mehr Einsicht, als alles haben, was du im Hause siehst. Und wenn du in der Welt umher blickst, und diese Ordnung, diese Weisheit, diese unwandelbaren Gesetze entdeckest, nach welchen alles regieret wird, mußt du nicht die unendliche Ueberlegenheit desjenigen erkennen, so der Schöpfer dieses schönen Werkes ist?

Du fragst mich, ob es in meiner Religion nicht mehr, wie einen Gott gebe: und ich frage, ob man wohl je Ansehen und Thron aufrichtig getheilet, oder ob sich eine solche Theilung jemals anders, denn mit Strömen von Blute geendet hat. Erinnere dich an den Romulus und

Re-

Remus, an den Cäsar und Pompejus. Immer war die Welt für zween Herren zu enge. Bey diesem Anlasse redet Oktav in den prächtigst- und erhabensten Ausdrücken von der Einheit Gottes, und zeugt, daß man schon in der gewöhnlich- und natürlichen Sprache diese Einheit anerkenne; daß alle große Philosophen, ob sie sich schon verschiedentlich ausdrücken, doch am Ende wieder auf die Einheit Gottes zurückkommen; so daß man sagen kann, diese Philosophen seyn schon Christen gewesen, oder die heutigen Christen seyn wahre Philosophen.

Aber was sind deine Götter, um welche das Alterthum nichts wußte, und gegen welche sich die Vernunft sträubet? Ich will nichts von euren lächerlichen Fabeln sagen, welche zu weiter nichts mehr, als zum Stoffe für Ammenmärchen taugen; nichts von euren ungereimten Gestaltsveränderungen; noch einmal, was sind diese Götter, welche unsere leichtgläubig- und einfältige Vorfahren ohne Untersuchung angenommen haben? Sie huldigten ihren Königen, waren für selbe eingenommen, und wünschten nach deren Tode noch die Abbildung von ihnen bey sich zu haben; sie feyerten ihr Andenken und was sie am Anfange aus Erkenntlichkeit, und den Schmerz über ihren Verlust zu lindern thaten, ward in der Folge zu einer religiösen Verehrung. Lies den Evhemerus, lies die Schriften der Stoiker; darinn wirst du Nachricht von der Geburt, dem Vaterlande, dem Tode, und der Grabstätte derjenigen finden, die ihr itzt als Götter anbethet. Man kann sich nichts Lächerlicheres denken, als die ägyptischen Ceremonien, und auch diesen Firlefanz haben die Römer bey sich eingeführet. Und die eleüsinischen wie einfältig sind sie! Findet sich wohl dabey nur die geringste Spur von etwas Göttlichem? Nichts zu melden von den schändlichen Festen der guten Göttinn: und diese Abscheulichkeiten heißen unter euch geheiligte Mysterien! Worauf er mit viel Feuer und Bestimmtheit, und einer abwechselnden Umständlichkeit alle die Ungereimtheiten, alle die Schandthaten, davon es in der

Göt-

Göttergeschichte wimmelte, und den ganzen Gräuel des Götzendienstes schilderet.

Cäzil hatte gesagt, daß der Eifer der Römer, alle Götter jedes Volkes anzubethen, habe ihnen zum Lohne die Herrschaft der Welt eingetragen, und sie hätten sich vor allen andern nicht minder durch ihre Tugenden, als durch ihre Religion ausgezeichnet.

O ja! erwiederet Oktav, die Römer haben sich durch ihre Tugenden wohl ganz besonders empfohlen. Wer waren denn die ersten Römer? Bösewichter, Strassenräuber, Diebsgesindel, und Meuchelmörder. Ihr Anführer Romulus, um sie zu Lasterthaten abzuhärten, giebt ihnen das schöne Beyspiel eines Brudermordes. Sie jagen ihre Nachbarn aus ihren Besitzungen, zerstören Städte, Tempel und Altäre, und schänden Weiber und Mädchen. Folglich hat Rom seinen Lastern, und nicht seiner Religion seine Macht zu verdanken. Ihre Verbrechen blieben ungestraft; weil Niemand Kräfte genug hatte, selbe zu strafen. Sieh, wodurch sie groß geworden sind. Rom bethet jene Götter an, die es überwunden, und in Fesseln geschlagen hat. Heißt das sie ehren, oder aber ihrer spotten? Und wie kam es, daß diese Götter, zu schwach, ihre eigene Völker zu vertheidigen, die Römer so mächtig unterstützen konnten? Aber wer sind Roms einheimische Gottheiten? Ein Romulus, ein Vikus, und ein paar Metzen, wie Laurentia, und Flora waren. Und die Sitten der Römer, wie waren diese beschaffen? In ihren Bordelen wird weniger Unfläterey, als in ihren Tempeln getrieben.

Und was ist die Quelle dieser gräßlichen Ausschweifungen? Die unreinen Geister, die Teufel sind es, welche, wie Plato, die Magier, und Philosophen sagen, sich in den Bildsäulen verstecken, die Götzen bewohnen, und sich das Ansehen geben, als wären sie Gottheiten, welche diese Orte zu ihrem Aufenthalte gewählet haben. Sie beses-

len das Eingeweide der Schlachtopfer, leiten den Flug der Vögel, fahren in die Leiber, stören den Schlaf, erregen Verzuckungen u. s. f. Haben sie nicht schon zu mehrern Malen in eurer Gegenwart eingestanden, daß sie weiter nichts, wie Teufel sind? Mußten sie nicht auf den Befehl der Christen, welche sie im Namen des alleinigen und wahren Gottes beschwuren, jene Leiber verlassen, deren sie sich bemächtiget hatten? Seht die Ursache, warum sie sich vor den Christen scheuen, und euch solchen Haß gegen die unschuldigen Leute einflößen. Du darfst mir ohne Bedenken glauben. Auch ich war ein Mitglied eurer Gemeinde; auch ich war bey euren Ceremonien, und Religionsübungen zugegen, und ich dachte damals so blind, und so eingenommen, wie du itzt denkest.

Auf die Vorwürfe, welche Cäzil den Christen über die abentheuerliche Gebräuche bey ihrem Gottesdienste, über Kindermord und Blutschande gemacht hatte, antwortet Oktav in einer Laune, dabey zwar das Salz nicht gespa-ret, aber mit feiner Hand gestreuet wird.

Man machet, spricht er, diese Vorwürfe den Christen, ich weis es nur gar zu wohl. Aber hat man die Wahrheit dieser Beschuldigungen wohl auch untersuchet? Mit welchem Beweise kann man aufkommen? Hat etwa irgend ein Christ diesen Gräuel eingestanden? Du weißt es so gut wie ich; wenn wir bey Gerichte eines Uebelthäters Sache zu vertheidigen übernahmen, den man eines Verbrechens wider die Religion, einer Blutschande, eines Vatermordes beschuldigte, riethen wir ihm, zu seiner Rettung alles zu läugnen, die Wahrheit zu verhehlen, und dreist zu läugnen. In Rücksicht der Christen thaten wir gerade das Gegentheil: Ließ sich einer durch den Anblick der Folter schrecken, und sagte, er wäre kein Christ, galt diese Verläugnung bey uns für eine vollkommene Rechtfertigung.

Du beschuldigest uns, wir bethen einen Eselskopf an. Wer das thäte, müßte ein großer, und wer es von den

Chri-

Christen glaubte, ein noch größerer Narr seyn. Aber nein, ich irre mich; ihr könnet das alles ohne Schwierigkeit glauben. Ihr vergöttert ja mit der Göttinn Epona, welche eure Ställe zu besorgen hat, die ganzen Esel mit Haut und Haare, und bethet Zwitter von Menschen und Ziegen, und Schwein- Löwen- und Hundsköpfe an.

Ihr gebet uns Schuld, als erwiesen wir dem Ungebührlichsten, was sich am menschlichen Leibe findet, göttliche Ehre. Aber behaltet diese schöne Sächelchen hübsch für euch; sie sind euer Eigenthum. Diese drollige Religionsübungen sind bey jenen zu Hause, welche in ihren Ausschweifungen keinen Theil des menschlichen Körpers schonen, ihre Abscheulichkeiten den Metzen überschicken, und über ihre Unflätereyen eher müde, als schamroth werden. Aber stille mit diesen Reden, welche sich für unsere Ohren nicht geziemen, und über die man sich ohne Schamröthe nicht einmal rechtfertigen kann, und welche keusche Seelen nie würden glauben können, wenn nicht häufige Beyspiele unter euch die Wirklichkeit aller dieser Schandthaten erwiesen.

Ihr werfet uns vor, wir bethen einen verurtheilten Uebelthäter, und sein Kreuz an, daran er gehangen ist. Aber wo haben wohl je vernünftige Menschen einen lasterhaften oder sterblichen Mitmenschen für einen Gott erkennet? Dieß ist so ein Auftritt für die Blödsinnigkeit der Aegyptier, oder für die kriechend- und schwärmerische Schmeicheley der Römer, welche ihre Kaiser in die Zahl der Götter setzten. Das Kreuz bethen wir nicht an: bey euch mag es wohl Sitte seyn, da ihr eure Standarten anbethet, welche die Gestalt eines Kreuzes haben.

Ihr beschuldiget uns, wir erwürgen Kinder, und werden mit ihrem Blute eingeweiht. Diesen Gräuel können nur jene glauben, welche selbst zu solchen Unmenschlichkeiten aufgeleget sind. Eure Götter, Saturn, und so viele andere haben euch dieses Beyspiel gegeben, welches ihr

treulich befolget, da ihr eure Kinder den Raubvögeln und wilden Thieren zum Raube überlasset, sie mit eigenen Händen erdrosselt, oder auch mordet, ehe sie noch gebohren sind, da ihr die unzeitige Leibesfrucht durch gewaltsame Mittel abtreibet.

Nachdem Oktav noch mehr andere Vorwürfe, so man den Christen machte, mit viel Stärke und Feuer abgelehnet hat, entwirft er das herrlichste Gemälde ihrer Tugenden, ihrer Unschuld und gründlichen Glückseligkeit. Man vergleiche uns mit euch, sagt er, und dann spreche man das Urtheil. Ihr habt Gesetze, welche den Ehebruch verbiethen; und ungestraft machet ihr euch dieses Lasters schuldig: aber dem Christen genüget seine rechtmäßige Gattinn. Ihr strafet das vollzogene Verbrechen, und wir sehen die Begierde nach einem Laster schon als ein Laster an. Ihr scheuet die Zeugen eurer Handlungen; und wir fürchten unser eigenes Gewissen. Ihr blicket auf uns mit Verachtung nieder, weil wir des vergänglichen Reichthumes nicht achten; und wir finden ihn Verachten weit schöner, als ihn genießen, und ziehen Unschuld und Geduld alle diesem Flittertande weit vor. Welch ein Schauspiel für Gottes Augen ist nicht ein Blutzeuge, ein Christ, welcher gegen den Schmerz kämpfet, und mitten unter Martern und Peinen unbeweglich aushält! welchen der Anblick des Todes, und der Henker nicht schrecket; der sich vor den Königen, und Herren dieser Welt nicht schmieget, und sich Gott allein unterwirft, welchem er angehöret! Ihr preiset euren Mutius, euren Aquilius und Regulus; und wir zeigen euch unsere schwächliche Kinder und zarte Weiber, welche, anstatt sich bey dem Anblicke der Folter, und wilder Thiere und aller Gattungen ausgesuchtester Marter, welche eure sinnreiche Grausamkeit für sie bereitet, zu entsetzen, wonnetrunken dem Tode entgegen eilen.

Thut immerhin auf euren Reichthum, auf eure Macht, und eure Würden groß. Mich dünken alle, welche den wahren Gott nicht erkennen, zum Opfer gemästete Schlachtthiere

thiere zu seyn. Sitzest du auf dem Throne? Du zitterst so sehr, als du andere zittern machest. Schwimmest du im Ueberfluße? Du kannst arm werden, so bald dir das Glück den Rücken kehrt. Schmücket dich ein Purpur? Welch ein Kontrast! Der Leib in Purpur gehüllt, und die Seele mit Lastern befleckt. Bist du auf deinen Adel stolz? Aber von Geburt aus sind wir alle gleich; durch die Tugend allein zeichnet man sich vor andern aus. Wir Christen suchen keinen Vorzug, als welchen Bescheidenheit, und gute Sitten gewähren. Seht die Ursache, warum wir eure Pracht, eure Schauspiele, und eure Lustbarkeiten verabscheuen. Wir bereiten unser Leichenbegängniß mit eben der Gleichmüthigkeit, womit wir das Leben genießen. Voll der Zuversicht auf die Freygebigkeit unseres Gottes, unserer künftigen Glückseligkeit versicheret, ermunteret von der Gegenwart der göttlichen Majestät, kosten wir schon itzt den Vorschmack der Auferstehung, der wir mit Entzüken entgegen sehen.

Mag doch der launige Sokrates immerhin auf seinen Dämon stolz seyn; Arcesilas, Carneades, Pyrrho und die ganze akademische Sekte ewig mit ihrem Urtheile zurückhalten, und Simonides stets Fristen nachsuchen, um endlich eine bestimmte Antwort zu ertheilen. Wir verachten den Stolz dieser Philosophen, welche von jeher die Sitten verderbeten, und nur beredt waren, um das Laster zu bemänteln. Nach uns besteht die Weisheit nicht in eitelm Geziere, nicht in einer gekünstelten Kleidung, sondern in der Reinigkeit der Seele. Wir suchen unsern Ruhm nicht darinn, daß wir mit lautschallenden Worten große Grundsätze auskramen; sondern daß wir in der Stille große Tugenden üben. Freund! Warum wollen wir die Undankbaren machen? Warum halten wir uns auf, daß sich die Gottheit bey unsern Tagen deutlicher geoffenbaret hat? Lasset uns das Gute, so man uns anträgt, benutzen, den Aberglauben verbannen, die Ruchlosigkeit verfluchen, und allen unsern Sinn, und unser ganzes Herz der Religion widmen.

Cäzil fühlte die ganze Stärke dieser Rede: er stund einige Zeit wie versteinert, ohne ein Wort zu sagen, da; endlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, und sprach: So sehr ich auch zu tadeln seyn mag, so bin ich doch auch dreist genug, mich des Sieges anzumassen. Es ist wahr, Oktavius hat mich, aber ich habe meine Irrthümer besieget.

Findet sich wohl irgend eine unter den Schriften, womit die Ungläubigen, die Freygeister und Philosophen seit so langer Zeit die christliche Welt überschwemmen, was in Rücksicht des Alles, der Erhabenheit, und Feinheit der Gedanken mit Oktavs Rede verglichen werden könnte.

Tertullian.

Alle alte Schriftsteller scheinen sich in die Wette zu beeifern, den Talenten, dem Genie, der Gelehrsamkeit Tertullians, seinen Arbeiten und ihrem Erfolge das erhabenste Lob zu sprechen; er mochte gleich das Christenthum vertheidigen, oder die Abgötterey, die Ketzerey und jede Art Unglaubens bestreiten. Aus allen diesen Schriftstellern wollen wir Niemanden, als das Zeugniß des gelehrten Abtes von Lerins anführen, welcher zweyhundert Jahre nach Tertullianen gelebet hat. Er drücket sich mit diesen Worten aus:

„Was Origenes bey den Griechen, das war Ter„tullian unter den Lateinern, nämlich der größte Kopf sei„ner Zeit, und ein Mann von so ausgebreiteten als ver„schiedenen Kenntnissen. Welch eine erstaunliche Belesen„heit! Welche Einsichten in allem, was die göttlich- und „menschlichen Wissenschaften betrifft! Weltweisheit, philo„sophische Lehrgebäude und Sekten, Geschichte, und alle „Gattungen der Gelehrsamkeit; allen war sein wunderba„res Genie gewachsen, alles wußte er in sich zu vereini„gen. Er war ein wahrhaftig starker Geist, welcher in „seinen Schriften nichts bestritten hat, was er nicht durch „die Kraft seiner Vernunftschlüße zermalmete, oder „durch ihre Scharfsinnigkeit zerstäubte. Was sollen wir „von seiner Schreibart sagen? Seine Gründe sind „so geschickt angereihet, und strömen in solcher Menge aus „seiner Feder, daß er diejenigen, so er durch seine Wohlre„denheit nicht gewonnen hat, durch Ueberzeugung zum Bey„falle zwinget. So viele Worte, so viele Entscheidungen; „so viele Gedanken, so viele Siege über den Irrthum. Dieß „mußten Apelles, Praxeas, Hermogenes, die Ju„den, die Heyden, die Marzioniten, die Knostiker geste-

„hen, deren Gotteslästerungen er durch seine sieghafte „Schriften niedergedonneret hat". Also redet von Tertullianen der gelehrte Mönch und Abt von Lerins. Ich führe noch an, was uns die Geschichte von diesem großen Manne aufbehalten hat.

Er ward zu Karthago aus einer prokonsularischen Familie gebohren. Sein Name war Quintus Septimus Florens Tertullianus. Die Zeit seiner Geburt fiel gegen das Ende von Mark-Aurels Regierung. Noch als Knab verlohr er seinen Vater, der ein Heyde, und Offizier bey dem römischen Heere war. Seine Mutter ließ ihn mit alle der Sorgfalt erziehen, welche sein Stand, und seine treffliche Anlage erfoderten. Die Schule von Karthago war damals sehr blühend, und Tertullian bildete sich unter der Anführung der berühmtesten Lehrer in den schönen Künsten, in der Philosophie und Geschichte. Er studirte auch die Gesetze und die Rechtsgelehrsamkeit, und man glaubt, er habe sich ganz besonders in der gerichtlichen Beredsamkeit ausgezeichnet, weil dieß damals der sicherste Weg war, sich zu Ehrenämtern empor zu arbeiten. Man weiß die Zeit nicht genau anzugeben, wo er den Götzendienst verlassen, und sich zum Christenthume gewendet hat. Dieß weiß man allein, daß er schon ein Christ, und verheurathet war, als er in den ersten Regierungsjahren des Severus aus Afriken zu Rom anlangte. Da er wegen seines schönen Geistes, und des weiten Umfanges seiner Kenntnisse sowohl, als wegen des Glanzes seiner Tugenden schon vorhin bekannt war, erhob man ihn zur priesterlichen Würde, und er unterzog sich zum Besten der Religion mit unermüdetem Fleiße jeder Arbeit.

Die ersten Jahre seiner Regierung war Severus den Christen so ziemlich geneigt, ja es waren ihrer mehrere an seinem Hofe, die er kannte, liebte, und schützte. Aber dieser so günstigen Aussichten ungeachtet, brach bald hernach eine Verfolgung wider sie aus. Denn als der Kaiser gegen das Jahr 200 wider die Parther ins Feld zog,

trug

trug er die Verwaltung des Reiches Plautian dem Präfekt des Prätoriums auf, welcher sich sogleich nach der Abreise des Kaisers wider die Christen erklärte. Dieser Plautian war des kaiserlichen Prinzen Antonin Caracalla Schwiegervater, und seine Verfolgung veranlaßte Tertullians schönstes Werk, jene Schutzschrift für die christliche Religion, welche damals die Bewunderung Roms und Griechenlandes war, und in der Folge der ganzen Welt und aller Jahrhunderte geworden ist.

Diese Schutzschrift ist nicht an den Kaiser, welcher damals schon in Orient war, sondern an diejenigen, welche zur selbigen Zeit die höchste Gewalt im Reiche bekleideten, und vornehmlich an Plautianen gerichtet. Kurz hernach kam auch sein Buch von dem Zeugniß der Seele zum besten der christlichen Religion heraus.

Nach der Ausgabe dieser zwey Werke verließ er Rom, und kehrte wieder nach Afriken zurück, wo die Verfolgung heftig wüthete. Er überreichte auch hier dem Tertullus Skapula, Prokonsul von Afriken, zum besten der Christen eine ernste Vorstellung, darin er sich über die Pflichten der Obrigkeiten die Ungerechtigkeit der Verfolgung, und das traurige Ende einer Menge Verfolger nachdrücklich ausläßt. Da er nicht mit in die Verfolgung verwickelt war, beschäftigte er sich einzig mit Arbeiten zum Nutzen der Religion. Seinem feurigen Eifer haben wir eine Menge lichter und wichtiger Abhandlungen zu verdanken, worinn die Ausschweifungen des Götzendienstes, die Blindheit der Juden, die Irrthümer der Ketzer, und der Heldenmuth christlicher Tugenden mit jener Stärke und jenem Nachdrucke abgehandelt werden, dadurch sich Tertullians Denkungsart so vorzüglich ausnimmt.

Nachdem dieser große Geist mit so viel Nutzen und Ehre für die Religion gearbeitet hatte, verfiel er selbst in die Träumereyen, und Irrthümer der Montanisten, Montan, ein asiatischer Philosoph, hatte nach seinem Ueber-

gange zur christlichen Religion durch seine Frömmigkeit, und die heldenmüthigsten Tugenden die Kirche anfangs sehr erbauet. Das Volk staunte ihn mit Verwunderung an: man folgte ihm, und glaubte, er wäre mit dem heiligen Geiste erfüllet. Dieser Beyfall kützelte seinen Ehrgeiz, und er fieng an, den Lehrmeister im Glauben zu machen, und da er immer an überspannten Tugenden Geschmack gefunden hatte, verdammte er die zweyte Heyrath, verdoppelte Fasten und Abbruch, und behauptete, daß man die Hurer und Ehebrecher, und welche in einer Verfolgung vom Glauben abgefallen wären, nie wieder zur Buße und Aussöhnung zulassen dürfe. Endlich lehrete er, das Versprechen von der Sendung des heiligen Geistes habe in den Tagen der Apostel nur zum Theile Statt gehabt; erst zu seinen Zeiten sey es nach seiner ganzen Fülle zur Wirklichkeit gediehen. Zu Folge dieser seiner Lehre machte er keine Schwierigkeit, sich selbst den Tröster zu nennen.

Montans Sittenlehre harmonirte zu sehr mit Tertullians Geschmacke und Charakter, daß er sie nicht hätte annehmen sollen. Von Natur aus hart, streng, durchgängig für das Uebermäßige, unter dem Vorwande der größern Vollkommenheit, eingenommen, war ihm diese Sittenlehre willkommen. Und als Montan von dem heiligen Papste Zephyrin verdammet wurde, lehnte sich Tertullian wider dieses Urtheil auf, und schrieb mit der größten Hitze und Bitterkeit wider die Kirche. Weil er aber Montans Lehrsätze in seinem schönen Buche von den Verjährungen verdammet hatte, gab er sich itzt alle Mühe, diesen Wankelmuth in seiner Schrift von der Ehrbarkeit zu rechtfertigen. Man wird mich etwa eines Leichtsinnes beschuldigen, schreibt er, daß ich eine Gemeinde verlassen habe, zu der ich mich vorher gehalten hatte. Aber ist denn einer Gemeinde entsagen, der Beweis eines Irrthumes? Ist man der Gefahr zu irren bey einer großen Anzahl nicht weit mehr ausgesetzet, weil die Liebe der Wahrheit stets der Antheil des kleinen Häufchens ist? Die Leichtsinnigkeit,

keit, welche man mir Schuld giebt, bringt mir so wenig Schande, als mir meine erste Gesinnungen Ehre bringen. Ich erröthe über Irrthümer nicht, denen ich entsaget habe: denn ich tröste mich mit dem Bewußtseyn, daß ich sie verworfen, und itzt reiner und tugendhafter, wie vorher, geworden bin.

Tertullian starb in sehr hohem Alter, und in allen folgenden Jahrhunderten ist er ein Gegenstand der Bewunderung seines Genies und seiner Talente halben, und des Mitleidens wegen seiner unüberwindlichen Hartnäckigkeit gewesen.

Entwurf

der Werke Tertullians.

Tertullians Werke nehmen sich vorzüglich durch die Kraft und Bestimmtheit der Schreibart, die unwiderstehliche Stärke seiner Vernunftschlüße, und eine alles umfassende Belesenheit aus. Die Griechen, ob sie schon von den Abendländern eben nicht vortheilhaft denken, achteten sie sehr hoch, wie aus den Schriften Eusebs von Cäsareen erhellet. Wir wollen von einiger seiner Werke einen Auszug hersetzen.

Tertullians Schutzschrift.

Nie ist wohl die Sache der Religion mit mehr Anstand und Nachdrucke vertheidiget, nie die Ungerechtigkeit der Verfolgungen, das Abgeschmackte und Lächerliche der heydnischen Religion durch stärkere Gründe aufgedecket worden, als in dieser Schutzschrift des großen Tertullian. Auch wird man nirgend als in dieser Schrift ein so glänzendes Gemälde von der Heiligkeit des Christenthumes, und der

Sit-

Sittenreinigkeit seiner Anhänger finden. Ich habe schon oben erwähnet, daß sie in des Kaisers Abwesenheit den Reichsverwesern sey überreichet worden; und diese Erinnerung ist zum Verstande des Einganges dieser Rede nöthig. Sie fängt sich also an: „Wenn ihr, die man an das Steuerruder „der Reichsverwaltung gestellet hat, und bey denen die höchste Gewalt hinterleget ist, euch die Sache der Christen „nicht von der ganzen Welt zu untersuchen getrauet; wenn „euch eine übel verstandene Furcht oder Schaam von Erfüllung der Gerechtigkeitspflichten abhält; wenn man uns „über gehäßige, im Dunkeln ausgebrütete Anklagen keine „Rechtfertigung gestattet; so muß es die Wahrheit doch wagen, durch den geheimen Weg dieser Schutzschrift bis vor „euch zu gelangen."

„Diese Wahrheit hat zu ihrer Vertheidigung nicht „nöthig, sich zum Bitten und Flehen herabzulassen. Die „Verfolgung kömmt ihr eben nicht unerwartet. Sie weiß, „daß sie auf der Erde ein Fremdling ist; und wie leicht erklärt man sich gegen das, was fremd in einem Lande ist? „Aber sie schwingt sich Himmel an. Dort findet sie ihren „Ursprung, ihren Platz, ihre Vortheile, und ihre Würde. „Sie fürchtet nichts, als verdammt zu werden, ehe man „sich die Mühe gegeben hat, sie zu kennen."

„Und welch ein Eingriff in eure Gesetze wäre es denn „endlich, so ihr die Wahrheit anhören solltet? Wird es „etwa euren Gesetzen großen Vorschub geben, falls ihr diese Wahrheit, ohne sie angehört zu haben, verdammet? „Ist ein solcher Schritt nicht die größte Ungerechtigkeit! „Verrieth dieß nicht ein großes Verderbniß von Seite der „Richter, wenn sie keine Kenntniß von einer Rechtssache „nehmen wollten, welche sie wohl nie würden verdammet „haben, wenn sie selbe gebührend erkannt hätten?"

„Das erste Mittel unserer Vertheidigung ist die Un„gerechtigkeit eures Hasses gegen den christlichen Namen. „Die Ursache selbst, die ihr eure Ungerechtigkeit zu bemän-

teln

„kein angebt, machet euch noch sträflicher. Man weiß ja „nicht, sprechet ihr, was ein Christ sagen will. Aber kann „man sich eine größere Unbilligkeit denken, als hassen, was „man nicht kennet, sollte auch die Sache in sich hassens„würdig seyn? Und so lange man nicht weiß, ob eine Sa„che Haß verdienet, kann man wohl behaupten, daß solch „ein Haß billig ist?"

Um die ganze Ungerechtigkeit dieses Hasses recht fühlbar zu machen, zeiget er, daß man an den Christen nie ein Laster, sondern stets ihren bloßen Namen verfolget hat. Er beweist es aus dem Zeugnisse der Heyden selbst, welche wenn sie einen rechtschaffenen Mann sehen, der das Heydenthum verläßt, und zu den Christen übergeht, zu sagen pflegen: Lucius, Cajus war ein tugendhafter Mann; immer Schade, daß er ein Christ geworden ist. Er hält sich über Trajans Entscheidung auf, welcher, da er die Christen aufzusuchen verboth, sie eben darum für unschuldig erklärte: und doch verordnet er, selbe, wenn sie angegeben würden, zu strafen, als ob sie in der That schuldig wären. Er decket vor allen Augen die ganze Bosheit der Richter auf, welche die Missethäter, als Meuchelmörder, Giftmischer, Blutschänder, eben so, wie die Christen auf die Folter spannen; jene, um ihnen das Geständniß ihrer Laster abzunöthigen, und diese, um sie zur Verläugnung ihres Namens zu zwingen. Man verfolgt demnach nichts wie den Namen, nicht aber ein Verbrechen an ihnen. Man lese nur die Urtheile, welche wider sie ergangen sind. Darinn ist von Blutschande, von Meuchelmorde, oder sonst einem Laster keine Rede. Ihr Name ist ihr einziges Verbrechen.

Er schließt mit diesen nachdrücklichen Worten: Seht, Römer! euer gerichtliches Verfahren mit uns. Ihr getrauet euch keine Untersuchung über unsern Wandel anzustellen, aus Furcht, keinen Beweis der wider uns angebrachten Beschuldigungen zu finden. Indessen spannet man uns auf die Folter, wenn wir

uns

uns Christen zu seyn erklären: verharren wir bey diesem Geständnisse, so tödtet man uns; schwören wir diesen Namen ab, so sind wir losgesprochen. Auf den Namen allein ist es gemünzet.

Aber sagen die Heyden, es giebt Gesetze wider die Christen. Und wer sind, antwortet Tertullian, die Urheber dieser Gesetze gewesen? Ein Nero, ein Domitian. Was Nero, dieses Ungeheuer, in die Acht gethan hat, muß gewiß gut und vortrefflich seyn. Und zudem, wie viele Gesetze, welche gewiß nützlich waren, werden nicht mehr beobachtet? Wie viele, deren Mängel man eingesehen hat, sind wieder aufgehoben worden? Es herrschet in dieser ganzen Stelle viel Stärke im Beweise führen, und eine große Belesenheit.

Um die Vorwürfe abzulehnen, welche die Heyden den Christen über das, was in ihren Versammlungen vorgeht, machen, schreibt Tertullian: Mir genüget nicht, bloß die Unschuld der Christen in Rücksicht dieser Vorwürfe aufzudecken: sondern ich will die Beschuldigungen gegen unsere Widersacher selbst kehren: ich will zeigen, sie bürden uns fälschlich auf, als begiengen wir in Geheim, und im Dunkeln, was sie öffentlich in aller Welt Augen ausüben. Sie lassen sich alle das zur Schuld kommen, weßwegen sie uns so ungerechter Weise als abscheuliche, lasterhafte, abergläubige Leute, als den verächtlichsten Auswurf der Menschheit behandeln. Diese ganze Stelle ist wegen der Nachrichten von den Sitten, Opfern, und Gebräuchen der heydnischen Nationen von großer Wichtigkeit.

Ihr bethet die Götter nicht an; ihr opferet für die Kaiser nicht. Demnach seyd ihr der Gottlosigkeit, und des Lasters der beleidigten Majestät schuldig. Dadurch suchen die Heyden ihre Verfolgungen wider die Christen zu beschönigen. Man wird hart in einem Schriftsteller so viel Saltz, als in den Beobachtungen und Anmerkungen finden, welche Tertullian über den Ursprung

das

das Leben und den Wandel der Götter, über die Gebräuche und Ceremonien des Götzendienstes, und über die Weise machet, wie von diesen Göttern selbst ihre Anbether denken. Die Regeln einer Zergliederung gestatten mir nicht, mich weitschichtiger über das auszulassen, was in Rücksicht dieser Gegenstände durch sieben bis acht Hauptstücke vorkömmt. Es lohnet sich die Mühe, im Original selbst nachzusehen.

Nach diesen Betrachtungen stimmt der Verfasser einen erhabnern Ton an. Sprache und Gründe sind sieghaft, wenn er die Christen wegen der Anklage der Gottlosigkeit rechtfertiget. Wir bethen, spricht er, den alleinigen Gott an, welcher, um sich zu offenbaren, die ungeheure Masse aller Wesen aus Nichts schuff. Sein Wort hat befohlen, seine Allmacht den Befehl vollzogen, seine Weisheit alles geordnet; seine Größe giebt ihn dem Menschen zu erkennen, und doch bleibt er dem Menschen unbekannt. Des Menschen größtes Laster besteht darinn, daß er jenen nicht erkennet, der sich nicht mißkennen läßt. Nach dieser prächtigen Ankündigung, was jener Gott sey, welchen die Christen anbethen, führt er die einleuchtendesten Beweise von alle dem an, was uns die heiligen Bücher von Gott lehren, deren Alther, Aechtheit und Majestät er zeiget.

Man beschuldigte die Christen auch des Hochverrathes, weil sie an den Opfern nicht Theil nahmen, welche man für die Kaiser entrichtete, bey ihren Genien nicht schwören, und sie nicht Götter nennen wollten. Wir werden einige Stellen aus den Antworten ausheben, welche Tertullian auf diese Anklage giebt.

„Lasset uns auf den zweyten Vorwurf, auf das La„ster der beleidigten Majestät kommen, dessen ihr uns be„schuldiget. Es ist hier von einer Majestät die Rede, „welche weit erhabner und ehrwürdiger, als eure Gottheiten

„ten ist. Ihr laßet bey den Opfern der Kaiser mehr Ehr„furcht blicken, und wisset euch dabey weit schlauer zu ver„stellen, als wenn das Opfer selbst den Jupiter gilt. Ihr „thut auch ganz wohl daran; denn ihr werdet den großen „Abstand kennen, welcher zwischen eurem Jupiter, und ei„nem Cäsar ist? Aber dabey verrathet ihr auch eure Gott„losigkeit, da ihr eine menschliche Gewalt mehr, als die „Gottheit fürchtet. So machet ihr auch weniger aus ei„nem Meyneide, wenn ihr bloß bey euren Göttern, als „wenn ihr bey dem Namen des Kaisers falsch geschworen „habt."

„Beweiset uns, daß jene Götter, denen ihr für das „Heil des Kaisers opferet, in der That Macht ihn zu schü„tzen und zu retten haben, und denn beschuldiget uns des „Hochverrathes. Aber welche Gewalt haben wohl diese „Götter? Sie können ja nicht einmal ihre Statuen, ihre „Tempel und Bilder gegen Diebe schützen. Die Kaiser „müßen ihnen ihre Wachen leihen. Sie stehen demnach „unter dem Schutze der Kaiser, geschweige, daß die Kai„ser von ihnen Schutz erwarten könnten."

„Wir hingegen rufen für das Heil der Kaiser den ewi„gen, alleinigen: und wahren Gott an, dessen allgewal„tiger Schutz für sie unendlich wichtiger ist. Diese Herren „der Welt haben Niemanden, als diesen Gott über sich: „über eure Götter sind sie weit erhoben. Zu ihm, dem al„lerhöchsten Herrn Himmels und der Erde schicken wir un„sere heißesten Wünsche, und das aufrichtigste Gebeth für „die Kaiser ab. u. s. f.

Hier zeigt Tertullian in auffallenden Gegensätzen, was die Christen, und was die Heyden in diesem Fache thun. Einerseits herrscht die reinste Andacht, der aufrichtigste Eifer, die ehr: und lobwürdigste Unschuld, und anderseits bey den Opfern und festlichen Anläßen der Heyden alle Ausschweifungen des Muthwillens, der Geilheit, der Schwelg: und Völlerey, der Pracht und Eitelkeit. Die

um:

umständlichere Aufschlüße, welche der Verfasser über alle diese Stücke giebt, sind überaus unterhaltlich.

„Ich werde mich wohl hüten, fährt er fort, einen „Kaiser Gott zu nennen, weil ich nicht lügen kann, und „seiner nicht spotten will. Er weiß ja selbst, daß er ein „Mensch ist, und der unendliche Abstand zwischen Gott „und einem Menschen kann ihm nicht unbekannt seyn. In „dieser Absicht steht, wenn er nach gemachten Eroberun„gen, und erfochtenen Siegen im Triumphe zu Rom ein„fährt, ein Weiser hinten auf seinem Wagen, und ruft „ihm zu: Denke, daß du ein Mensch bist!"

Nach dieser Vergleichung der Frömmigkeit der Chri„sten bey dem Gebethe, welches sie für den Kaiser verrich„ten, mit der Ausgelassenheit der Heyden bey ihren Opfern und Festen, stellet er noch eine andere weit auffallendere an, und hält die Treue der Christen, welche sie diesen Für„sten, ob selbe schon ihre Verfolger sind, beweisen gegen den aufrührisch- und mörderischen Frevel der Heyden, dadurch sich diese so oft wider die geheiligte Person ihrer Regenten vergriffen haben.

„Wie häufig, spricht er, sind die Beyspiele ermorde„ter Kaiser, und aufrührischer Unterthanen? Ist wohl je „unter diesen Meuchelmördern ein Christ gewesen? Und „wer sind dann diese Christen, welche man vor die Rich„terstühle schleppet, und als Feinde des Staates verfolget? „Indessen wie fürchterlich wären wir, so wir uns vertheidigen und rächen wollten? Wir sind erst seit gestern ent„standen, und schon wimmelt es in Flecken und Städten, „in den Festungen und Kolonien, in den Zünften und Rot„ten, im Palast, im Senate und bey Gerichtshöfen von „uns. In eure Tempel allein kommen wir nicht, und an „den rasenden Auftritten eures Cirkus, an der Ausgelas„senheit eurer Schaubühne, an der Grausamkeit eurer „Kampfplätze und an der stolzen Pracht eurer Feste nehmen „wir keinen Antheil." Bey dieser Gelegenheit stellet er

das rührendste Gemälde des Lebens, der Sitten und Religionsübungen der Christen bey ihren Versammlungen auf.

Der letzte Vorwurf, welchen die Abgötterey den Christen machte, bestund darinn, daß sie für die Welt unnütze Leute wären. Tertullian hält sich anfangs in seiner Antwort bloß an solche Gründe, welche ihm die gesunde Vernunft, und der schlichte Menschenverstand darbiethet; dann fällt er in seinem beißenden Ton, und sagt: „Es ist wahr, „es giebt Leute, welche mit Wahrheit sagen können, daß „wir nichts nütze sind; nämlich diejenigen, so öffentliche „Gelegenheitshäuser zum Huren und zum Schwelgen hal„ten; welche Metzen miethen, oder in Dienst zu ihnen tre„ten, nicht minder die Meuchelmörder, die Straßenräuber, „die Giftmischer, die Wahrsager, die Taschenspieler. Wohl „Schade für die menschliche Gesellschaft, daß wir mit die„sem Schlag Leute nicht in Verbindung stehen!“

Endlich sagten einige zwar minder heftige, aber eben so unglaubige Heyden: Die Christen hätten zwar hier und da ziemlich gute Grundsätze: aber um deswillen könne man ihre Religion noch für keine göttliche anerkennen. Auch Philosophen die Menge hätten über die Tugenden gleiche Sprache mit ihnen geführet. Höchstens dürfte man die Christen für eine philosophische Sekte gelten lassen.

Aber (versetzt Tertullian) wenn man uns in Rücksicht der Lehre, und Meynungen mit den Philosophen vergleicht; warum gönnet man uns nicht eben die Freyheit und Sicherheit, wie ihnen? Warum hält man sie nicht zu eben den Pflichten an, denen wir uns nicht entziehen können, ohne Lebensgefahr zu laufen? Wer zwingt die Philosophen den Göttern zu opfern, oder bey des Kaisers Genius zu schwören? Sind sie nicht im Gegentheile die Ersten, welche euren Göttern zu Leibe gehen, sich über euren Aberglauben lustig machen, und wider

die

die Fürsten losziehen? Und sie dürfen auf euren lautesten Beyfall rechnen. Anstatt sie den wilden Thieren vorzuwerfen, richtet ihr ihnen Bildsaulen auf, und bereicheret sie mit eurem Gelde. Eure Philosophen tragen euch die Wahrheit nicht anders vor, als so, wie es die Affen thun würden. Sie verfälschen dieselbe, weil sie bloß ihre eigene Ehre dabey suchen.

Hierauf folgt eine ziemlich umständlich: und unterhältliche Schilderung der Irrthümer und Ausschweifungen, in welche die Philosophen großentheils gefallen sind. |

Der Schluß dieser Schutzrede ist viel zu schön, als daß wir nicht einige Züge davon ausheben sollten. „Ihr „saget uns; Warum klaget ihr denn über Verfolgungen, „wenn ihr die Verfolgung liebet? Wir lieben sie, antwor„tet Tertullian, wie der Soldat den Krieg. Kömmt es „zur Schlacht, so wandelt auch den Herzhaftesten ein „Schauer an; indessen kämpft man doch aus allen Kräf„ten, und der Sieg bringt der Seele wieder Freude. — „Wir streiten für die Wahrheit, vor den Richterstühlen, „zu denen man uns hinschleppet. Wir siegen, falls wir „lieber sterben, als sie verrathen wollen. Die Ehre dieses „Sieges ist ein beyfälliger Blick unseres Gottes, und die „Krone einer unsterblichen Glückseligkeit. Nennet uns im„merhin Galgenstricke, und Reisigbündel, weil ihr uns le„bendig verbrennet. Dieß da sind die Palmen, deren wir „uns rühmen, dieß sind unsere Triumphwägen. Ihr be„handelt uns als verzweifelte, und tollsinnige Waghälse. „Und doch bestimmet ihr sonst diesem Heldenmuthe die „größten Ehren und die herrlichsten Titel. In welcher „Achtung stehen nicht bey euch ein Scävola, ein Em„pedokles, ein Anaxarchus, ein Leänas, ein Zeno „von Eläa. Ihr richtet ihnen Bildsäulen auf; ihr gra„bet ihre große Thaten in Erz und Marmor, und weihet „sie der Unsterblichkeit ein. Wir legen eben den Muth „für die göttlichen Wahrheiten zu Tage, und uns behan„delt

„delt ihr, als wahnsinnige Leute. Wohlan, ihr würdi„gen Beherrscher der Welt! erbettelt den Beyfall des Vol„kes durch die christlichen Schlachtopfer. Folteret, peini„get, verbrennet, metzelt und zermalmet uns. Eure Un„menschlichkeiten sind der Beweis unserer Unschuld. Aber „was ist am Ende der Erfolg von diesen ausgesuchtesten „Grausamkeiten? Je mehr man uns beschneidet, um so „heisiger treiben wir, und das Blut der Märtyrer ist der „Same neuer Christen."

„Diese Halsstärrigkeit, wie ihr sie nennet, gewinnt „uns Proseliten. Man kann nicht Augenzeuge von diesen „Vorfällen seyn, ohne daß man gereitzet würde, zu unter„suchen, welche Bewandtniß es doch mit dieser Religion „haben mag. Untersucht man sie aber mit arglosem Her„zen, so nimmt man sie an, und hat man sie einmal an„genommen, so verlangt man alles zu leiden, um für sich „durch sein Blut und Gottesgnade die Vergebung aller „Sünden zu erkaufen; denn dieß alles gewinnt und ver„dient man durch das Marterthum. Seht warum wir „euch für eure Verhaftbefehle wider uns noch Dank „wissen. Nichts ist so verschieden, wie Gottes, und der „Menschen Urtheile. Während ihr uns hienieden ver„dammet, spricht uns Gott dort oben los."

Welches Feuer! welch eine Kraft! Nur eine göttliche Religion konnte sie einflößen. Liefern uns wohl die heutigen Vernünftler, Freydenker und Philosophen etwas, das sich mit diesem Werke messen darf? Das ganze Stück, ist in diesem Geschmacke geschrieben. Doch muß man sich in den lateinischen Schriftstellern wohl umgesehen haben, wenn man diese Schutzrede in der Sprache des Verfassers lesen will. Er wird zuweilen wegen seiner gekünstelten Kürze, und der sonderbaren, wenig gebräuchlichen Worte halber, räthselhaft und dunkel. Abt Gouncy hat eine gute französische Uebersetzung dieser Schutzrede geliefert.

Von dem Zeugnisse der Seele.

Tertullian ruft in seiner Schutzschrift, da er auf die Einheit Gottes zu reden kömmt, mit seinem gewöhnlichen Feuer aus: O mächtiges Zeugniß der Seele, welche von Natur christlich denkt? Eben dieser Gedanke, welcher auf eine überaus sinnreiche Weise ausgeführet wird, gab den Stoff zu gegenwärtigem kleinen Werke, Der Verfasser nimmt es mit einer Seele auf, welche das Licht der Vernunft allein beleuchtet, welche nichts von den vielen Lehrgebäuden und Zänkereyen der Philosophen weiß, und sich so ganz nach dem Triebe der lieben, schlichten Natur ausdrücket. Diese Seele stellet er zur Rede, was sie über den wichtigen Glaubenssatz von der Einheit Gottes denke, und führet bey dieser Gelegenheit alle die Redensarten an, welche bey den Heyden im Schwange giengen, und zum Beweise dieser Wahrheit dienen.

Die Anbether der Götter, spricht der Verfasser, sind auf uns nicht gut zu sprechen, weil wir einen einzigen Gott, den Schöpfer und unbekränzten Schiedrichter aller Dinge verkündigen. Habe die Gefälligkeit, und sage du uns, aufrichtige, unbefangene Seele, deine Gedanken über diesen Gegenstand. Höret man nicht alle Tage dich sprechen? Das hat mir Gott bescheret. Wills Gott. u. s. f. Legest du nicht dadurch das Bekenntniß eines einzigen Gottes ab? Wie oft sagst du nicht: Wie gut ist Gott, der uns mit Wohlthaten überhäufet? Bittest du Gott nicht auf eben die Weise um seinen Segen, wie ihn der Christ bittet? Was ist gemeiner, als die Worte: Gott sieht alles: Das stelle ich dem Willen Gottes anheim. Gott wird dieß vergelten. Gott wird zwischen mir und dir richten? Wie kömmt es, daß ihr euch so, wie wir ausdrücket, da ihr doch keine Christen seyd? Selbst in euren Tempeln, mitten unter euren Götzen, vor den Bildsäulen Jupiters, Aeskulaps, der Isis und Minerva, mitten unter den Teufeln, de-

nen ihr räucheret, huldiget ihr dem Gotte, welchen wir anbethen.

Er fährt fort, noch mehr ähnliche Fragen an diese Seele zu stellen, und nöthiget ihr das Bekenntniß ab, daß sie an ein kommendes Leben, an ewige Peinen und Freuden, an die Unsterblichkeit, und alle die Lehrsätze glaubt, welche nach den Christen der Grund sittlich- und religiöser Tugenden sind. Diese Gesinnungen, und Begriffe sind einfach, sind allgemein; sie kommen von der Natur, oder besser zu reden, von dem Urheber der Natur. Die Natur ist der Lehrmeister, und die Seele der Schüler, und so man weiter und weiter hinansteigt, findet sichs, daß alles von Gott kömmt. Hierauf folgen sehr wichtige Anmerkungen über diese Empfindungen und Wahrheiten.

Der Verfasser schließt mit den merkwürdigen Worten: Es giebt demnach jede Seele eben den Wahrheiten das Zeugniß, deren Verkündigung man uns verbiethet. Jede Seele ist denn zugleich strafbar, und Zeuge; strafbar durch ihre Sitten, und Zeuge durch das Geständniß der Wahrheit. Aber was wird einst das Loos einer solchen Seele „seyn, wenn sie vor dem höchsten Richter erscheinen, und „hören muß: Du erkanntest deinen Gott, und suchtest ihn „nicht; Du verfluchtest die Teufel, und machtest sie zum „Gegenstande deiner Anbethung: du ahndetest ein Gericht, „und glaubtest nicht daran; du kündigtest ewige Strafen an, „und thatest nichts, um ihnen zu entgehen; du dachtest wie „die Christen, und verübtest an ihnen die unmenschlichsten „Grausamkeiten.“

Abhandlung wider den Hermogenes, oder von der Ewigkeit der Materie.

Nie ist wohl die ungereimte Meynung von der Ewigkeit der Materie mit glücklicherm Erfolge bestritten worden, als

es

es Tertullian in diesem Werkchen thut. Hermogenes hatte dem Christenthume entsagt, und sich bey der Philosophen Sekte anwerben lassen. Er verließ die Kirche, die Akademie, und den Portikus, und trat den Stoikern bey, welche sagten, daß die Materie stets gewesen, und ohne Anfang und Ende sey, und Gott sich ihrer bedienet habe, da er unserer Welt ihre gegenwärtige Gestalt gab.

„Gott, sagten sie, da er alle Dinge schuff, hat sie „entweder aus sich selbst, das ist, aus seiner Natur, oder „aus dem Nichts geschöpfet; oder er verwendete etwas da„zu, was schon vorher sein Daseyn hatte. Nun konnte er „aus seiner Natur die Dinge nicht schöpfen, weil selbe ein„fach, unwandel- und untheilbar ist. Eben so wenig „kann er sie aus Nichts erschaffen haben: denn da er gut, „ja unendlich gut ist, kann und will er nichts hervor„bringen, was nicht seiner Güte, und Weisheit entspricht. „Indessen findet sich viel Böses in seinen Werken: wie „kömmt das? Von dem Willen und der Wahl Gottes „kann es nicht kommen, es muß daher wohl von der Ma„terie kommen, deren sich Gott diese Welt zu gestalten „bedienet hat. Folglich ist die Materie ewig."

Tertullians Antworten könnten nicht richtiger, bestimmter und scharfsinniger seyn.

Die erste Eigenschaft der Gottheit, schreibt er, ist die Ewigkeit seines Daseyns. Sie würde aber keine Eigenschaft Gottes mehr seyn, sofern die Materie ewig wäre. Die Wahrheit, welche uns einen einzigen Gott zuzulassen zwinget, nöthiget uns auch zu gestehen, daß alles, was ihm eigen ist, ihm so eigen seyn muß, daß es sich sonst nirgend, wie in ihm finden kann. Wie soll die Materie ewig seyn?

Vergeblich sagt uns Hermogenes, um die Rechte der Gottheit zu retten, daß ja Gott einzig, der Erste, der Höchste und die Quelle von allen sey, was da immer ist. Aber antwortet Origenes, ist denn nicht auch die

Materie mit Gott die Erste aus allen, und der Ursprung von allem? Sagt er, die Materie könne mit Gott nicht verglichen werden, weil sie unter Gott, und weniger als er ist; so erwiedert Origenes; Was ewig und unerschaffen ist, ist aller Veränderung unfähig, und kann keine Stuffe tiefer herabsinken. Gott und die Materie sind demnach einander gleich: sie wie er kann sagen: Ich bin die Erste; ich bin vor allen; durch mich ist und besteht alles. Wer darf es wagen, mich Gott nachzusetzen, da wir beyde, ich und er, ohne Anfang, ohne Ende, und ohne Ursprung sind? Endlich giebt Hermogenes zu verstehen, daß Gott ohne Materie nicht allmächtig wäre, weil er ohne sie nichts würde erschaffen können. Hierinn bethet er die Träumereyen der Philosophen nach, welche die Patriarchen aller Ketzer sind.

Wird etwa Hermogenes sagen: Gott bediene sich der Materie, wie sich ein Künstler der Dinge bedienet, die ihm zugehören? Aber wie kann er sich eines Rechtes über die Materie anmaßen, welche in Rücksicht ihres Daseyns von ihm unabhängig ist? Man kann kein Recht über eine Sache haben, als aus dem Titel des Eigenthumes, der Gnade, oder der Gewalt. Das Eigenthumsrecht hat Gott wegen der angeführten Gründe nicht; und die zween andere Titel liefen wider die Majestät und Heiligkeit Gottes, welcher keine Gnade annehmen, und keine Gewaltthätigkeit ausüben kann.

Die Materie, sagt Hermogenes, ist der Ursprung des Bösen. Aber versetzt Tertullian, wie kann die Materie böse seyn, und der Ursprung des Bösen werden? Wie kann, was ewig, unabhängig und unwandelbar ist, böse seyn? Und wäre es böse, wie könnte man es überwinden? Und wenn es unüberwindlich wäre, wie könnte man sich dagegen vertheidigen? wie könnte Gott diejenigen strafen, welche sich hätten besiegen lassen?

Ueberdieß; so fern diese Materie böse ist: wie hat Gott mit dieser bösen Materie etwas Gutes machen können? Wollte man sagen, sie enthalte den Samen des Guten und des Bösen: so könnte man auch das Gute Gott, als Urheber, nicht mehr zuschreiben. Gutes und Böses käme auf die Rechnung der Materie, als welche den Stoff zu beyden hergeliehen hätte. Aus einem solchen Satze ließen sich die entsetzlichsten, und für die Gottheit schimpflichsten Folgen abziehen.

Sagte aber jemand mit dem Hermogenes, die Materie enthalte für sich selbst nichts Gutes; sondern was Gut an den Geschöpfen ist, das habe Gott durch seine Allmacht in selbe gesenket: denn könnte man seine eigene Einwürfe wider ihn wenden.

Denn so die Materie nichts Gutes enthält, hat auch das Gute von der Materie nicht entnommen werden können. Hat es aber aus der Materie nicht entnommen werden können, so ist es aus Gott gekommen. Wenn es aber, wie Hermogenes aus seinen Grundsätzen bewiesen zu haben glaubte, aus dem unwandel- und untheilbaren Gotte nicht kommen kann, so muß es wohl aus dem Nichts hervorgerufen, oder erschaffen worden seyn: und könnte das Gute aus nichts erschaffen werden, warum soll das Böse nicht Einen und denselben Ursprung haben können. Warum gesteht man nicht lieber, daß Gott alles aus Nichts erschaffen hat? — Man trägt Bedenken, das Böse aus dem Nichts kommen zu lassen, aus Furcht, auf diese Weise Gott selbst zum Urheber des Bösen zu machen. Aber macht man die Materie zur Quelle des Bösen, wird wohl durch diesen Ausweg die Heiligkeit Gottes gerettet? Man könnte doch immer sagen, das Böse, welches nun einmal existirt, sey entweder eine Folge seines Willens, wenn er es verhindern hätte können, und nicht verhindert hat; oder eine Folge seiner Unvermögenheit, falls er es gern verhinderet hätte, ohne es verhindern zu können. Man muß diese Schrift selber lesen, um zu sehen, wie der Verfasser die Reihe seiner Vernunftschlüße auseinander setzet.

Hermogenes mag sich krümmen und winden, wie er will, so wird er doch am Ende gestehen müßen, daß Gott der Urheber des Bösen wird, so bald er das Böse aus der Materie entspringen läßt, weil jener der Urheber des Bösen ist, welcher die bösen Dinge erschaffen hat; und auch die Materie ist des Bösen Urheber, weil das Böse aus ihrem Wesen entsprungen ist. Hermogenes verwickelt sich demnach in Ungereimtheiten, denen er nicht entgehen kann, er gestehe denn, Gott habe alles aus nichts erschaffen.

Der unerschütterliche Glaubenssatz heißt: Gott ist einzig, weil er allein ist; und er ist nur aus der Ursache allein, weil nichts mit ihm war, und alles erst durch seine Allmacht geworden ist. So hat er dann alles aus Nichts erschaffen, Das saget uns die Vernunft; das lehren uns die heiligen Bücher. Auf diese Beweise folget eine sehr sinnreiche Auslegung über den Anfang des Buches der Schöpfung und das erste Kapitel des Evangelium Johannis, wo Tertullian das Abgeschmackte von Hermogenes, und aller derjenigen Lehrgebäude anschaulich aufdecket, welche eine ewige Materie zulassen.

Abhandlung
von den Verjährungen.

Die Abhandlung von den Verjährungen ist ein Gegengift und Verachtungsmittel gegen die Verführung und das Aergerniß der Ketzereyen. Sie besteht aus zween Theilen. Der erste ist ein vorläufiger Unterricht, oder wie ihn Tertullian selber nennet, eine Vorrede, darinn er zeigt, was die Ketzereyen und Ketzer sind. In dem Zweyten beweist es aus unwiderleglichen Gründen, daß man sich mit den Ketzern in keinen Wortkampf einlassen, noch die strittigen Punkte mit ihnen nach der Schrift prüfen soll: sondern bloß die Erblehre und das Ansehen der Kirche müße man ihnen vorhalten. Er hat für diese Abhandlung die Aufschrift: Verjäh-

jährungen wider die Ketzer, gewählet; weil alles, was sie wider die Richtschnur und den Grundsatz einwenden, davon sich kein Christ entfernen kann, nicht annehmlich ist. Das Werk fängt sich also an:

„Der gegenwärtige Zustand der Kirche machet mirs „zur Pflicht, daß ich die Gläubigen warne, sich durch die „Ketzereyen nicht irre machen zu lassen, welche unter uns ih„ren Schlangenkamm empor heben. Denn entstehen sie, „so weiß man ja auch, daß sie vorher sind angekündiget „worden, und bringen sie einige um den Glauben, so ge„schieht es, weil der Glaube durch die Versuchung muß „geprüfet und befestiget werden. Ohne Grunde hat man „sich demnach geärgeret, daß die Ketzereyen so mächtig ge„worden sind. Mußte es uns nicht weit mehr verwundern, „wenn es gar keine Ketzereyen gäbe? Sie sind mächtig; „aber nur gegen einige, deren Glauben schwach ist: gegen „die, welche stark in dieser Gabe Gottes sind, vermögen sie „nichts. Spricht man: Wie haben doch Leute, welche man „für so klug, so aufgeklärt, und einsichtig hielt, diesen „Schritt thun können? So ist die Antwort leicht: Man „muß jene weder für klug, noch für einsichtig, oder aufge„klärt halten, welche sich von der Ketzerey verführen lassen. „Und endlich, ist es dann gar so auffallend, wenn Leute, „welche eine Zeit lang die rechte Bahn gewandelt haben, „in der Folge ausgleiten?" Der Verfasser führet mehrere „Beyspiele, und am Ende den Verräther Judas an.

Hernach zeiget er, daß J. C. in seinem Evangelium, und die Apostel in ihrem Sendschreiben die Ketzereyen, die falschen Propheten, die Wölfe in Schafpelze gehüllt, angekündiget, und gelehret haben, wie man sich dagegen verwahren muß. Er zeigt, mit welchen Farben der heilige Paulus die Ketzereyen geschilderet, und wie er sie verdammet hat, welche beynahe durchgängig einer thörichten Philosophie ihren Ursprung zu verdanken haben. Aber, sagt er, kann wohl zwischen Athen und Jerusalem, zwischen dem Lyceum und der Kirche, zwischen Ketzern und Chri-

sten

sten ein Verhältniß Statt haben? Nachdem Christus einmal gelehret hat, findet kein Vorwitz, und nach der Verkündigung des Evangeliums keine Untersuchung mehr Platz.

Jesus Christus spricht: Suchet, und ihr werdet finden. Diese Worte sind jenen Völkern gesagt, welche zum Glauben berufen sind. Aber was muß man suchen? Wann muß man suchen? Wie weit muß man mit der Untersuchung gehen? — Was Jesus gelehret hat, das muß man suchen; und hat man es gefunden und geglaubt, so muß man stille halten. Der Glaube macht allen weitern Untersuchungen ein Ende. Oder wollte man etwa bey dem Ebion, Simon, Valentin, Apelles oder Marcion nach der Wahrheit forschen? Aber alle diese sind in ihren Lehrsätzen unterschieden, und suche ich bey ihnen nach, so ist es ein Zeichen, daß ich gar keinen Glauben, oder so ich je einen gehabt, ihn itzt verlohren habe. Das apostolische Glaubensbekenntniß ist unsere Richtschnur: J. C. selbst hat diese Regel festgesetzet: selbe veranlasset keine Fragen unter uns; es müßten nur die Ketzereyen welche aufwerfen. Nichts wissen, was dieser Regel entgegen gesetzet ist, heißt alles wissen.

Welchen Glauben können diejenigen haben, die uns zu verführen suchen? Welche Wahrheit werden uns jene lehren, so die Wahrheit mit Lügen versetzen? Die Ketzer schwätzen von der Schrift, und wollen ihre Lehrsätze aus der Schrift beweisen. Ihre Dreistigkeit betäubt einige aus den Christen, ermüdet die, deren Glauben fest ist, und berücket andere, welche im Glauben schwach sind, und macht bey jenen Zweifel rege, welche zwischen Schwachheit und Stärke wancken. Um der Ursache willen soll man sich mit den Ketzern in keinen Wortkampf unter der Bedingung einlassen, die streitigen Fragen aus der Schrift zu berichtigen.

Wem gehört dann die Schrift zu? Hören wir den heiligen Paulus. Er verbiethet, sich mit Ketzern in derley Untersuchungen einzulassen. Er will, man soll sie fliehen,

nachdem man ihnen Vorstellungen gemacht, nicht aber, nachdem man sich mit ihnen auf dem Kampfplatze herumgeschlagen hat, weil man sie für keine Christen halten soll. Sie nehmen nicht alle Bücher der Schrift, oder doch einige nicht ganz an, oder verfälschen sie durch den eigenmächtigen Sinn, welchen sie den Stellen geben. Was wird man am Ende mit alle dem Streiten wider sie gewinnen? Kopf und Lunge leidet dabey, und die Galle regt sich, wenn man ihre Gotteslästerungen anhören muß.

Welche sind es, die den Glauben haben? denen die Schrift in Verwahrung gegeben ist? Von wem, wann, und wem ist die Hinterlage des Glaubens vertrauet worden? Seht, was man untersuchen muß. Die Apostel haben diese Hinterlage von Christo empfangen, und den Kirchen, deren Stifter sie waren, mitgetheilet. Die andern Kirchen sind die Töchter dieser apostolischen Kirchen. Lasset uns immer bis auf den Ursprung, bis zur Quelle zurückgehen. Alle diese Kirchen machen zusammen nur eine einzige aus, wenn sie in der Gemeinschaft des Friedens, und in brüderlicher Eintracht leben, und einerley Merkmaale und Kennzeichen haben. Seht hier einen Titel der Verjährung, welchen wir unabläßig den Ketzern entgegen setzen werden. Hat J. C. seine Apostel zu Predigen gesendet, so müßen wir keine andere Prediger annehmen, als welche uns jene Kirchen senden, denen die Apostel geprediget haben. Nur von denen Kirchen können wir ohne Gefahr lernen, deren Stifter sie gewesen sind. Verträgt sich, was man uns sagt, mit dem nicht, was diese apostolische Mutterkirchen sagen, so muß man es für einen Irrthum halten.

Einige Ketzer der ersten Jahrhunderte gaben vor: die Apostel hätten nicht alle Wahrheiten erkannt; oder doch nicht alle den Kirchen mitgetheilet. Der Verfasser antwortet auf diesen Einwurf im Tone der Verachtung, aber doch auf eine überzeugende Weise. Wie! spricht er, Petrus, auf den die Kirche gebauet ward, dem die Schlüssel des Himmels sind vertraut worden; Johannes der vielgeliebte

te Jünger Jesu, welcher an dem göttlichen Busen seines Meisters geruhet hat, vor denen sich der Heiland bey der Verklärung in seiner ganzen Herrlichkeit zeigte, sollen die Sachen nur halb gewußt haben? Der heilige Geist, so nach der Verheißung Christi die Apostel alle Wahrheit lehren sollte, wird er etwa seine Sendung nur zur Hälfte erfüllet haben? Tertullian beweist, daß die Apostel alles gelehret haben, was sie von ihrem Meister vernommen hatten; weil sie der Heiland mit einem Leuchter vergleichet, welcher allen, die im Hause sind, scheinet; weil er ihnen befiehlt, was sie in geheim gehört hatten, öffentlich, und von den Dächern aus zu predigen, und will sagen, sie haben ihren von Christo empfangenen Auftrag nicht vollzogen, eine baare Gotteslästerung wäre.

Zum Beweise, daß die Apostel nicht alle Wahrheit erkennet haben, führen die Ketzer das Beyspiel des heiligen Petrus an, welchen Paulus zu recht wies, und bestrafte. Aber, antwortet Tertullian, dieser Zwist betraf ja doch die Lehr- und Glaubenssätze nicht: es war allein von einer klugen Nachsicht die Rede, welche die Umstände zu fordern schienen, und die Paulus selbst gebrauchte, weil er, nach seinem Ausdrucke, allen alles, unter den Juden ein Jude, und ein Heyde unter den Heyden geworden wäre. Diese Antwort ist auf eine sehr einleuchtend- und lehrreiche Weise vorgetragen.

Legen uns die Ketzer die Vollmachtsbriefe ihrer Sendung vor: zeigen sie uns, daß sie neue Apostel sind, daß Christus zum zweytenmale Mensch geworden, zum zweytenmale gestorben und auferstanden ist; daß er ihnen, wie den ersten Aposteln, die Gewalt gegeben hat, gleich selben die größten Wunder zu wirken.

Aber lasset uns auf das zurückkommen, was im Anfange war, und was darauf gefolget ist. Am Anfange finden wir die Wahrheit, und hernach ist die Lüge gekommen, welches in dem Gleichniß von dem Samen vorgebil-

det wurde. Der Weizen, den man anfänglich in die Erde geworfen war gut: erst nachher wurde Unkraut darüber gesäet. Daraus sieht man, was von J. C. kömmt, und mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnet ist, ward im Anfange gelehret; was man in der Folge zuflicken wollte, ist nichts, wie Falschheit.

Ich weiß, es pralen einige Ketzer, sie könnten mit ihrer Lehre ohne Schwierigkeit bis zu den Aposteln aufsteigen. Gut! so zeigen sie uns den Ursprung ihrer Kirche; weisen sie uns die Folge ihrer Bischöfe auf; so daß der erste derselben ein Apostel, oder ein in ihrer Schule gebildeter Jünger gewesen, und stets im Glauben der Apostel verharret ist. Wir haben zwar Kirchen, welche später sind gestiftet worden, und nicht bis an die Zeiten der Apostel reichen: aber sie haben Unterricht und Glauben von den apostolischen Kirchen empfangen, und durch ihre Vereinigung machen sie mit der ursprünglich- und apostolischen nur eine und dieselbige Kirche aus. Weisen uns die Ketzer bey sich etwas Ansehnliches auf. Aber wie sollen sie dieß können, da die apostolischen Kirchen sie nicht zur Gemeinschaft zulassen?

Gehen wir noch weiter. Schon die Apostel haben alle Ketzereyen, welche bis auf unsere Zeiten aufgestanden sind, verdammet. Hier zeigt Tertullian, daß die Ketzereyen Simons, Ebions, Valentins, Marcions, und auch andere noch, ob sie schon schlauer angelegt, und besser vermummet sind, doch in den Briefen und Schriften der Apostel schon sind gebrandmarket worden. Und, setzet er bey, sollten einige Ketzereyen in dieser Verdammung nicht enthalten seyn, so sind sie um des willen durch ihre Neuheit, und weil sie schon vorher angekündiget worden, nicht minder verdammet. Wir, sagt er, wir geben Niemanden den Rang; wir sind die Ersten aus allen; wir gehen bis zur Quelle zurück: Folglich ist die Wahrheit auf unserer Seite.

Nichts ist tröstlicher und rührender, als das Gemälde, welches er von den apostolischen Kirchen entwirft. Willst

du, schreibt er, deinen Vorwitz zu deinem Heile nützlich beschäftigen, so durchwandere die apostolischen Kirchen, wo noch die Lehrstühle dieser großen Männer stehen, wo man noch ihre ächten Briefe liest, wo man noch ihre Stimme hört, und ihre Personen sieht, Corinth in Achaien, Thessalonika in Macedonien, in Asien Ephesus, und Rom in Italien, auf dessen Ansehen wir uns gründen.

O überglückselige Kirche Roms, wo die Apostel die evangelische Lehre geprediget, und sie mit ihrem Blute unterzeichnet haben; wo Petrus seinem Meister in der Todesart am Kreuze gleich geworden ist; wo Paulus eben die Krone, wie der Täufer erkämpfet hat, und Johannes in siedendes Oel ist getauchet worden. Lasset uns sehen, was diese Kirche gelernet, was sie die Welt gelehret, was sie den Kirchen Afrikens überlieferet hat.

Hier bringt Tertullian alles bey, was in der römischen Kirche üblich ist, und gelehret wird, welche nur jene in ihre Gemeinde aufnimmt, welche sich zu ihren Gebräuchen und Lehrsätzen bequemen. „Die Richtschnur, sagt „er, an die wir uns halten, ist keine andere, als welche die „Kirche von den Aposteln, die Apostel von J. C., und J. C. „von seinem Vater empfangen hat. Daraus entscheiden wir, „daß man den Ketzern keine Untersuchung der Schrift gestatten soll, weil die Schrift ihnen nicht angehöret; weil „sie von den Aposteln sind verbannet und enterbet worden, „als Fremdlinge im Hause Gottes, und Feinde der Kirche; eine Strafe, welche sie sich durch ihre eigenmächtige „Schriftverfälschungen zugezogen haben; indeß wir diese „Schrift so wohl in Rücksicht der Worte, als des Verstandes so wir bey uns verwahret haben, wie sie uns von „Anfange her ist eingelieferet worden.

Hernach beweiset er, daß die Ketzerey so wohl, als die Abgötterey den Teufel zum Stifter hat. Sein Gemälde von der Ketzerey ist auffallend, aber dabey so treffend entworfen, daß man darinn die Züge aller Ketzereyen der letz-

letzten Jahrhunderte wahrnimmt. Wir würden diese Schilderung mit Vergnügen eingerückt haben, hätte uns nicht ihre Weitschichtigkeit abgeschrecket.

Auf diese Schilderung folgt das schöne Gemälde der katholischen Kirchenzucht. „Die Furcht Gottes, sagt er, ist „der Weisheit Anfang. Wo diese heilsame Furcht herrschet, „da herrschet zugleich eine anständige Ernsthaftigkeit, eine stets „behutsame Bedächtlichkeit, kluge Wahlen, auferbauliche „Verträulichkeit, Beförderungen nach Verdienste, eine wahr„haft gottselige Unterwürfigkeit, eine ehrfurchtvolle Be„reitwilligkeit, den Befehl der Obern zu vollziehen, ein „sittsames Betragen, eine vollkommene Einigkeit in der „Kirche: und das alles in Gott und für Gott. Diese Zucht „gilt für einen neuen Beweis, daß die Wahrheit auf unse„rer Seite ist. Was können uns diejenigen darauf antwor„ten, welche diese Kirche entehren, und diese keusche Jung„frau durch den Ehebruch der Ketzerey schänden." Wider Willen mußten wir uns in dieser Zergliederung so kurz fassen. Wir konnten nicht alle schöne Züge dieser Schrift, wir hätten sie denn ausgeschrieben, hersetzen. Alle Vertheidiger der Kirche, alle Gottesgelehrte sollten sie aus dem Kopfe hersagen können. Von Tertullians übrigen Schriften liefern wir keine Auszüge; sondern begnügen uns mit einem Verzeichnisse seiner berühmtern Werke.

Abhandlung wider die Schauspiele.

In diesem Traktate beweist Tertullian, daß Abgötterey, Geilheit und Hölle die Schauspiele eingeführet haben.

Abhandlung wider den Götzendienst.

Dieses Werk fängt sich mit folgenden Worten an: Das gröste Laster des Menschengeschlechtes, welches itzt die Welt so strafbar machet, und einst den ganzen Stoff des letzten Gerichtes ausmachen wird, ist die Abgötterey.

Abhandlung von der Geduld.

Man kann diesen Traktat unter Tertullians beste Schriften zählen. Die Schilderung Jobs, welche sich am Ende findet, ist musterhaft ausgefallen.

Abhandlung über den weiblichen Putz in zweyen Büchern.

Diese zwey Bücher hat man von jeher für Meisterstücke der feurigsten stärkest- und christlichsten Beredsamkeit gehalten. „Wäre der Glaube, sagt er zu den Weibern, „hienieden so lebhaft, als groß die Belohnung ist, so er „in dem Himmel erwartet, würde wohl keine aus euch, „meine liebe Schwestern, welche zur Erkenntniß Gottes „gekommen, und über den Zustand eines Weibes unter„richtet ist, sich nach eitelm Putze sehnen. Sie würde mit „Staub bedeckt, den niedrigsten Stand wählen, sich als „eine zweyte Eva betrachten, welche zum Weinen und „Büßen verdammet ist, und durch ihre Bescheidenheit in „Kleidern das auszusöhnen suchen, was sie von der ersten „Eva zum Erbe erhalten hat; die Schande ihres Verbre„chens, und die Pest des menschlichen Geschlechtes. Weib! „in Schmerzen sollst du deine Kinder gebähren, und unter „des Mannes Gewalt seyn; so lautet das Urtheil des Herrn „über dein Geschlecht. Weist du etwa nicht, daß du eine „neue Eva bist? Noch besteht das Urtheil; so muß denn „auch die Strafe noch bestehen. Du bist das Werkzeug „des Teufels; du hast den unseligen Baum entweiht: dich „die Erste gegen Gott empört, und denjenigen verführet, „an den sich der Teufel nicht zu wagen getraute; du hast „Gottes Ebenbild, den Menschen strafbar gemacht, Got„tes Sohn dem Tode ausgelieferet; und itzt willst du die „verächtlichen Felle, die dich nach deiner Sünde bedeckten, „gegen den ausgesuchtesten Putz vertauschen? u. s. f.

Tertullians Bücher an seine Gattinn.

Ihrer sind zwey. In dem ersten ermahnet er sie, eine Wittwe zu bleiben, falls er vor ihr sterben sollte; und im

zwey-

zweyten, wenn sie doch wieder heurathen wollte, wenigstens keinen Heyden zu ehelichen. In diesem zweyten Buche findet sich viel Lehrreiches und Unterhältliches.

Abhandlung von der Taufe.

Tertullian beweist darinn ihre Nothwendigkeit, und ihre Wirkungen. Er fängt damit an, daß er das Lächerliche eines gewissen Weibes, Quintilla mit Namen, rüget, welche von der Sekte der Kainiten war, den Glaubenslehrer machte, und behauptete, daß die Taufe nicht nothwendig sey. Ich bitte euch, schreibt er am Ende dieses Traktates, erinneret euch in eurem Gebethe Tertullian des Sünders.

Ein Buch wider die Valentinianer.

Valentin war ein Platoniker, welcher die Geschichte des alten und neuen Bundes umgeschmolzen hatte, um sie den Lehren der platonischen Philosophie anzupassen. Tertullian wählte bey der Widerlegung dieses Ketzers den launigen Ton, welcher stark mit Salze gewürzet ist.

Seine Bücher wider den Marcion.

Sie sind fünf an der Zahl. Dieser Marcion, eben nicht der unbescholtenste Mann, welchen man seiner Verbrechen halber aus der Kirchen verstoßen mußte, hatte alle Träumereyen des Cerdon angenommen, und sie noch mit den Seinigen bereicheret. Er war aus dem Königreiche Pontus gebürtig, welches an Scythien gränzet, und wegen der taurischen Opfer, der Liebeleyen einer Mädea, und des Kaukasus Galgen berufen ist. Doch, setzt Tertullian bey, hat Pontus nichts scheußlicheres, als den Marcion hervorgebracht. Dieser Mann ist gräßlicher als die Scythen, unmenschlicher als die Massageten, verwegener als die Amazonen, veränderlicher als die Hamaxobier, finsterer als die schwärzesten Wolken, und wegen seiner

Klüfte, und gefahrvollen Abgründe berüchtigter, als der Berg Kaukasus; vorzüglich aber ist dieses Ungeheuer wegen der Lästerungen, so es wider die Gottheit ausgeeiferet, bekannt.

Zu eben diesem **Marcion** sagte in **Rom** der heilige **Polykarp**, daß er ihn für den erstgebohrnen Sohn des Teufels halte. **Marcions** Irrthümer betrafen die Einheit Gottes, die Eigenschaften seiner Werke, die Natur J. C. die Uebereinstimmung des alten und neuen Testaments.

Durchgängig entdeckt man in der Weise, wie **Tertullian** diese abentheuerliche Irrthümer bestreitet, den großen Philosophen, den tiefdenkenden Theologen, den erfahrensten Schriftgelehrten, und den furchtbarsten Dialektiker, gegen den schlechterdings kein Irrthum aushalten kann.

Mit eben der unwiderstehlichen Stärke bestritt **Tertullian** alle Ketzereyen seines Jahrhundertes. Er verfaßte auch mehrere Abhandlungen über die erhabenst- und heldenmüthigsten evangelischen Tugenden. Alles zeiget darinn durch das Feuer und den Schwung seiner Empfindungen von einer ungewöhnlichen Seelengröße. Doch muß man gestehen, daß mitunter auch mancher falsche Zug von überspannter Härte in seinen gar zu strengen Entscheidungen vorkömmt. Auch Irrthümer trifft man an, vornehmlich seit er ein Anhänger **Montans**, dieses unbarmherzigen Rigoristen, geworden war. Seine Gemüthsart mag vielen Antheil an diesem Hange nach unbescheidener Strenge gehabt haben. Man glaubt, Stolz und Empfindlichkeit gegen den Klerus von **Karthago**, welcher ihn auf diesen ersten Stuhl **Afrikens** nicht erhoben hatte, haben seinen Fall veranlasset. Aber was auch immer die Ursache davon gewesen seyn mag, so muß man mit dem Abte von **Lerins** gestehen, daß dieser Fall großes Aergerniß in der Kirche angerichtet habe.

Cyprian.

Mit Grunde zählt man Karthago's großen Bischof, den heiligen Cyprian, unter die ehr- und liebenswürdigsten Männer des menschlichen Geschlechtes, so wohl in Rücksicht der seltenen Schönheit seines Charakters, als auch der Anmuth seines Geistes, der weisen Verwaltung seiner Kirche, und des hellschimmernden Glanzes seiner Tugenden. Er ward zu Karthago um den Anfang des dritten Jahrhundertes gebohren, und hieß Thascius Cyprianus. Der heilige Gregor von Nazianz berichtet uns, er sey aus einer der adelichsten Familien gewesen, und habe im Rathe dieser großen Stadt eine ansehnliche Würde bekleidet. Alles, was Rom und Griechenland von Kenntnissen zur Bildung des Geistes und Herzens, darbiethet, zu erwerben, war die Beschäftigung seiner ersten Jugend, worauf er sich, nach der Sitte des jungen Adels im Reiche der Gelehrsamkeit wiedmete. In dieser Laufbahne erwarb er sich gar bald einen so ausgezeichneten Ruhm, daß er den Wünschen der ganzen Stadt weichen, und die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit annehmen mußte.

Auf diesem Posten nahm er sich so vortheilhaft aus, daß sein Ruhm mit jedem Tage wuchs, und zugleich zwang er durch die Unschuld seiner Sitten, durch die Reize seines Charakters, durch die Sanftheit und Anmuth seines Umganges, und den Glanz seiner Tugenden alle Welt zur Hochschätzung und Liebe.

Während er mit so vielem Beyfalle die Beredsamkeit lehrete, entwickelten sich in seiner Seele die ersten Begriffe und Empfindungen, so ihn dem Christenthume näher brachten,

ten. Die Liebe und Eintracht, welche unter den Gläubigen herrschte, die Sittsamkeit, wenn sie öffentlich erschienen, ihre Abneigung gegen die ausgelassenen Schauspiele des Heydenthumes waren ihm aufgefallen. Er machte sich einen hohen Begriff von ihrer Religion, ja selbst ihren Personen konnte er seine Hochachtung nicht versagen. Zum Glücke für ihn, machte er um eben diese Zeit mit einem gewissen Priester Cäzilius Bekanntschaft, welcher in der Folge sein Führer und seine Leuchte in Erkenntniß der Wahrheit geworden ist. Man glaubt mit gutem Grunde, dieser Cäzil sey eben derjenige, welcher in des Minutius Felix Gespräche vorkömmt, und durch Oktavs Rede besiegt, dem Heydenthume entsagt, und die christliche Religion angenommen hatte. Der heilige Cyprian äußerte, so lang er lebte, die unbeschränkteste Hochachtung, und zärtlichste Erkenntlichkeit gegen das Andencken dieses Mannes, als welchen er wie seinen wahren Vater in C. J. verehrete: weßwegen er den Namen Cäzilius den übrigen beysetzte, die er von seiner Familie erhalten hatte.

Sein Gefährt bey der Taufe war Donat, sein Busenfreund, welcher mit ihm um den Ruhm in der Beredsamkeit wettgeeiferet hatte, und itzt zugleich mit ihm dem Evangelium huldigte. Diese gottselige zween Freunde wünschten einander wegen ihrer Wiedergeburt in Jesu Christo Glück. Vor den Werken unsers Heiligen steht ein wunderschöner Brief an Donaten über die Veränderung, welche die Taufgnade in seiner Seele gewirket hätte. Wir werden hernach Gelegenheit haben, einige Stellen dieses Schreibens auszuheben, daraus man von dem Geiste, der Schreibart, und dem geläuterten Geschmacke des Verfassers wird urtheilen können.

Diese Veränderung, davon wir reden, war so groß, daß um mich der Worte seines ersten Diakons Pontius, der seine Lebensgeschichte beschrieben hat, zu bedienen, er sich zur höchsten Stufe der christlichen Vollkommenheit aufschwang, eh er Zeit hatte, sich darüber zu unterrichten.

Er

Er schwur Gott die ewige Keuschheit, verkaufte seine Güter, theilte das gelöste Geld unter die Armen aus, und behielt sich von allem nichts, als seine in einiger Entfernung außer Karthago gelegene Gärten vor. Er schränkte itzt sein ganzes Studieren auf die heiligen Bücher ein, und übte sich in jedem Werke der Barmherzigkeit, so daß er die Zuflucht, die Stütze und der Trost von allen war, welche sich in ihren Angelegenheiten an ihn wendeten. Weßwegen denn auch, als er kaum der Gemeinde der Gläubigen war einverleibet worden, aller Augen auf ihn gerichtet stunden. Er war die Bewunderung und Liebe des Volkes und der Geistlichkeit, welche ihn zur priesterlichen Würde, und kurz hernach zum Bisthume erhoben. Seine Demuth widersetzte sich im Anfange der frommen Zudringlichkeit: aber die Gläubigen besetzten alle Thore seines Hauses, und da alle Wege zur Flucht abgeschnitten waren, mußte er sich endlich zur Annahme des Hirtenamtes bequemen; und also ward er, kurz nach seinem Beytritte zur Kirche Gottes das Licht, der Lehrer, und das Muster des gläubigen Volkes.

Schon Cyprians Bekehrung war den Heyden gewaltig aufgefallen; aber seine Beförderung zum Bisthume machte sie vollends rasend. Cyprian war ihr Liebling gewesen, so lang er die Religion des Reiches mitgemacht hatte; aber seit er Christ, ja gar das Haupt der Christen geworden war, tobte alles wider ihn. Damals wüthete die Verfolgung des Dezius. Da man eben im Schauplatze versammelt war, begehrte das Volk mit Ungestümme, man sollte den neuen Bischof den Löwen vorwerfen. Cyprian, um die Heyden nicht noch heftiger aufzubringen, verließ mit Viktor, einem seiner Diakone die Stadt, welcher bald hernach die Marterkrone errang, und verwaltete seine Kirche von seinem Zufluchtsorte aus durch Briefe. Er gab die weisesten Vorschriften, wie man sich mit denen zu benehmen hätte, welche während der Verfolgung vom Glauben abgefallen waren; er zeigte eine unerschütterliche Standhaftigkeit gegen jene, welche die Kirche durch Spaltungen ver-

ten; und als sich nach des Dezius Tode unter der Regierung des Gallus, und Volusians der Sturm der Verfolgung allmählig verzog, kehrte er wieder nach Karthago zurück. Da zeigte sich seine Liebe und sein Eifer in vollem Glanze. Denn als eine gräuliche Pest in dem Reiche die entsetzlichsten Verwüstungen anrichtete, leistete er den Kranken, ohne zwischen Heyden und Christen zu unterscheiden, allen möglichen Beystand. Und da noch obendrein die Barbaren eine Menge Christen mit sich in die Dienstbarkeit fort geschleppet hatten, brachte er beträchtliche Summen zusammen, um sie wieder loszukaufen. Die noch immer anhaltende Spaltung in der afrikanischen Kirche beyzulegen, hielt er mehrere Konzilien; und da unter dem Prokonsul Afrikens Demetrius die Verfolgung, so sehr sie sich auch gemilderet hatte, noch immer einige blutige Auftritte veranlaßte, machte er ihm zum Besten der Christen die lebhaftesten Vorstellungen. Diese verschiedene Vorfälle gaben zu den Schriften die er damals über das Marterthum, über das Almosen, über die mörderische Seuche verfasset hat, und zu einer Menge anderer Abhandlungen, und lehrreicher wichtiger Briefe Gelegenheit.

Er hatte schon mehr, denn acht Jahre seinen Sprengel verwaltet, als die Verfolgung unter den Kaisern Valerian und Gallien von Neuem aufloderte. Er wurde gleich anfangs von dem Prokonsul Aspasius Paternus nach Curuba gegen Lybien zu, verwiesen, und an diesem seinem Verweisungsorte erkannte er durch eine Offenbarung, daß ihm nach dem Verlauf eines Jahres die Marterkrone zu Theil werden würde. Und wirklich erließ Kaiser Valerian unter dem Galerius Maximus, des Paternus Nachfolger, neue geschärftere Befehle wider die Christen. Der heilige Cyprian wurde wegen seiner Gesundheitsumstände von Curuba nach der Stadt Utika gebracht, wo sich eben damals der Prokonsul aufhielt. Er wurde vor Gericht gefordert, wo er alle Sittsamkeit, Weisheit und Standhaftigkeit eines wahren Schülers Jesu Christi blicken ließ, und zum Schwerte verurtheilt wur-

wurde. Sogleich führte man ihn unter der Begleitung vieler Soldaten und Offizier nach einem nahe gelegenen ziemlich anmuthigen Platz, wohin ihm eine große Menge Heyden und Christen folgte. Auf der Stelle, wo das Urtheil vollzogen werden sollte, breiteten die Christen eine Leinwand auf, um sein Blut aufzufangen. Der Heilige fiel auf die Knie zum Gebethe nieder; ließ dem Scharfrichter zwanzig Goldstücke reichen, zog seine Dalmatik aus, legte sich selbst die Binde vor die Augen, an welche ein Priester einen Knoten schürzte, und so empfieng er den tödtlichen Streich.

Nach der Hinrichtung ward anfangs sein Leichnam öffentlich auf einer Art von Bühne ausgestellet, und Abends bey einer Menge Wachslichter und Fackeln, wie im Triumphe, nach einem benachbarten Hause gebracht, und daselbst beerdiget. Dieß war das Ende des seligen Cyprian, schreibt sein Lebensverfasser, der Erz-Diakon Pontius, Möchte ich doch seinen Tod sterben können! Seit dieser Zeit ist mein Herz stets zwischen zwo Empfindungen getheilet; der Freude wegen seines Sieges, und des Schmerzens, daß ich bey diesem Auftritte sein Gefährt nicht gewesen bin.

In diesem kurzen Lebensauszuge des heiligen Cyprian habe ich der Irrungen nicht erwähnet, welche sich zwischen ihm, und dem heiligen Papste Stephanus über die Ketzertaufe entsponnen hatten. Er blieb auf seiner Meynung, aber trennte sich deßwegen von der Gemeinschaft dieses Papstes nicht. Er drückt sich hierüber in seinem Schreiben an den Bischof Jubaianus mit diesen Worten aus: Wir wollen Niemanden unsere Meynung aufdringen. Wir lassen jedem Bischofe die Freyheit, über diesen Gegenstand zu denken, was er will; wir suchen geduldig und Standhaft die Liebe des Herzens, die Ehen des geistlichen Standes, das Band des Glaubens, und die priesterliche Eintracht zu erhalten. Selbst in dieser Absicht haben wir das

Buch von den Vortheilen der Geduld verfasset. Und in seinem Briefe an eben den heiligen Papst Stephanus, welchem er die Verhandlungen des karthaginensischen Kirchenrathes über diesen Gegenstand zuschickte, schreibt er: Uebrigens wissen wir wohl, daß es Leute giebt, welche von dem nimmer abzubringen sind, was sie einmal angenommen haben, und ihre Gesinnungen nicht leicht ändern, sondern des Bandes der Eintracht und des Friedens zwischen Amtsbrüdern unbeschadet, bey ihren Gebräuchen verharren. Wir maßen uns nicht an, sie zu zwingen, oder ihnen Gesetze vorzuschreiben.

Diese Worte rechtfertigen den Glauben und die Tugend des heiligen Bischofes. Der Nachfolger des heiligen Petrus entschied, seine Entscheidung wurde von allen Kirchen angenommen, und der Streit hatte ein Ende.

Itzt werden wir einige Auszüge aus den Werken des heiligen Cyprian hersetzen, daraus man von dem Geiste, und der Denkungsart dieses großen Mannes, von seinem geläuterten Geschmacke, und seiner Klugheit in Verwaltung der ihm anvertrauten Kirche wird urtheilen können.

Auszüge, daraus man den heiligen Cyprian in Rücksicht der Eigenschaften seines Geistes, und der Feinheit seines Geschmackes würdigen kann.

I.

Der heilige Cyprian giebt seinem Taufgefährten in einem kleinen Werke von den Wundern Nachricht, so die Gnade in seiner Seele gewirket hatte, welche in diesem Sakramente mit Jesu Christo war bekleidet worden.

„Du weißt so gut, wie ich, den Zustand, in dem wir waren. In den tiefsten Finsternissen der schwärzesten

Nacht

Nacht begraben, stets von den Wellen dieses stürmischen Meeres, darinn ich mit dem Tode rang, hin und her geschleuderet, ohne Kenntniß meiner selbst, fern vom Lichte der Wahrheit, hielt ich für baare Unmöglichkeit, was man mir von der Taufgnade, von jenem neuen Leben, das man in diesem Heilsbade empfängt, und der gänzlichen Erneuerung des Menschen in Rücksicht seines Geschmackes, und seiner Denkungsart versagte. „Wie sprach ich zu mir selber, ist wohl so eine Veränderung möglich? wie kann man sich mit Einemmale von dem entwöhnen, was schon die Natur in uns geleget, und was durch Zeit und Gewohnheit stets tiefere Wurzeln geschlagen hat? Wie! ein Mensch, der zu schwelgen gewohnt ist, wird sich itzt an die Regeln den strengsten Nüchternheit halten? und der ehedem in Gold und Purpur schimmerte, sich mit einem einfachen, ärmlichen Kleide begnügen? und der mit dem Zeichen der bürgermeisterlichen Würde umgeben, stolz einher trat, sich zu einem unthätigen Privatleben bequemen? An der Einsamkeit soll itzt jener sein Vergnügen finden, um den sich zuvor ein heller Haufen Klienten und Schmeichler drängten? Das soll möglich seyn! Diese Gedanken stürmten und durchkreuzten sich in meiner Seele. Denn immer an meinen Irrthum gefesselt, deren Bande zu sprengen mich unmöglich dünkte, verzweifelte ich, je ein besserer Mensch zu werden, als ich war. Ich folgte meinem Hange und Geschmack, und hielt ihn für meinen besten Gesellschafter, oder getreuesten Diener.

„Aber kaum war ich in dem geheiligten Taufbade von den Mackeln dieses ersten Lebens gewaschen, und meine gereinigte Seele des himmlischen Lichtes empfänglich geworden: kaum hatte meine zweyte Geburt einen ganz andern Menschen aus mir gemachet; als ich die wunderbare Einwirkung einer höhern Kraft durch meine ganze Seele fühlte. Die Zweifel änderten sich in anschauliche Gewißheit, die Finsternissen in Licht, die Einwürfe in Beweise, und was ich einst für unmöglich hielt, kostete mich beynahe nichts mehr. Da erkannte ich, daß mein erstes Leben, ganz Sün-

de

de, eine Wirkung meines irdischen Ursprunges gewesen, und das neue im heiligen Geiste ein Werk Gottes war. Du weist es so gut, wie ich, liebster Freund, was dieß Sakrament von uns weggenommen, und was es uns dafür gegeben hat. Wir sind dadurch allen Lastern abgestorben und für alle Tugenden gebohren worden. Ich sage das nicht, um mich zu loben. Diese Aeußerungen sind keine Eitelkeit, sondern der Ausdruck der Erkenntlichkeit, wenn man dabey nichts der Kraft des Menschen, sondern der Freigebigkeit Gottes alles zuschreibt."

Zur Seite dieser Schilderung einer durch die Taufe geheiligten, und durch die Gnade geleiteten Seele stellet Cyprian das Gegenbild der Leidenschaften, der Unordnungen, und Trübseligkeiten auf, denn Opfer und Spiel die Sklaven der Welt sind. Er durchgeht alle Stände; alles ist mit den stärksten Farben aufgetragen, und was Tadel verdient nicht geschont. Man ist sowohl von der Wahrheit, welche in den Schilderungen herrschet, als von der Weise entzückt, wie sie vorgetragen wird. Es thut mir leid, daß ich wegen der Kürze, die ich mir nun einmal zum Gesetze gemacht habe, diese musterhaften Stellen nicht alle meinen Lesern vorlegen kann.

Am Ende der Rede sagt der heilige Cyprian zu seinem Freunde: „Erkennet einmal eine Seele ihren Schöpfer, „so setzet sie sich über alle irdische Mächte weg, und fängt „an zu seyn, was sie weiß, daß sie für eine ganze Ewig„keit seyn soll. Da du dich schon durch die reinsten Tugen„den ausgezeichnet hast, so beschäftige dich forthin allein mit „Lesen und Bethen. Rede oft mit Gott, damit auch Gott „mit dir rede, dir seinen Willen kund mache, und deine „Seele vorbereite, sich nach seinen Verordnungen zu fügen.

II.

Hier stelle ich ein schönes Gemälde der Geduld von der Hand des heiligen Cyprian auf. „Die Geduld schreibt

er,

er, ist eine Tugend von weitem Umfange, und einer wunderbaren Fruchtbarkeit. Es ist wahr, alles kömmt von Einer und derselbigen Quelle: aber diese Quelle theilet sich in unzählbare Bächlein: und in allem, was wir thun, muß immer die Geduld unsern Handlungen Gründlich- und Standhaftigkeit mittheilen. Geduld macht uns bey Gott beliebt, und erhält uns in der Vereinigung mit ihm; sie mäßiget den Zorn, sie bezäumt die Zunge, leitet unsere Denkungsart, handhabet den Frieden und hält die gute Ordnung aufrecht. Sie dient zum Damme gegen den andringenden Schwall böser Neigungen, thut den Ausbrüchen des Zornes Einhalt, löscht das Feuer der Feindschaften, beschränkt die Gewalt der Reichen, und tröstet die Armen in ihrer Dürftigkeit. Sie beschützt die heilige Reinigkeit bey den Jungfrauen, die mühsame Keuschheit bey den Wittfrauen, und die vollkommene Eintracht zwischen den Ehegatten. Sie macht demüthig im Glücke, herzhaft im Mißgeschicke, gelassen mitten unter Unbilden und Beschimpfungen. Sie bewegt uns schleunig zu verzeihen, wenn man uns beleidiget hat, und um Vergebung zu bitten, falls wir es gegen andere versehen haben. Sie unterjochet die Leidenschaften, hält in den Verfolgungen standhaft aus, und krönet die Martyrer. Sie befestiget den Grund unseres Glaubens, ermunteret unsere Hoffnung, und leitet uns, herzhaft in die Fußstapfen unseres Jesu zu treten. Sie gewähret uns endlich die Beharrlichkeit in der Kindschaft Gottes, da wir die Geduld des himmlischen Vaters nachahmen."

III.

Mit Vergnügen wird man die Lehren, wie ich hoffe, lesen, welche der Heilige den christlichen Jungfrauen, in Rücksicht der Sittsamkeit, und der einfachen Weise sich zu kleiden giebt, darinn zugleich viel Geist, und die reinste Weisheit herrschet. Nachdem er sich mit vielem Nachdruck und Feuer gegen den Geschmack eines gekünstelten Putzes ausgelassen hat, fährt er also fort: „Sollte wohl eine christliche Jungfrau so geschmückt erscheinen, als ob sie einen

Gat-

Gatten hätte, oder einen Bräutigam suchte? Ist sie wahrhaftig eine Jungfrau, so muß sie sich zu gefallen fürchten; fürchten muß sie andern gefährlich zu werden, und wissen, daß sie sich für das, was göttlich ist, aufbewahren muß. Wem suchen denn jene, so keinen Mann haben, zu gefallen? Sie müßen nicht allein dem Leibe, sondern auch dem Herzen nach rein seyn. Eine Jungfrau soll sich nie mit der Sorge für den Putz abgeben, noch Ehre in der Schönheit suchen. Oder will sie sich durch ihren Leib verherrlichen, so mag es dadurch geschehen, daß sie selben in der Bekenntniß des Glaubens durch die Marter dem Herrn opferet, wenn sie über die Henker sieget, auf der Folter, in den Flammen, unter Schwertern und den Zähnen wilder Thiere standhaft aushält, um die Krone der Unsterblichkeit zu erkämpfen. Das ist der kostbarste Putz, dessen darf sie sich rühmen. Aber es giebt adeliche, begüterte Jungfrauen, welche glauben, sie müßen ihren Reichthum benutzen."

Auf dieses Vorgeben zu antworten, führt der heilige Cyprian im Anfange den Unterricht und die Verordnungen des Apostels an: und dann sagt an: „Ihr wendet vor: Wir sind reich und begütert; sollen wir etwa unseren Ueberfluß nicht benutzen dürfen, welchen uns Gott bescheret hat? benutzet ihn; ich verlange es ja selbst; aber verwendet ihn zu eurem Heile, zu nützlichen Dingen, zu Dingen die euch Gott zur Pflicht gemacht hat. Euer Reichthum soll Hülfe für die Armen seyn; mit der Dürftigkeit sollet ihr euren Ueberfluß theilen. Leget euer Geld bey Gott an; ernähret damit die Glieder J. C., damit alle mit vereinigtem Gebethe die Gnade für euch vom Himmel erflehen, die Ehre der Jungfrauschaft unversehrt zu erhalten, und die Krone der Unsterblichkeit zu verdienen. Dieß hieß, dem Willen Gottes entgegen handeln, wenn ihr glaubtet, ihr dürfet euch der Güter wohl zu einer andern Absicht, als zu eurem Heile bedienen. Großes Vermögen, davon man nicht diesen Gebrauch machet, ist eine große Klippe des Heils; und so man reich ist, muß man durch den Reichthum seine Sünden einlösen, nicht aber vermehren. Nur unkeuschen Weibern und öffentlichen Metzen ge-

geziemt dieser verschwenderische Putz, und diese ängstliche Pflege der Schönheit; und gemeiniglich machen jene, welche sich auf das reicheste: und prächtigste schmücken, auf Ehrbar: und Schamhaftigkeit den wenigsten Staat, Ich sah, spricht der heilige Johannes in der Offenbarung, ein Weib sitzen, gekleidet in Purpur und Scharlach, gezieret mit Golde, Edelstein und Perlen, mit einem goldnen Trinkgeschirr in der Hand, welches mit Gräuel, und Wuste ihrer Unverschämtheit erfüllet war. Alle das Geräth, daran man die schamlosen, der Sünde verkauften Dirnen erkennet, dieses Keder der Metzen in öffentlichen Hurenhäusern, soll eine reine Jungfrau nicht anders, denn mit Abscheu ansehen."

IV.

Ich kann nicht umhin, einige Bruchstücke des Lobes, so der heilige Cyprian den Blutzeugen giebt, und der Ermahnungen herzusetzen, die er an sie richtet. Sie sind aus dem Schreiben an die Märtyrer ausgehoben, welches sich mit diesen Worten anfängt: Exulto latus et gratulor. Es ist in Rigaults Ausgabe in der Ordnung das achte. Ich hoffe, meine Leser werden das Vergnügen, welches ich bey diesem Briefe empfand, mit mir theilen.

„Glorreiche und tapfere Martyrer, spricht er; ich bin bey dem Anblicke der Größe eures Heldenmuthes und Glaubens vor Freude und Verwunderung ganz entzückt. Ihr seyd die Krone und der Stolz unserer Mutter der heiligen Kirche. Vorher rühmte sie sich der Standhaftigkeit jener aus ihren Kindern, welche Verweisung und Verlust ihrer Güter nicht schreckte, in dem Bekenntniß J. C. zu verharren, aber ihr bekennet seinen Namen mitten unter Martern und Peinen, und leistet ihm dadurch ein um so herrlicheres Zeugniß, je unvergleichlich rührender und heldenmüthiger selbes ist. Ist der Kampf schwer, so ist nach Maaß der Ruhm des Kämpfers glänzender. Ihr hieltet der gräßlichsten Peinen ungeachtet, auf dem Schlachtfelde herzhaft aus. Die Marter selbst ver-

dopelte euren Muth, und ihr kehrtet mit neuer Kraft zum Streite zurück. Einige aus euren Gefährten haben die Siegeskrone wirklich errungen; andern schwebt sie schon über ihrem Haupte. Die ganze glorreiche Schaar ist von Einem und demselbigen Geiste beseelet. Euer unerschütterlicher Glaube siegt sowohl über den Reiz verführerischer Schmeichlungen, als über den Schrecken der Drohungen und die Heftigkeit der Peinen. Die unmenschliche Grausamkeit war nicht so stark euch niederzuschlagen, als der göttliche Schutz mächtig war euch aufzurichten. Welches Lob sollen wir euch sprechen, tapfere Martyrer! Keine Worte reichen hin, die unüberwindliche Standhaftigkeit eurer Seele, und den Eifer eures Glaubens zu preisen. Ihr habt unter den entsetzlichsten Qualen ausgeharret: die Peinen haben nicht euch, ihr habet die Peinen besiegt. Nicht die Schärfe der Leiden, sondern die himmlische Krone macht eurem Schmerzen ein Ende.

Welch ein Schauspiel für die, so Zeugen eures Kampfes waren! jene, welche diese entsetzlichen Peinen duldeten, zeigten sich unerschrockener, als selbst die Henker, welche sie peinigten. Die gequetschten, und zerfetzten Glieder widerstunden den Hacken und eisernen Kämmen. Die schmerzlichst- und immer wieder erneuerten Wunden konnten den Glauben der Diener J. C. nicht erschüttern, obschon das auf allen Seiten entblößte Eingeweid anstatt des Fleisches nichts mehr wie Wunden den Zeugen der Grausamkeit darboth.

Nachher rühmt er insonderheit einen der vortrefflichsten Blutzeugen, Mappalikus mit Namen, der wenige Tage vorher seinen Geist unter den Peinen aufgegeben hatte. Er richtet seine Rede an jene, die noch in Fesseln lagen, und täglich ihr Urtheil erwarteten. Und ihr, spricht er zu ihnen, ihr Gefährten dieses überseligen Blutzeugen im Kampfe, ihr habet wie er auf der Folter gelegen, wie er habet ihr bey den entsetzlichsten Martern ausgedauret, wie er Standhaftigkeit im Glauben gezeigt. Nun ermahne ich euch, ihn bis ans Ende nachzuahmen. Dieß ist mein feurigster Wunsch, ihr möchtet mit jenem, mit welchem euch schon die Bande der näm-

nämlichen Bekenntniß, und des nämlichen Gefängnisses vereiniget haben, auch noch durch ein gleich herrliches Ende, und die nämliche Krone vereiniget werden. Möchte doch eure Standhaftigkeit die Thränen unserer Mutter, der heiligen Kirche abtrocknen, welche sie über jene vergießt, die dem Glauben gestorben sind! möchte sie denen zum Beyspiele und zur Aufmunterung dienen, welche bisher darinn verharret sind! Ich empfehle mich eurem heiligen Andenken.

V.

In der Rede des heiligen Cyprian an Demetrius, den Prokonsul Afrikens, und grausamen Verfolger der Christen, entdecket man eine so kühne Unerschrockenheit, daß sich heut zu Tage wohl Niemand solch eine Freyheit gegen die letzte Person von obrigkeitlichem Ansehen herausnehmen würde, und zugleich solche Stärke und solches Feine, welches wenige Schriftsteller nachzuahmen im Stande seyn würden. Diese Rede fängt sich also an:

„Schon oft, mein Demetrius, ließ ich es dabey bewenden, daß ich die Lästerungen verachtete, welche du mit so viel Hitze wider den wahren und alleinigen Gott, den die Christen anbethen, ausgeiferst. Mich denkte immer, es wäre besser, man ließe das Wahnsinnige Gewäsch eines Unwissenden in der Luft, wie unbemerkt, verrauschen, als das man ihn durch Antworten reitzte. Dieß lehrten mich die geheiligten Grundsätze unserer göttlichen Bücher. Aber da du oft zu mir kömmst, mehr in der Absicht, mir einen Wortkampf anzubiethen, als dich zu unterrichten; mehr um mich deine Gotteslästerungen hören zu lassen, als meine Gründe zu vernehmen: So glaubte ich, es wäre verlorne Mühe, forthin noch Unterredung mit dir zu pflegen. Denn es heißt, seine Zeit verderben, wenn man dem Blinden eine Fackel vorhält, dem Tauben Gründe, und einer Seele Weisheitsregeln prediget, welche ohne Gefühl für die Weisheit ist. Diese Betrachtungen bewogen mich zu

schweigen, und ich beschloß, nichts wie Geduld dem unduldsamsten Geschöpfe entgegen zu setzen, weil doch mein Unterricht nichts über deine Ungelehrigkeit, noch die heiligen Absichten über deine Gottlosigkeit, oder meine Mäßigung über deinen Jähzorn gewinnen würde. Aber weil du sagst, alles schreye im Reiche, man müße Krieg, Hunger, Trockenheit und Pest Niemanden, als der christlichen Religion Schuld geben, so ist Schweigen nicht mehr rathsam. Man würde es künftighin nicht mehr für die Wirkung unserer Bescheidenheit, sondern als eine Folge des Mißtrauens in die Gerechtigkeit unserer Sache ansehen, und man könnte leicht die Verachtung eurer Vorwürfe für ein stilles Bekenntniß der vorgeworfenen Laster halten. Ich werde demnach dir, Demetrius, und denen antworten, welche du unabläßig gegen uns aufhetzest."

Nachdem der heilige Cyprian die Vorwürfe der Heyden so weislich als gründlich widerleget hat, wendet er sie gegen die Abgötter selbst, und saget ihnen: „Ihr beklaget euch über Unfruchtbarkeit und Hunger. Und was ist wohl die vornehmste Ursache des Mangels? Ist es die Trockenheit, oder aber die Raubbegierde? Wodurch wächst der Abgang so gewaltig an? Durch die Erhöhung des Preises und die schändliche Kornkiperey. Ihr klaget, der Himmel sey verschlossen, und versage uns einen fruchtbaren Regen. Wie! sind eure Kornhäuser nicht weit mehr, denn der Himmel verschlossen? Ihr lärmet, daß die Erde nichts trägt: und läßt man wohl an ihren Erträgnissen den Dürftigen Theil nehmen."

„Ihr jammeret über Pest und Seuchen. Und vervielfältigen sich die Laster nicht durch diese Geißeln selbst, weil die Unmenschlichkeit der Sterbende nicht achtet, und die Habsucht die Todten gierig plünderet? Der Schrecken, welchen der Anblick so vieles Unglückes einflößen sollte, weckt nirgend den Wunsch nach Tugend und Unschuld, und bey einem Heere von Todten und Sterbenden denkt Niemanden, daß er sterblich ist. Auf allen Seiten rennt,

stiehlt

stiehlt und raubet man; man scheut sich so gar nicht mehr, und hält alle Behutsamkeit und Zurückhaltung für unnöthig. Die Habsucht zeigt sich mit zurückgeschlagenem Helme, vertraut auf ihre Frechheit, und läßt unter den Augen der Gerechtigkeit selbst ihre geizige Triebfedern spielen. Daher kömmt jener unzählbare Haufen von Betrügern, Meuchelmördern und Giftmischer, welche nach jedem Laster lechzen, und zu jedem entschlossen sind, und doch immer ungestraft bleiben. Man fürchtet weder Ankläger noch Richter. Die Bösewichte sind sicher, daß man ihre Verbrechen nicht ahnden wird, bescheidene Leute schweigen und seufzen; Zeugen, welche um die Sache wußten, schließt die Furcht den Mund, und die Richter sind feile Seelen, welche sich bestechen lassen.

Also schildert der heilige Cyprian die Sitten der Abgötter, die er gegen den Wandel der Christen hält. Hernach wirft er dem Demetrius seine Grausamkeit, und blinde Gottseligkeit vor, und sagt ihm: „An Krokodille, Hundsköpfe, Schlangen und Steine verschwendet ihr eure Verehrung, indeß ihr den wahren, lebendigen Gott allein nicht anbethet, ja sogar ihn anzubethen verbiethet. Gerechte, unschuldige, Gott liebe Seelen verbannet, beraubt, fesselt, und verdammet ihr wohl gar zum Schwert, oder zum Feuer, oder werfet sie den wilden Thieren vor. Es thut euch leid, wenn sich unsere Qualen durch den Tod enden, oder kürzer dauren, als es euer Blutdurst wünschte. Ihr folteret uns durch die langsamsten Martern aus der Welt hinaus; zerreißt unser Eingeweid durch eine Menge Peinen. Die gewöhnlichen Todesarten genügen euch schon nicht mehr; ihr denket unabläßig neue und neue Leiden mit einer sinnreichen Grausamkeit aus. Welch eine unersättliche Wuth zu peinigen! Gebet Antwort: entweder ist es Verbrechen ein Christ zu seyn, oder nicht? Wenn es ein Verbrechen ist, warum verdammet ihr uns nicht sogleich nach dem Geständnisse zum Tode? Ist es aber keines, warum verfolget ihr die Unschuld?“ Wir schließen hier diesen Auszug, und verweisen unsern Leser an den heiligen Cyprian selbst.

Auszüge,

daraus man auf die Klug- und Weisheit des Heiligen in der Verwaltung seiner Kirche schließen kann.

I.

Nichts zeiget uns Cyprians schöne Seele, sein zärtliches Herz, und zugleich seine Weisheit und den standhaften Muth in der Verwaltung seiner Kirche besser, als seine Rede über jene, welche während der Verfolgung des Decius vom Glauben abgefallen waren, und sich itzt mit der Kirche wieder auszusöhnen wünschen. Aber um den Leser in Stand zu setzen, ein richtiges Urtheil über die einzurückenden Auszüge zu fällen, müßen wir ihn mit den verschiedenen Stufen dieser an dem Glauben verübten Untreue bekannt machen.

Man kann sich leicht denken, wie groß unter den Christen das Entsetzen, und die Unruhe gewesen seyn werde, als das Gericht den Ausbruch der Verfolgung ankündigte. Einige, welche einerseits dem Glauben nicht entsagen wollten, aber andererseits die Marter scheueten, ließen den Richtern Geld anbiethen, um nicht vor Gericht gefordert zu werden, und erkauften Freybriefe, welche sie gegen die obrigkeitliche Nachforschung sicher stellten, und fälschlich bezeugten, daß sie schon wirklich abgeschworen und geopferet haben. Diese nennte man nach dem lateinischen Libellatiker, oder Leute, welche mit einem Freyheitsbriefe versehen waren. Andere waren vor den Richter geführet worden, wo sie am Anfange Christum bekennten, aber den Muth verloren, wenn man mit Folter und Peinen gegen sie anrückte. Noch andere hatten sogar etwas Zeit in der Marter herzhaft ausgehalten: aber in der Folge übermannte sie der Schmerz; sie gaben gewonnen, und schwuren die Religion ab. Endlich einige fielen auf die erste Frage, oder kamen wohl gar allen zu befürchtenden Unannehmlichkei-

lichkeiten vor, opferten den Göttern, und machten allen Aberglauben des Götzendienstes mit.

Diese gefallene Christen wurden großentheils von Gewissensbissen gefolteret, und verlangten wieder mit der Kirche ausgesöhnet zu werden. Sie wendeten sich in dieser Absicht an die Bekenner und Martyrer, welche um des Glaubenswillen in Fesseln lagen, und ersuchten sie um Empfehlungsschreiben an ihre Priester und Bischöfe. Ich merke bey dieser Gelegenheit an, daß man den Namen der Bekenner denen gab, welche vor den Richtern Jesum bekannt, und der Ursache wegen zu einer ewigen Gefangenschaft waren verdammet worden. Märtyrer aber nennte man jene, welche nicht allein Jesum mit Worten bekennet, sondern auch wegen der Sache des Glaubens Folter und Peinen erduldet hatten. Nun gab es Märtyrer, welche diese Erlaß- und Aussöhnungsbriefe mit einer Art von Leichtsinn ertheilten, ohne auf die Verschiedenheit der Fälle Rücksicht zu nehmen, darinn sich die Ueberläufer befanden; so wie es auch Priester gab, welche sich gar zu willig finden ließen, jeden zu der Aussöhnung zuzulassen.

Der heilige Cyprian unterscheidet mit Klugheit alle diese verschiedene Fälle; und ihre Verschiedenheit will er, soll die Richtschnur des Benehmens mit diesen Leuten seyn. Man soll nicht alle Gefallene, ohne Unterschied sogleich in den Schooß der Kirche aufnehmen, sondern sie mehr oder weniger prüfen, je nachdem ihr Fall mehr oder weniger schwer, und nach diesem Maaße mehr oder weniger strafbar gewesen wäre. — Diese Erklärung dünkte uns zum bessern Verstande des ganzen nothwendig. Itzt kommen wir auf die Rede selbst,

Sie fängt sich mit Aeußerungen der Freuden, der Bewunderung, und Erkenntlichkeit wegen des Endes der Verfolgung, und der Rückkehre des Friedens an. Erstlich stellet er das glänzende Schauspiel dieser zahlreichen Bekenner und Märtyrer von jedem Alter und Geschlecht und aus al-

len Ständen auf, welche aus dem finstern Aufenthalte ihrer Kerker, von der Folter her, mit frischen Wunden, die noch vom Blute triefen, geschmückt herausschwanken, und in dieser erbärmlichen Gestalt die Freude des Himmels, die Bewunderung und der Stolz der Kirche sind.

Nach diesen Entzückungen und Ergießungen der seligsten Wonne, wendet sich der Heilige an diejenigen, so während der Verfolgung gefallen waren, und ruft in der Heftigkeit des Schmerzens, welcher bey diesem traurigen Vorfalle sein Herz zerrissen hatte, aus: „bey allem Glanze der himmlischen Kronen unserer Märtyrer, ungeachtet der geistigen Herrlichkeit der Bekenner, schwimmt doch meine Seele in einem Meere von Bitterkeit. Man reißt mir einen Theil meines Eingeweides aus dem Leibe. Der Feind hat durch den Fall einer großen Anzahl unserer Brüder eine entsetzliche Verwüstung angerichtet. Bey dieser Unruhe, bey diesem Kampfe sich durchkreuzender Gedanken, welche meinen Geist theilen, was soll ich thun, was sagen? Nicht durch Worte, durch Thränen allein kann ich meinen Schmerz zu Tage legen. Denn welch ein Felsenherz müßte es seyn, welches bey den Regungen der brüderlichen Liebe unempfindlich bleiben, und mit trockenem Auge das bedauerliche Unglück, und den verstalteten Ueberrest der Christen ansehen könnte? Müßen nicht in dieser Lage Seufzer die Stelle der Worte vertreten? Ich bin von Schmerzen ganz gebeugt, und nehme an dem eurigen den aufrichtigsten Theil, und meine Kräfte reichen nicht hin, mich von meiner Niedergeschlagenheit aufzurichten. Ich bin Hirt, und fühle alle Wunden meiner Heerde. Mein Herz ist an das eurige gekettet, und ich trage mit euch die ganze Last eurer Leiden, und eurer Untreue. Ich mische meine Thränen und Seufzer unter die eurigen. Mich dünkt, ich habe mit euch Schiffbruch gelitten, auch mein Eingeweid ward durch den Dolch, so euch traf, durchbohret, und meine Seele hat so gut wie ihr den Stoß der Verfolgung empfunden.

„In-

„Indessen müßen wir uns, meine Brüder, bey der gegenwärtigen Angelegenheit von der Vernunft leiten lassen, und ich denke nicht, daß die Finsterniß der Verfolgung unsere Brüder so ganz werde geblendet haben, daß es ihnen an Einsicht mangeln sollte, was Gottes Wille und Befehl heischet, zu erkennen. Nur der Ursache unserer Uebel reif nachgeforschet; und bald wird man das Hilfsmittel entdecken. Gott wollte seine Kinder auf die Probe stellen. Durch den langen Frieden waren alle Rechte der Kirchenzucht erschlaffet: es bedurfte einer Warnung vom Himmel, den schlummernden Glauben aufzuschrecken; und da wir eine weit schärfere Strafe verdienet hätten, milderte der allgütige Gott die Sache so, daß man, was geschehen ist, mehr für eine Prüfung als für eine Verfolgung halten muß.

Dann zeigt der Heilige, wie weit es bey den Christen mit der Erschlaffung des Eifers gekommen war. Das Gemälde ist lebhaft und auffallend. Die Habsucht, die Ueppigkeit, der Geschmack an Lustbarkeiten, die Verachtung der Kirchengebräuche und ihrer Gesetze, die träge Gleichgültigkeit, oder das böse Beyspiel der Priester, und mit unter wohl auch der Bischöfe; dieses, spricht der heilige Cyprian, sind die Ursache des Abfalles so vieler Gläubigen gewesen.

Da indessen mehrere der Gefallenen sehnlich wünschten, in die Christengemeinde wieder aufgenommen zu werden, suchten sie bey den Martyrern um Friedens- und Aussöhnungsbriefe an, und glaubten, man müße sie auf diese Empfehlungsschreiben sogleich wieder in alle Rechte der Gläubigen einsetzen. Hier zeigte dieser wahrhafte Hirt die ganze Weisheit und Unerschrockenheit eines würdigen Nachfolgers der Apostel. Er theilet die Gefallenen in mehrere Klassen ein, und unterscheidet diejenigen, welche unter den Martern Muth und Standhaftigkeit verloren, von denen, welche Freyheitsbriefe erkauft hatten, damit sie vor den Richtern nicht erscheinen durften; und diese wieder von andern, welche sogleich auf die ersten Fragen dem Christenthume ent-

sagt hatten. Endlich kamen alle die, welche weder Freyheitsbriefe gewonnen, noch geopferet, aber in der Stille den Willen es zu thun, gehabt hatten. Seht, wie sie der heilige Bischof nach Verschiedenheit der Umstände behandelt.

„Wer durch die Heftigkeit der Peinen ist überwunden worden, kann die Ursache seines Falles zum Theile auf die Marter hinüberwälzen, und um die Aussöhnung anhalten. Er kann sagen: Mein Wille war, herzhaft zu streiten. Meinem Taufgelübde getreu, ergriff ich die Waffen des Glaubens. Aber mitten im Kampfe brachte mich die Menge und Dauer der Qualen zum Falle. Der Glaube blieb immer fest; lang hielt die Seele gegen die Martern aus: aber da man den Leib bald mit Ruthen zerfleischte, bald mit Stecken zerbläute, bald auf die Folter spannte, bald mit Feuer peinigte, wich die Schwachheit des Fleisches; der Leib, nicht die Seele unterlag."

„Dieß Geständniß und diese Entschuldigung verdient Mitleiden, und geschwindere Vergebung. Selbe erhielten Cästus, und Aemilius. Ueberwunden bey dem ersten Kampfe, siegten sie im zweyten, und nachdem sie sich durch die Hitze des Feuers hatten besiegen lassen, siegten sie itzt im Feuer, und errungen die Krone der seligen Unsterblichkeit. Nach ihrem Falle zeigten sie uns ihre Wunden, und ihre zerfetzten Körper, und vermischten Reuthränen mit dem Blute, das noch von ihren halbverbrannten Gliedern trofft" u. s. f.

In Rücksicht derjenigen, welche Freyheitsbriefe gewonnen hatten, entschied der heilige Bischoff:

„Diese Leute dürfen nicht denken, daß sie von den peinlichen Bußübungen ausgenommen sind. Sie haben den Götzen nicht geopferet; das ist wahr: aber da sie sich um Freyheitsbriefe umsahen, befleckten sie durch diesen Schritt ihr Gewissen. Diese ihre stille Erklärung schicket sich nur für abtrünnige Memmen. Sie ist ein Zeichen, daß der Christ seinen Stand verläugnet, und er giebt sich eben des

La-

Lasters schuldig, welches andere wirklich begangen haben. Unser Jesus hat gesagt: Wer mich immer vor den Menschen bekennet, den wird des Menschensohn vor den Engeln bekennen. Ist man wohl ein Christ, wenn man für einen gehalten zu werden erröthet, oder zitteret? Hat man sich auch den Altären der Götzen nicht genäheret, weder seine Hände durch gestreuten Weihrauch, noch seinen Mund durch Opferspeisen verunreiniget; so mag dieses Verbrechen wohl kleiner seyn; aber, deßhalben ist das Gewissen nicht unschuldig. Man kann leichter Vergebung hoffen; aber strafbar ist man doch immer. Auch diese müßen sich zur Buße verstehen, und um Barmherzigkeit flehen.

„So bekenne dann ein jeder während dieses Lebens seine Schuld, so lange dieses Bekenntniß annehmlich ist, und die auferlegte Buß, und der von den Priestern vergünstigte Erlaß auch von Gott geheiliget wird. Lasset uns alles Ernstes daran seyn, seinen Zorn zu besänftigen, und die Forderungen seiner Gerechtigkeit, so wie er es selbst räth durch Weinen, Seufzen und Fasten zu befriedigen.“

Der Heilige leget denen, welche bloß in Gedanken der Versuchung, dem Glauben zu entsagen, Platz gegeben hatten, keine Buße auf, weil sie, wie er sagt, seinem Urtheile zuvor gekommen wären, und sich selbst bestrafet hätten. Ja er hält ihnen wohl gar eine Lobrede? Lebhafter, schreibt er, ist bey denen der Glaube, und die Furcht heilsamer, welche, ohne sich mit den teuflischen Opfern befleckt, oder Freyheitsbriefe erschlichen zu haben, sich selbst wegen des Gedankens, etwa diesen Gräuel zu begehen, Vorwürfe machen, die Füße der Priester suchen, sich demüthigen, und ein reuvolles Geständniß ablegen, sich der Gewissensbürde, welche so schwer drücket, entladen, und gegen die leichte Wunden, so ihnen ihr sündhafter Wille geschlagen hat, um Heilmittel bitten.

Aber dieser so zärtlich, und kluge Vater zeigt eine unbeugsame Standhaftigkeit gegen jene, welche, ob sie schon

ohne Vergleich strafbarer waren, doch ihre Aussöhnung mit Ungestümme als eine Sache forderten, die man ihnen weder verweigern, noch aufschieben könnte. Zunächst schildert er ihr Verbrechen, und dann fällt er das Urtheil über sie.

„Eine große Anzahl unserer Brüder hat auf die ersten Drohungen den Glauben verrathen. Nicht die Heftigkeit der Verfolgung hat sie zu diesem Schritte gezwungen; sie thaten ihn freywillig. Sie warteten nicht, bis man sie anhielt, den gottesschänderischen Weihrauch anzuzünden, und Christum zu verläugnen. Mehrere gaben schon vor dem Kampfe gewonnen, und fielen, ehe noch die Schlacht begann. Ja sie retteten nicht einmal den schwachen Schein, als ob sie wider Willen geopferet hätten; sie liefen von selbst zum Richterstuhle, oder besser zu reden, zu ihrem Tode hin. Es gewann das Ansehen, als ergreifen sie mit einer Art von Wetteifer die unselige, schon so lang erwartende Gelegenheit. Was soll ich erst von denen sagen, welche, da man bey Gericht das Opfer bis auf den morgigen Tag verschob, bathen, man möchte ihnen noch des selbigen Tages das Zeugniß ihres Abfalles ausfertigen! Elende, was thut ihr! Ihr leget das Opfer auf den Altar, und ihr selber seyd das Schlachtopfer. Auf diesen Altären, in diesen gottesschänderischen Flammen opferet ihr eure Hoffnungen, euren Glauben, euer Heil.“

Hernach sagt ihnen der Heilige: „Der Diener des Herrn darf euch aus übel verstandener Gefälligkeit nicht im Irrthume lassen: er muß euch durch heilsame und zweckmäßige Mittel retten. Das wäre ein schlechter Arzt, welcher sich ein Geschwär zu drucken fürchtete. Dadurch würde nur der verschlossene Eiter um sich fressen. Man muß die Wunde offenbaren, man muß schneiden, und durch Schneiden zu heilen suchen. Der Kranke mag immerhin darüber ungehalten werden, klagen und schreyen; nach der Genesung wird er danken.“

„Auch ihr habet die Gnade verloren, betrachtet unter reuvollen Empfindungen, und mit den Augen eines wah-

wahren Büßers den ganzen Gräuel eures Verbrechens: verzweifelt nicht an Gottes Barmherzigkeit: aber eine übereilte Versöhnung, nein, diese dürfet ihr nicht hoffen. Eure Thränen müßen euerm Verbrechen angemessen seyn. So tiefe Wunden schließen sich erst nach langer Zeit. Sorget vor allen, einen Gott zu besänftigen, den ihr treulos abgeschworen, dessen heiligen Tempel ihr geschändet, und öffentlich betheuert habt, er sey nicht mehr euer Gott. Bethet demnach: verlebt eure Tage in der Trauer, eure Nächte in Zähren, und alle Augenblicke in der Buße. Forthin soll man euch nicht mehr anders, als über der Asche, und im härenen Kleide in den Staub hingestreckt, mit dem Angesicht auf der Erde liegen sehen. Nachdem ihr das Kleid der Gnade Jesu Christi verloren, ziemt euch keine andere Kleidung mehr, als der Bußsack. Nachdem ihr das gottesschänderische Fleisch gekostet, ist forthin Fasten allein eure Speise, und heilige Werke, welche von Sünden reinigen, und Almosen, so die Seelen vom Tode befreyt, eure ganze Beschäftigung."

Die schöne Anrede endiget sich mit diesen rührenden Trost- und Ermunterungsworten: „Es läßt sich hoffen, Gott, dessen Güte gränzenlos ist, werde denen verzeihen, die wahrhaft büßen, gute Werke üben, und mit Innbrunst bethen. Er werde zur Genugthuung die Fürbitt der Martyrer, und die Schätze der Kirche annehmen, welche ihnen die Bischöfe angedeihen lassen. Und haben sie ihn durch ihre Buße gerühret; haben sie durch eifriges Gebeth seinen Zorn besänftiget, so können sie der Kirche wieder Freude bringen, welche sie betrübet, und von dem Herrn nicht allein die Vergebung, sondern eben die Krone erhalten, welche die Martyrer verdienet haben."

II.

Das Schreiben an den heiligen Papst Kornel über den falschen Bischof Fortunat, und den Schismatiker Felicissimus enthält die schönsten Züge der Sanftheit, der

Güte,

Güte, der Weisheit und Standhaftigkeit. Wir wollen sehen, was Cyprian von diesen zween Männern denket, welche so viel Unruhe in der Kirche Afrikens gestiftet haben.

Wollen sie sich nach unserm Urtheile fügen, so stellen sie sich vor uns. Wir werden sie mit aller Güte und Sanftmuth aufnehmen, und ihnen alle Freyheit gewähren, welche sie nur immer verlangen können. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß alle in den Schooß der Kirche zurückkehren, alle Soldaten sich wieder unter der Fahne Jesu Christi sammeln, und das Haus Gottes voll werde. Aus heißem Verlangen, alle Brüder zu vereinigen, setze ich mich über alles weg, stelle mich an, als nehme ich vieles nicht wahr, und untersuche nicht alles mit Strenge, was selbst wider Gott geschehen ist, und werde wegen meiner gar zu großen Gelindigkeit beynahe selber strafbar. Ich werde diejenigen mit unbekränzter Liebe umfangen, welche sich als Büßer stellen, und ihr Vergehen mit demüthiger Aufrichtigkeit bekennen."

„Aber sollten einige den Eingang in die Kirche, nicht durch Bitten und bußfertige Thränen, sondern durch Drohen und Schrecken ertrotzen wollen, denen erklären wir, daß man ihnen die Kirche nie öffnen wird. Sie müssen wissen, daß sich diese Festung, welche über einen Felsen erbauet ist, auf unmächtige Drohworte nicht ergiebt. Ein Bischof, welcher den Verordnungen seines Meisters getreu, ganz von und für das Evangelium lebt, kann wohl getödtet, aber nicht überwunden werden. Wie! weil eine Handvoll Tollköpfe, verlassen vom heiligen Geiste, aus dem Wege des Herrn treten, sollen wir feigherzig die Pflichten verrathen, welche uns die Erblehre vorschreibt? Verlangen sie aufrichtig den Frieden, so legen sie die Waffen nieder; und unterwerfen sich der Kirche; wozu bedarf es Drohungen? Und kommen sie damit aufgezogen, so müssen sie wissen, daß sie die Hirten nie schrecken werden."

III.

Hier ist noch ein Beweis, mit welch unerschrockener Standhaftigkeit der heilige Cyprian über die Aufrechthaltung der Kirchenzucht wachte. Der Bischof Rogatian hatte ihm geschrieben, er sey von einem seiner Diakone gröblich beleidiget worden. Er bringt die Klage bey seinem Metropolitanbischofe an, und erholt sich zugleich Rathes, wie er sich mit dem Schuldigen zu benehmen hätte; und der heilige Cyprian antwortet ihm:

Diesen Diakon muß man wegen seiner Vermessenheit zu der Buße anweisen. Er lerne, was er der bischöflichen Würde schuldig ist, und verstehe sich zum nöthigen Ersatze. Will er sich nicht dazu bequemen, so setze man ihn ab, und belege ihn mit dem Banne. Und weil du noch eines andern Christen erwähnest, welcher mit dem Diakon gemeine Sache gemachet hat, so magst du auch ihn strafen, oder von der christlichen Gemeinde ausschließen. Uebrigens wäre mein Rath, dich so dabey zu benehmen, daß sie ihren Fehler selbst erkenneten, und wieder gut machten, und dich künftig ungestört deine Pflicht erfüllen ließen. Denn es ist immer besser, wir zeigen Güte, und tragen die Unbilden mit Geduld, als daß wir sie mit hirtlicher Gewalt rächen.

IV.

Es war in den ersten Jahrhunderten der Kirche verbothen — und dieses Verboth blieb lange Zeit in seiner Kraft — Niemanden aus dem Klerus eine Vormundschaft aufzutragen. Geminius Viktor aus der Stadt Furni hatte den Priester Geminius Faustin, seinen nahen Vetter, wie sich wahrscheinlich vermuthen läßt, zum Vormunder seiner Kinder ernennet. Der Heilige schrieb an den Klerus und die Bürgerschaft der Stadt, und gab ihnen zu verstehen, wie schmerzlich er diese Verletzung der Kirchenzucht empfunden habe. Er sagt, dieß sey eine von den Konzilien verbothene Sache, welche nicht wollten, daß zum Dienste Gottes eingeweihte Personen in ihren heiligen Verrichtun-

rungen gestöret, und zu weltlichen Geschäften angestellet würden; diejenigen aber, welche sich ihrer zu diesem Ende bedienten, sollten nach ihrem Tode aller Theilnahme an den Gebethen der Kirche verlustiget seyn. Er schließt sein Schreiben mit diesen Worten:

„Weil Viktor den Priester Faustinus zum Vormunder seiner Kinder ernennet hat, so wirst du für seine Seele nicht opfern, noch zu seinem Troste einiges Gebeth in der Kirche verrichten lassen, um zu verhindern, daß Niemand künftig weltliche Geschäfte denjenigen auftrage, welche sich allein mit dem Dienste des Altares abgeben sollen. Man wird in der Folge die Kirchliche Verordnungen genauer beobachten, wenn auf den begangenen Fehler die verdiente Strafe folget."

Heyden und Christen hielten den heiligen Cyprian in Rücksicht seiner Sittenreinigkeit, und der Sanftheit seiner gesellschaftlichen Tugenden, wie auch wegen seiner Gelehrsamkeit, Klugheit und Bescheidenheit in alle seinem Betragen für die Zierde des menschlichen Geschlechtes. Wir wissen diesem Lobspruche nichts beyzusetzen.

Arnobius.

Seht hier den merkwürdigsten aus jenen erlauchten Männern, welche den Götzendienst verlassen, und zur Fahne Christi geschworen haben. Arnob ist dieser berühmte Flüchtling, welcher die Beredsamkeit zu Sicka, einer der ersten Städte Afrikens, lehrete. Er war mit alle den Kenntnissen, welche die Philosophie, die Geschichte, die Dichtkunst, die Mythologie, oder heydnische Götterlehre gewähren, ausgerüstet; und da er das Christenthum bloß aus der gehäßigen Schilderung der Abgötter kannte, hatte er über die Anhänger dieser Religion oft weidlich losgezogen. Indessen fielen ihm doch, trotz aller Vorurtheile, und seiner erhitzten Einbildung, die heldenmüthigen Tugenden auf, so er an den Christen häufig wahrnahm. Dieser Eindruck wurde mit jedem Tage stärker; seine Abneigung gieng in Hochachtung über, er änderte seine Denkungsart, und begehrte endlich selbst unter die Gläubigen aufgenommen zu werden.

Die Christen von Sicka urtheilten von Arnoben, wie einst die Einwohner der Stadt Damaskus von dem heiligen Paulus. Seine Aeußerung war ihnen verdächtig; man betrachtete ihn, als einen rhetorischen Schwätzer, welcher im Herzen ein Feind des Christenthumes wäre, und wies ihn mit seinem Begehren ab. Arnob errieth ohne Schwierigkeit die ganze Ursache der Verweigerung, und um mit Einemmale allen diesen Bedenklichkeiten ein Ende zu machen, und einen unlaugbaren Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, trug er sich an, die heydnische Religion mit aller Stärke, deren er nur immer fähig wäre, anzugreifen: und dieses leistete er in einem großen Werke mit der Aufschrift: Streitreden wider die Heyden.

Unter-

Untersucht man dieses Buch, so entdeckt man deutlich aus dem erhabenen Begriffe den er von Jesu, und der Heiligkeit der christlichen Sittenlehre angiebt, daß Arnob, das Evangelium wohl studieret hat: aber zugleich wird man gewahr, daß er um den Moyses, um die Propheten, und die andern Bücher des alten Bundes nichts müße gewußt haben, weil er selbe nie für sich anführet. Da er sich allein damit beschäftigte, das Lächerliche, Abgeschmackte und Ungereimte der heydnischen Religion anschaulich aufzudecken, und die falschen Grundsätze, und elenden Schlüße zu bestreiten, hinter welche sich die Heyden verschanzten; so borget er auch alle seine Gründe allein von der Vernunft; aber von einer unverdorbenen, schlichten, körnigen Vernunft, der man sich ergeben muß. Er zerschmetteret seine Feinde durch die Stärke seiner Beweisgründe, durch den unermeßlichen Umfang seiner Belesenheit, durch das Zeugniß ihrer glaubwürdigst- und ansehnlichsten Geschichtschreiber, und durch die Unmöglichkeit, deren Geständniß er ihnen abnöthiget, den empörenden Gräuel ihrer Religion auf irgend eine Weise zu beschönigen.

Der wenige Fleiß, welchen er auf die heilige Schrift gewendet hatte, und sein herrschender Geschmack für die platonische Philosophie sind Ursache, daß er zuweilen die Ideen dieses berufenen Weltweisen als eigen annimmt, und auf Irrwege geräth, vornehmlich, wenn er auf den Ursprung und die Natur der Seele zu reden kömmt, wie aus seinem zweyten Buche erhellet. Doch man muß sich erinnern, daß Arnob, während er sein Buch verfaßte, noch ein Heyde war, und wenig Umgang mit den Christen pflegte. Aber deßwegen sind alle Lehrsätze der heydnischen Theologie nicht weniger gründlich widerlegt, und dieß war endlich die ganze Absicht dieses großen Mannes. Er war nie gesonnen, die Wahrheiten des Christenthumes zu lehren, und zu beweisen, sondern die Ungereimtheiten ihrer Mitwerberinn, der heydnischen Religion, aufzudecken; und dieß leistete er mit dem glücklichsten Erfolge; wie er

denn

dann auch in Rücksicht dieses Buches unter die Christen aufgenommen wurde. Er hat sein Werk um das Ende der Regierung Diokletians, oder um das Jahr 300 nach christlicher Zeitrechnung verfasset, da eben das Feuer der Verfolgung zum heftigsten wüthete. Dieses schöne Werk ist in sieben Bücher abgetheilet, davon wir einen Auszug mit der möglichsten Bestimmtheit hersetzen wollen.

Erstes Buch.

Von der Unbilligkeit der Klagen, und des Hasses der Heyden wider das Christenthum.

Wir wollen den Inhalt des ersten Buches mit den eigenen Worten des Verfassers angeben. Da ich seit einiger Zeit merkte, spricht er im Eingange, daß gewisse vermeyntliche Weise, von ihren Vorurtheilen geblendet, in einem schwärmerischen Tone lärmen; die Götter haben, weil sie seit der Einführung des Christenthumes ihre Tempel und Altäre verlassen sehen, die zärtlich- und wohlthätige Sorge für die Unterwelt aufgegeben, und aus Rache das Menschengeschlecht mit Strafen jeder Art heimgesuchet; so habe ich beschlossen, meine wenige Einsichten und Talente zur Widerlegung dieser verläumderischen Beschuldigungen anzuwenden, und allen Vorwand des Hasses wider den christlichen Namen zu zerstreuen.

Meine Absicht dabey ist, zu verhindern, daß die Abgötter ihr kahles, äußerst elendes Gewäsche nicht für wichtige Gründe halten, und falls wir uns nicht vertheidigen, glauben, sie hätten ihren Sieg nicht unserm Stillschweigen, sondern der Schwäche unserer Sache und der Stärke der Wahrheit zu verdanken.

Die Beschuldigung, womit man wider uns auftritt, könnte nicht wichtiger seyn: und kann man beweisen, daß wir die Ursache der schrecklichen Strafgerichte sind, welche unsern Erdball verheeren, und dieses Weltall erschüttern,

so verdienen wir, nach meinem eigenen Geständnisse, den unversöhnlichsten Haß. Wohlan, untersuchen wir die Sache gelassen und mit kalten Blute. Ich schmeichle mir, durch eine Reihe von Vernunftschlüßen, und Beweisgründe zeigen zu können, daß nicht wir die Leute sind, welchen man Gottlosigkeit Schuld geben kann; sondern daß dieser gehäßige Vorwurf ganz auf jene zurückfällt, welche sich an den Götzendienst und den verjährten Aberglauben halten.

Ihr lärmet unabläßig, daß, seit es Christen giebt, alle Naturgesetze aus dem Geleise getreten sind.

In der Antwort Arnobens auf diese erste Klage findet sich alles vereint, was nur die Philosophie, die Beredsamkeit, und die glücklichste Einbildungskraft Glänzendes, Lehrreiches, und Ueberzeugendes aufbringen kann. Sein Geist schwingt sich bis zu den Sternen auf, und beschreibt den Gaug der Himmelskörper, er durchwanderet die Erde, und betrachtet sie nach der physisch- und sittlichen Ordnung, er zieht die ältesten Geschichten zu Rath, um mit Vernunft über die Geißeln des Menschengeschlechtes Pest, Krieg, Trockenheit, und Hungersnoth, zu urtheilen, und am Ende ergiebt sich, daß die Welt noch immer ihren alten Trott geht, und ist die letzten dreyhundert Jahre, seit dem Ursprunge der Christen, ein Unterschied angeblich, so besteht er darinn, daß die Strafgerichte seither erträglicher und seltener geworden sind.

Aber sagten die Heyden, woher käme denn so viel Unglück, wenn es nicht von euch kömmt? Mit der Erklärung, woher die Uebel kommen, antwortet Arnob, bin ich eben nicht gesonnen, mich abzugeben. Mir genügt, auf eure Beschuldigungen zu antworten. Eure Frage thut nichts zur gegenwärtigen Sache. Wollet ihr aber schlechthin wissen, wie ich darüber denke, so könnte ich euch sagen u. s. f. Bey dieser Gelegenheit zeigt Arnob die ganze Unwissenheit, Ungerechtigkeit, und das schiefe Urtheil des Menschen, wenn er mit seinem schwachen Auge in die Werke

Got-

Gottes dringen, dessen Vorsicht meistern, und mit seiner blöden Vernunft die unendlich- und unbegreifliche Weisheit des höchsten Wesens messen will. In allen diesen Antworten herrschet viel Scharfsinn und Stärke.

Die Christen sind es, fuhren die Heyden fort, welche den Zorn der Götter reizen. Gemach ein wenig, wenn ich bitten darf, ruft Arnob aus: diese eure Unverschämtheit ist doch gar zu toll. Ist denn die Welt seit den dreyhundert Jahren, wo es Christen giebt, unabläßig mit Strafen heimgesuchet worden? Wie manchen Sieg haben die Römer erfochten? Wie sehr haben sie des Reiches Gränzen erweiteret? Wie viele vorher unbekannte Nationen sich unterworfen? Welch ein Ueberfluß herrschte nicht öfter? Gab es auch zwischen unter Unglücksfälle; äußerten sich Trockenheit und Seuchen, was läßt sich wohl daraus folgern? Ein Weiser sieht darinn nichts denn Wechsel und Veränderungen, deren es immer welche in der Natur gegeben hat.

Ihr beschuldiget uns, daß wir an die Stelle der alten Religion einen Gottesdienst voll der Ruchlosigkeit setzen. Saget uns doch zur Gnade, ihr geheiligten Dollmetscher der Gottheit, welche sind ruchloser, die, welche einen ewigen Gott, den Schöpfer und Herrn der Welt anbethen, oder aber jene, welche gehörnten und bockfüßigen Waldteufeln, Huren und Thieren jeder Art Opfer schlachten? Nachdem er das Lächerlich- und Abgeschmackte dieser heydnischen Glaubenssätze recht fühlbar dargeleget hat, giebt er den rührendesten und erhabensten Begriff von dem wahren Gotte an, den wir durch das Licht der Natur erkennen, und dessen Ideen in unsere Seele mit unauslöschlichen Zügen eingegraben ist.

Man tadelt euch nicht, sagten die Heyden, daß ihr den großen und all waltenden Gott anbethet; aber daß ihr einem Menschen, welcher wie andere gebohren ward, und endlich am Galgen starb, göttliche Ehren beweiset, das verdammet man an euch.

Und haben nicht; antwortet ihnen Arnob, alle eure Götter Vater und Mutter gehabt? Er erinneret sie bey diesem Anlasse mit aller Umständlichkeit an das Geschlechtsregister ihrer Götter, und setzet bey: Habet ihr diese aus Ursache der Wohlthaten, welche sie dem Menschengeschlechte erwiesen haben sollen, in die Reihe der Götter gesetzet; so verdient gewiß Niemand besser, als J. C., aus Erkenntlichkeit angebethet zu werden. Dieser große Lehrmeister, sagt er mit Entzücken, hat mich auf den Weg der Weisheit hingeleitet; er hat mich würdig von Gott denken gelehret: In diesem Leben haben wir alles von ihm, und in dem kommenden hoffen wir noch unvergleichlich mehr von seiner Güte. Und ich soll ihn nicht anbethen, nicht für meinen Gott erkennen?

Aber ihr saget, er ist am Kreuze gestorben. Schadet vielleicht ein grausamer und schmerzlicher Tod der Ehre und Tugend? Was denket ihr vom Pythagoras, vom Sokrates, vom Aquilius, und Regulus, welche man durch die schrecklichsten Martern aus der Welt hinausfolterte? Opferet ihr nicht dem Bachus, dem Herkules, dem Itys, und Romulus, deren Loos euch nicht unbekannt seyn kann? Entweder seyd ihr nicht ganz richtig im Kopfe, daß ihr Leute anbethet, welche man in Stücke zerrissen, oder durch Feuer und Schwert hingerichtet hat; oder ihr könnet es nicht so gar übel finden, daß wir den gekreuzigten Jesus anbethen. Wir bethen ihn an, weil er Gott und Mensch zugleich ist; Mensch wie wir, und Gott wie sein himmlischer Vater. — Man kann sich nichts Größeres, nichts erhaben- und rührenderes denken, als das Gemälde, welches er von J. C., von dessen Leben, Wundern, Tugenden und Wohlthaten entwirft.

Da die Heyden gegen die glänzenden und unläugbaren Wunder J. C. mit den Märchen, und dem kleinlichen Blendwerke auftraten, womit sich der Pöbel von seinen Göttern trug, antwortet ihnen Arnob auf eine Weise, daß sie sich ihrer Vergleichung gewiß schämen mußten. Er

vers

verfolgt sie bis in die letzten Verschanzungen ihres Unglaubens, und endet damit, daß er zum Beweise der Allmacht Jesu Christi nicht jene Wunder, welche der Heiland gewirket hat, sondern die Gewalt anführet, so er den Predigern seines Evangeliums mitgetheilet hat, ähnliche, ja noch größere, denn er selbst zu wirken. Ist das nicht, spricht er, ein hellschimmernder Beweis seiner Gottheit? Wie, leget uns doch dergleichen etwas von euren Göttern vor?

Zum Beschluße zeigt **Arnob** die Nothwendigkeit, daß Gottes Wort Mensch wurde, um uns zu erleuchten, zu unterrichten und zu erlösen, wo er die Undankbarkeit derjenigen rüget, welche die Wohlthat der Erlösung nicht benutzen.

Zweytes Buch.

Von den Gründen, aus welchen die Christen an das Leben und die Wunder J. C. glauben.

Nachdem **Arnob** im ersten Buche die Ungerechtigkeit der Abneigung und des Hasses der Heyden gegen die christliche Religion anschaulich erwiesen hat, zeigt er ihnen im zweyten, wie weit vernünftiger, und ohne Vergleich glaubwürdiger die Lehrsätze der Christen, als die ihrigen sind.

Wir können nicht glauben, noch für wahr annehmen, sagen die Heyden, was euer Christus von den Verheißungen und Belohnungen, von den Drohungen und Strafen alles dahergeprediget hat. Wer weiß, was des Menschen jenseits der Grube wartet?

Arnob antwortet ihnen auf die bestimmteste und deutlichste Weise. Unterrichten uns gleich die Sinne, spricht er, über unser Loos nach dem Tode nicht: so saget uns zum Ersatze die gesunde Vernunft, daß es immerhin besser ist, zwischen zwo ungewissen Sachen jenes zu glauben, was die Seele mit einer süssen Hoffnung erfüllet, als was

gar keine gewähret. Betrügt man sich im ersten Falle, so setzt man dabey nichts aufs Spiel, in dem zweyten aber wagt man alles, weil man sein ewiges Heil waget. Was saget ihr dazu, wahnsinnige, bemitleidungswürdige Leute? Fürchtet ihr nicht, was euch gegenwärtig das Verderbniß eures Herzens zu glauben hindert, werde mit der Zeit die Quelle eurer Reue, und die Ursache eurer Strafe seyn?

Indessen hättet ihr die dringendesten Beweggründe euch zu entschließen, und wie wir zu glauben. Haben sich diese große Wahrheiten nicht in der ganzen Welt ausgebreitet? Giebt es eine so wilde Nation, deren Sitten sie nicht gemilderet hätten? Wie viele wahrhaft große Geister, Redner, Rechtsgelehrte, Philosophen, und Aerzte haben sie anerkennet? Wie viele Gatten haben den Banden der Ehe, wie viele Kinder der Erbschaft der Aeltern, wie viele Bürger eher dem Leben, als ihrer Religion entsagt? Und was ist endlich die Wirkung jener entsetzlichen Martern, womit ihr gegen die Christen wüthet? Sie wachsen mit jedem Tage stärker an, und sammeln sich, euern Unmenschlichkeiten zum Trotze, nur noch häufiger unter der Fahne des Glaubens. Haben diese Veränderungen keine Ursache? Geschehen sie ohne mächtige Beweggründe? Muß nicht in diesem Vorfalle jeder unbefangene Menschenverstand eine ganz göttliche Kraft und Gewalt entdecken?

Ihr werdet sagen, nur hohle Altagsköpfe, von denen es an jedem Orte der Welt wimmelt, lassen sich von diesen Lehr- und Glaubenssätzen bethören.

Aber seyd ihr denn allein die hellsehenden Geister? Habet ihr allein die Weisheit zum Erbe bekommen? Und worinn besteht diese eure tiefe Weisheit, dieses Feine des Geistes, diese Einsichten, und dieser durchdringende Verstand? Wie! weil ihr eurer Sprache mächtig seyd, jeden widerhaarigen Period zu glätten wißt, und jedes Wort ängstlich abwäget; weil ihr einige kleine Schriften von kahlen Unterweisungen aus dem Kopfe hersagen könnet, so

glau-

glaubet ihr im Stande zu seyn, zwischen Wahrheit und Falschheit jedesmal zu unterscheiden, über die Möglich- und Unmöglichkeit der Dinge zu urtheilen, und wie über die alltäglichen, so auch über die erhabensten Gegenstände zu entscheiden? und voll von dieser Selbstgenügsamkeit setzet ihr euch auf den Richterstuhl, und thut den Ausspruch, daß unsere Hoffnung nichts wie Kinderey und Dummheit sey. Saget mir doch, habet ihr den schönen Spruch nie gehöret, daß des Menschen Weisheit in Gottes Auge nichts wie Thorheit ist?

Aber welch ein Aussehen gewinnt es mit euren tiefgründenden Einsichten, wenn ihr es waget, über geistige Dinge, oder die Geheimnisse der Natur zu vernünfteln? leget ihr alsdann nicht klar zu Tage, daß ihr nichts von alledem versteht, was ihr mit der größten Hartnäckigkeit vertheidiget, und als eine anschaulich gewisse Sache verkauft? Eine wesentliche Wahrheit, die sich ein jeder zu erkennen bestreben sollte, wäre es, daß wir alle zusammen so blind, als stolz sind, und ob wir schon in der That nichts wissen, doch von Hoffart strotzen, als wären wir ein Abgrund aller Wissenschaften. Ich will das Göttliche noch nicht berühren, und mich allein auf die natürlichen Dinge einschränken.

Um seinen letzten Satz zu beweisen, führt er eine lange Liste von Fragen an, über welche sich die Philosophen herumbalgen. Die halten sich an diese, jene an die entgegengesetzte Meynung; alle widersprechen sich einander, und machen eben dadurch ihr Urtheil und ihre Entscheidungen ungewiß. Ihr tretet, fährt Arnob fort, so wie es euch behagt, dieser oder jener Meynung bey. Ich weiß gar wohl, es bleibt euch unverwehrt, zu glauben, was ihr wollet: aber warum gönnet ihr uns nicht eben diese Freyheit?

Ihr glaubet dem Plato, dem Chronius, dem Numenius, oder einem andern, der euch besser ansteht: und wir,

wir glauben Jesu Christo. Hier stellet er eine Vergleichung zwischen der Lehre des Heilandes und der Philosophen, zwischen seinen und ihren Werken und Tugenden, und dem Erfolge an, womit Jesus und seine Apostel Einer- und die Philosophen andererseits das Menschengeschlecht unterrichtet haben.

Hernach führt er an, was die christliche Religion bey den Indianern, Seren, Arabern, Persianern, Medern, Parthern, und Aegyptiern, was sie in Asien, Syrien, Galatien, Achaien, Macedonien, und in allen Ländern, welche die Sonne bescheinet, ja so gar zu Rom bewirket hat, wo trotz des von Numa eingeführten Aberglaubens Millionen Einwohner die Religion Jesu Christi angenommen haben. Diese Römer, setzet er bey, haben als Augenzeugen den berüchtigten Zauberer Simon auf das Gebeth des großen Apostels Petrus aus der Luft herabstürzen gesehen, wo er seine Beine brach, und nach Brinde getragen wurde. Aber um seiner Schande, und seinem Schmerzen ein Ende zu machen, warf er sich von einem hohen und steilen Orte herunter, und endete durch diesen zweyten Sturz sein Leben.

Dieß sind so die Beweise, welche Arnob beybringt, um den Grund des christlichen Glaubens zu zeigen.

Die letztern Worte dieses Buches sind merkwürdig, und verdienen wohl, in einem Jahrhunderte, wie das unsrige ist, wiederholet zu werden. Wir wollen uns in Gottes Arme werfen, damit der Unglaube nicht in unserm Geiste über den Begriff siege, welchen wir uns von seiner Allmacht gestalten müßen; aus Furcht, es dürfte uns, während wir Scheingründe auswitzeln, dem, was falsch ist, den Anstrich der Wahrheit zu geben, die letzte Stunde überfallen, und wir unversehens eine Beute des Todes werden.

Drittes Buch.

Ueber die Natur der heydnischen Götter.

Das dritte Buch ist eine Abhandlung über die Götter des Heydenthumes. Man wird hart eine Schrift finden, wo mehr Witz und Belesenheit herrschte, und das beißende Salz eines feinen Scherzes sinnreicher angebracht wäre. Er setzet die Heyden selbst wegen dessen, was sie von ihren Göttern wissen, zur Rede, und decket ihnen bey dieser Gelegenheit das Lächerliche der heydnischen Theologie, den Mangel der Beurtheilungskraft bey den Erfindern, die Thorheit derer, so dieses Zeug nachgebethet haben, und welche Verachtung jene verdienen, auf die sich diese alberne Fratzen für die ehrwürdigsten Wahrheiten aufhängen lassen.

Erst fragt er sie, ob diese Götter, welche sie anbethen, wohl sicher dort oben im Himmel wohnen. Ob etwa jemand um sich dessen zu versichern, einen Flug bis dorthin gewagt habe. Er fragt: Wer hat ihnen die Namen, welche sie tragen, geschöpfet, und wie viele sind ihrer? Tausend, zehn, oder hundert tausend, oder reicht ihre Anzahl gar an Millionen? Er läßt sie bemerken, wie Roms größter Redner sich in seinen philosophischen Schriften über diesen Gegenstand herausgelassen hat, und wie man bey dem Senata bittlich eingekommen ist, diese Bücher aus dem Grunde zu verbiethen, weil sie die christliche Religion begünstigten und für das ehrwürdige Alterthum zu beleidigend lauteten.

Hernach spottet er des Einfalles, daß sie bey ihren Gottheiten der Weibsen nicht vergessen hätten. Der Unterschied des Geschlechtes, sagt er ihnen, ist von dem Schöpfer zur Erhaltung der Arten, deren einzle Glieder zu Grunde gehen, geordnet worden. Diesen Unterschied bedarf es ja doch bey den Göttern nicht: sie sind unsterblich, und erzeugten sie Wesen ihres Gleichen, welch eine

unzählbare Menge Gottheiten würdet ihr nicht zulassen müßen? Zeugen sie aber, so müßen sie mit Zeugungsgliedern versehen seyn. Die guten Göttinnen wären demnach allen Unbequemlichkeiten ihres Geschlechtes unterworfen. Der Verfasser läßt sich bey dieser Gelegenheit sehr umständlich über die Schwangerschaften und Niederkunften, und über alles aus, was die Weiber dabey erfahren, und was die Hand der Geburtshelfer, und der Hebammen erforderet.

Was saget ihr dazu, geheiligte Vorsteher dieser schönen Religion? Es ist in Wahrheit ein erbaulicher Anblick, wenn man in dem himmlischen Palaste einen Bachus, einen Priapus im Kreise der verheurath- und unverheuratheten Göttinnen sitzen sieht. Diesen Göttern fluchen, und sie beschimpfen, ist weniger strafbar, als sich von ihnen so unwürdige Begriffe machen. Und ihr saget, wir reizen den Zorn der Götter wider das Reich! Sind sie wirklich Götter, so müßen sie ja wider euch äußerst aufgebracht seyn, da ihr ihnen die schimpflichsten Leidenschaften Schuld gebet, und sie unter die Schweine, Hunde, und verächtlichsten Thiere herabwürdiget.

Er behandelt dieses Geheimniß von Göttern nicht säuberlicher, da er ihre Gestalt und ihren Körperbau untersuchet. Haben sie eine menschliche Gestalt, sagt er, so werden sie wohl auch Leiber, wie wir andere Menschen haben: und da folgt eine Beschreibung des menschlichen Körpers, wie sie uns ungefähr ein Anatomiker liefern würde; aber welche eben nicht dazu gemacht ist, den Sterblichen Ehrfurcht gegen diese Art Götter einzuflößen. Giebt man ihnen Menschengestalt, so müßen sie wohl auch, um in ihnen nicht irre zu werden, unter sich verschieden seyn. Es wird denn im Göttergeschlechte, wie bey uns, Große und Kleine, Junge und Alte, Hagere und Beleibte, Krummbeine, und Stumpfnasen, Kahl- und Strobelköpfe geben, wie man es auch wirklich in den Tempeln sieht, und in den Büchern liest.

Von

Von dem Körperbau und der Gestalt dieser Gottheiten kömmt Arnob auf ihre Berufsgeschäfte und Handthierungen. Die Einen sind Aerzte, die andern Wollenweber, diese Musikanten, jene Matrosen. Es giebt auch Tapetenwirker, Viehhirten und Jäger, endlich auch Bauren unter ihnen. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Göttinnen. Sie spinnen, sie nähen, sie sticken, sie weben: einige machen Gärtnerinnen, und andere so gar Hebammen. Auch die Diebe haben ihre Schutzgöttinn, mit Namen **Laverna**. Was soll man erst von den zwo allerliebsten Gottheiten, dem **Mars** und der **Venus** sagen?

Mars hat seine liebe Lust daran, wenn er die Welt unter und über sich kehren, Nationen zusammen hetzen, Millionen Menschen in das Gewühl der Schlacht peitschen, und Berge von Erschlagenen aufthürmen, Reiche umstürzen, bürgerliche Kriege anfachen, und Väter gegen Kindern, Kindern gegen Väter den mörderischen Stahl aufdringen kann. Und woran findet eine saubere **Venus** ihr Behagen? Alle Abscheulichkeiten der ausgelassensten Wohllust und Schwelgerey, Ehre für die Metzen, Begünstigung ehelicher Untreue sind ihre Verheißungen; und die blutschänderische Glut der Väter gegen ihre Töchter, und der Mütter gegen ihre Söhne anfachen, die Kluge in Narren, und die Helden in Weichlinge umschaffen, und der Greisen gefrohrnes Blut durch den Anblick junger Dirnen aufthauen, ist ihre Beschäftigung. Nie hat sich wohl eine vernünftige Seele von einer Göttinn solch eine Vorstellung gemacht. Nennet uns, so lang ihr wollet, Gotteslängner, Ruchlose, und Leute ohne Religion. Ihr werdet uns doch nie bereden, daß es eine Liebesgöttinn, und einen Kriegsgott giebt, welche Zwist und Uneinigkeiten stiften, und unsere Seelen zu allen Thorheiten und Tollsinnigkeiten anspornen.

Ueber jenen unermeßlichen Troß der untergeordneten Halb- und Viertelgottheiten, der Musen, der Hausgötter u. s. f. wie auch über die Widersprüche der heydnischen

Schriftsteller geht Arnob ganz schnell weg. Vertraget euch demnach, spricht er am Ende, unter einander, und stürzet nicht selbst durch eure Widersprüche das Religionsgebäude, welches ihr gründen wollet, um.

Viertes Buch.

Von dem Ursprunge der Götter.

Die Untersuchungen über den Ursprung der Götter sind der Innhalt des vierten Buches. Römer, spricht der Verfasser, ihr seyd Herren der Welt; ihr bauet der Eintracht, der Ehre, der Frömmigkeit, der Tugend, dem Glücke die herrlichsten Tempel. Glaubet ihr wohl in allem Ernste, daß dieß wahrhafte Gottheiten sind? Oder ist alles bloß eine Folge des natürlichen Geschmackes, jenes, was man liebt und schätzet, zu vergöttern? Wir wären euch sehr verbunden, wenn ihr uns zeigen wolltet, wie es hergeht, daß diese Dinge da wahre Götter sind. Wir können, so große Mühe wir uns auch geben, nichts göttliches daran finden, und sehen weiter nichts, als den friedliebenden, frommen, tugendhaften, geehrten, und glücklichen Menschen, und fällen eben das Urtheil von dem Gegensatze, der Zwietracht, der Ungerechtigkeit, der Gottlosigkeit, und dem Unglaube: es sind weiter nichts, denn Worte, dadurch wir unser Urtheil von der Sinnesart eines Menschen zu Tage legen.

Was ist denn am Ende alle der Haufen von Göttern und Göttinnen, welche zufälligen Ereignissen, der erhitzten Einbildung, und der dummen Unwissenheit ihre Geburt zu verdanken haben? Von diesem Gelichter sind die Göttinn Luperka, weil eine Wölfinn Roms Stifter gesäuget hat; die Prästana, welche dem Romulus Kräfte, seinen Spieß zu werfen, gab; Panda, welche dem Tatius das Kapitol öffnete; Pellonia, welche die Feinde verjagte, und der Heerdegott Latosanus, ein seltsamer Pursche, mit einem Leibe aus Backsteinen, welcher die

Kü-

Küchen beschnuffelt, und endlich jener Testunus, jene Persika, jene Pertunda, deren garstige Berufsgeschäfte wir nicht erwähnen wollen. Woher sind alle diese Götter und Göttinnen gekommen, denen man die Sorge über alle Entwicklungen, und Veränderungen in der ganzen Natur, und über alles anvertrauet hat, was irgend ist, wächst und lebet.

Wir werden Arnoben nicht in allen Vereinzlungen seines Stoffes folgen, noch alle seine kritische und beißende Anmerkungen hersetzen. Wir müßen hören, was er von dem Ursprunge der größern Götter (Dii majores) sagt.

Um den Heyden zu zeigen, daß sie selbst nicht mehr wissen, wie sie daran sind, wenn man sie wegen ihrer größren Götter befraget, zählt er ihnen gleich im Anfange drey Jupiters her, deren jeder einen ganz verschiedenen Ursprung hat. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Sonne, deren fünf an der Zahl sind. Merkurn und Minerven giebt es eben so viele. Man rechnet vier Vulkane, drey Dianen, drey Aeskulape, und fünf Bachus. Wollte ich, spricht Arnob, einer dieser Gottheiten opfern, und stellten sich alle ein, welche unter diesem Namen bekannt sind, um an solcher Ehre Theil zu nehmen, wie könnte ich mich aus der Verlegenheit ziehen? Er setzt, das Opfer wäre auf die Pallas angesehen: und mit Einemmale kämen ihm fünf Weibstücke über den Hals, deren jede sich für die wahre Pallas ausgäbe, und die andern vier Bastarden schälte. Sie zanken mit einander trotz den Fischerweibern. Eben dieser Auftritt passet für alle andere Gottheiten.

Was ich euch eben erst gesagt habe, fährt Arnob fort, gründet sich auf die Bücher eurer Oberpriester und Theologen. Und unter der Anleitung dieser Schriften, welche die Heyden für geheiligte Urkunden hielten, giebt er auch von dem Wandel der Götter Rechenschaf. Er fängt bey dem großen Jupiter an, und stattet einen umständlichen Bericht von seinen Ausschweifungen ab, erzählt,

zählt, wie er sich in einen Stier, in einen Schwanen, in eine Schlange und Ameise umgestaltet hat, um die schüchternen Mädchen zu überraschen. Er rechnet sein Blutschanden, seine Ehebrüche und seine andere eckelhafte Liebeleyen her. Sein Bruder Neptun, Apollo sein Sohn, und sein Vater Saturn sind eben so ausschweifende Schandbuben. Endlich sind die Göttinnen um kein Haar besser, als die göttlichen Schappo. Man darf ja nur spricht Arnob, eure Opferpriester und Gelehrte nachschlagen.

Um diesen Gräuel und diese Ungebührlichkeiten, davon es in der Göttergeschichte wimmelt, zu bemänteln, sagten die Heyden, dieß alles habe die fruchtbare Einbildung der Dichter ausgehecket, um das Volk mit ihren Liedern zu unterhalten. Aber, wer kann glauben, daß die Poeten in ihren Gedichten einen Stoff sollten besungen haben, der dem Volke ganz neu und unbekannt gewesen wäre? Soll es irgend einen so unbesonnenen Menschen geben können, welcher so zum Scherze mit selbst ausgesonnenen Märchen aufgezogen käme, dadurch er sich den Zorn der Götter und Menschen zuziehen würde? Aber zugegeben, daß die Dichter diese schönen Waaren in Gang gebracht haben, kann man euchs verzeihen, daß ihr die Götter wegen solcher Lästerungen nicht gerächet, und diese ruchlose Dichter nach aller Schärfe der Gesetze bestraft habet.

Dann folgt ein kurzes, aber mit den lebhaftesten Farben entworfenes Gemälde des Lebens und der Ausschweifungen von dem meisten Theile der andern Götter und Göttinnen. Er äußert sein Befremden, daß alles, was im Reiche ehrwürdig und erhaben ist, sich bey den Schauspielen einfindet, wo diese Abscheulichkeiten aufgeführet werden; wo noch obendrein die Leute, welche diese Gauckeleyen auf der Bühne vorstellen, mit Reichthum und Ehre überhäufet werden. Hättet ihr nur ein Quintchen Ehrfurcht für eure Religion, schreibt er, so würdet ihr diese verdammliche Bücher ins Feuer werfen, und diese

Schau-

Schaubühnen niederreißen, wo solcher Gräuel täglich Ohren und Augen beleidiget.

Ihr verbrennet unsere Bücher, ihr reißet die Kirchen nieder, wo man uns Sanftheit, Ehrbar- und Wohlanständigkeit, Liebe und Großmuth gegen unsere Mitmenschen einflößet; wo wir Gott für die Obrigkeiten und Fürsten, für unsere Freunde und Feinde bitten: und da ihr die Gewalt in Händen habt, so behandelt ihr uns als ruchlose Bösewichter, weil wir eure Ruchlosigkeiten verabscheuen.

Fünftes Buch.

Von dem Ursprunge der heydnischen Ceremonien und Geheimnisse.

Es findet sich in diesem Buche eine Liste von Thatsachen, welche im Sinne der Heyden die heiligst- und erhabensten Dinge sind, und darauf sich der Götterdienst, die Ceremonien, und die größten Feyerlichkeiten der Religion des Reiches gründen. Das Ganze ist sehr unterhaltlich und äußerst wichtig. Arnob bezieht sich auf das Ansehen der glaubwürdigsten Schriftsteller, die er alle anführet, und macht ungescheut die beißend- und demüthigendesten Anmerkungen für die Heyden, deren dumme Leichtglaubigkeit in Rücksicht ihrer Religion er verlachet. Er fängt mit dem vorgeblichen Unterricht an, welchen die Nymphe Egerie dem zweyten römischen Könige Numa ertheilt haben soll.

Numa, spricht er, war wegen eines sichern Mittels, den Blitz abzuleiten, etwas verlegen. Er wendete sich um einen guten Rath an die Göttinn Egerie. Diese sagte dem Könige ganz im Vertrauen: Es wären in der Nachbarschaft zween Götter, Faunus und Pikus, welche dieses Geheimniß besäßen. Sie kämen hin und wieder zu einer Quelle die sie ihm nannte. Dorthin müße er zwey große Geschirre mit Wein setzen: unfehlbar würden

die

die Götter, wenn sie klug wären, den Rebensaft dem Wasser vorziehen, sich berauschen und einschlafen. In dieser Lage müße man sie überraschen, binden, und beym Erwachen zur Offenbarung des Geheimnisses anhalten. Numa gehorchte pünktlich. Die zwo Gottheiten ließen sichs schmecken, besoffen sich, schliefen ein, wurden gefesselt, und lehrten auf der Folter den Numa das Mittel, den Jupiter aus dem Himmel herabzulocken. Der Vater der Götter kam auch wirklich, und am Ende schwatzte der schlaue Numa nach langem Wortwechsel dem unvorsichtigen Jupiter das Geheimniß ab, durch welche Art Opfer man den Blitz ableiten könne. Arnob würzet die ganze Stelle mit dem stärksten und witzigsten Salze.

Hierauf folgt eine weitschweifige Geschichte der Göttermutter Cybele, welche wir aber ins Kurze ziehen wollen. Arnob erzählt ihre Geburt, ihre Liebsstreiche, alle Ausschweifungen und Thorheiten, welche sie begangen hat; die Schandthaten ihres Atys, und seiner Priester, welche man Salier oder Gallier nannte. Die Heyden mögen immerhin sagen, diese Erzählungen seyn nichts, wie Märchen; Arnob bezieht sich auf einen der berühmtesten Lehrer der heydnischen Religion den Timotheus, und tausend andere, welche eben auf diesen Schlag geschrieben haben. Er führet gegen sie selbst die Geheimnisse der guten Göttinn an, wo eben das vorgestellet wird, was die Geschichtschreiber erzählen.

Hier wäre der Ort, sagt Arnob, von allen andern Mysterien des Heydenthumes zu reden, um deren Geheimnisse nur eine kleine Zahl derjenigen weiß, welche man die Eingeweihten nennet. Aber der weite Umfang des Stoffes erlaubt es uns nicht, oder besser zu reden, wir scheuen uns, gewisse dieser Mysterien zu berühren, aus Furcht, durch eine umständlichere Meldung von ihnen unser eigenes Herz zu beflecken. Zu Folge dieser klugen Furcht begnüget er sich, ihre bloße Namen herzusetzen. Doch kann er die Blutschand Jupiters mit seiner Mutter nicht

ganz

ganz ungerügt lassen. Er macht bey dieser Gelegenheit die beißendeste Satyr über den Vater und König der Götter.

Die eleusinischen Geheimnisse waren viel zu berühmt, als daß in diesem Buche ihrer keine Erwähnung geschehen sollte. Gleiche Beschaffenheit hat es mit den Mysterien des Bachus. Arnobs behutsame Rücksicht auf den Wohlstand hindert ihn nicht, allen Gräuel davon aufzudecken: und weil sie zu nichts taugten, als alle Leute, ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes, oder Standes, zum Laster, oder zur Schwelgerey zu bilden, wendet sich der Verfasser in der Hitze seines Eifers an die Heyden, und spricht: Seht von diesem Schlage sind die religiösen Gebräuche, zu denen ihr uns mit Feuer und Schwertern, und durch die unmenschlichsten Martern zwingen wollet, Diese Götter dringet ihr uns auf; Götter, denen ihr euch zu gleichen schämen, und übel auf eure Kinder oder Angehörige zu sprechen seyn würdet, wenn jemand aus ihnen selbe nachahmen wollte."

Ihr spiegelt zwar vor, diese in sich selbst eben nicht gar erbauliche Histörchen seyn ja weiter nichts, wie Sinnbilder, welche große Wahrheiten in sich schlößen. Aber warum mußte man doch diese große Wahrheiten in eine so schmutzige Decke hüllen? Sind deßwegen eure Götter weniger mißhandelt? Und wie beweißt ihr uns, daß eure Schriftsteller, da sie dieses unflätige Zeug hinschmierten, an diese Sinnbilder gedacht haben? Gelingt es auch zuweilen, in einiger dieser Thaten, Geheimnisse und Ceremonien einen sinnbildlichen Verstand heraus zu kriegen, so läßt sich bey einer Menge anderer nicht die geringste Spur eines verblümten Sinnes ausfinden. Dieses ganze Bruchstück ist ungemein feurig abgefaßt, und deckt den Gräuel des Heydenthumes bis zur anschaulichsten Gewißheit auf.

Leuten, spricht Arnob, welche Gefühl für die Religion haben, ist alles, was Bezug auf die Götter hat, so

gar der Name, den man ihnen beylegt, ehrwürdig: das müßet ihr selbst bekennen. Seyd ihr demnach nicht strafbar, da ihr den Namen eurer Gottheiten so abscheulich entheiliget, und damit die Raserey des Krieges, die schwelgerischen Ausschweifungen, den Wein, ja die niederträchtigst- und verächtlichsten Sachen bezeichnet? Alle diese Dinge haben schon ihre Benennungen; Welch eine Noth treibt euch, ihnen die Namen der Götter beyzulegen? Ihr seyd nichts, wie Menschen; und würdet euch durch solch einen Mißbrauch beleidiget finden. Warum beschimpfet ihr denn eure Götter so?

Sechstes Buch.

Von den Tempeln und Bildsäulen der Götter.

Schätzbare Untersuchungen über die Tempel und Statuen, oder Bildsäulen der Götter machen den Innhalt des sechsten Buches aus. Die Weise, wie Arnob in diesem, und großentheils auch in den andern Büchern redet, bezieht sich immer auf den Begriff, welchen sich die Heyden von ihren Gottheiten machten. Nach den Grundsätzen ihrer Religion erkannten sie Gott nicht unter dem Bilde eines alleinigen, pur geistigen, und allgegenwärtigen Wesens; und ihre Götter mit ihrer angemaßten Gottheit hatten, so wohl in Rücksicht des Guten, als des Bösen, das ganze Loos der schwachen Menschheit ererbet. Ich glaubte, meinen Lesern diese Anmerkung schuldig zu seyn. damit sie vermittelst ihrer im Stande wären, sich besser in den Geist des Schriftstellers zu versetzen.

Welch eine Absicht habet ihr denn wohl, fragt Arnob die Heyden, so ihr euren Göttern Tempel errichtet? Mit körperlichen Augen betrachtet, sind sie prächtig; aber wie klein werden selbe, wenn man sie gegen der Götter Majestät und Größe hält? Ihr bauet ihnen ja nur Häuser. Denn saget ihr nicht selbst: Seht, wo Apollo, wo Mars, wo Jupiter wohnet; dahin gehen wir, um sie

zu bitten, und anzurufen; da sind sie zugegen. Es haben demnach eure Götter ein jeder sein besonderes Haus, nimmts Arnob auf; und wenn Apollo zum Beyspiele einen Tempel in den kanarischen Inseln, einen andern in Indien, den dritten in Britanien, und den vierten, in Aegypten hat; wie kann dieser Gott zu einer und derselbigen Zeit an so verschiedenen Orten zugegen seyn? Muß er durch unermeßliche Sprünge stets aus einem Tempel in den andern hüpfen? Was werdet ihr auf diese meine Frage antworten?

Aber was waren eure ersten Tempel? Grabmäler und Leichenhügel, wie alle Geschichten sagen. Der schöne Tempel des kapitolinischen Jupiters war die Grabstätte des Olus Vulcentanus, man fand daselbst sein Haupt, und nennte den Ort Capitolium (Caput Oli) — Könnte man den unsterblichen Göttern einen größern Schimpf anthun, als daß man ihnen ihren Aufenthalt unter den Modern, unter der Fäulniß der Todtenäser anweiset. Was eure Statuen, und Bildsäulen betrifft, so verschwendet ihr alle Kunst auf sie, und verehret sie unter einer Menge Ceremonien. Ihr werdet vielleicht sagen, diese Statuen stellen eure Götter vor, und bey deren Anblicke könntet ihr euch an diese Gottheiten so lebhaft erinnern, als ob sie persönlich zugegen wären. Aber woher wisset ihr, daß diese Standbilder eure Götter vorstellen? Ich sehe in den Tempeln den Jupiter Hammon mit Widderhörnern, den Saturn mit einer Sense, den Bachus in der Stelle eines Trunkenboldes, die Venus fadennackend, den Neptun mit einem Dreyzacken, und den Apollo mit der Leyer. Sollte man aber diese Merkmaale an euren Statuen vertauschen, woran würdet ihr nachher eure Götter kennen?

Aber weiß man etwa nicht, was diese Bildsäulen vorstellen? Menschen sind es, welche hienieden unter uns gelebet haben. Ist nicht Athens Merkur nach dem Alcibiades gebildet? Arbeitete nicht Praxiteles, da er seine Venus von Gnidus verfertigte, nach dem Model

Cratina, einer berufenen Metze, in welche der Künstler selbst zum Tollwerden verliebet war? Eine andere Hure, Phryne mit Namen, ein Wunder der Schönheit, lieh ihre Gestalt zum Muster für des Thespis Venus her. Feile Dirnen bethet ihr demnach in eurer Venus an. Und woher hat sich Phidias sein Ideal für die berufene Bildsäule des olympischen Jupiters hergeholet? von dem Pantarces, jenem ruchlosen Gegenstande unnatürlicher Männerliebe, dessen Namen der Künstler so gar in die Hand der Statue eingrub.

Wie! vernünftige Geschöpfe, wie ihr seyd, werfen sich vor Klötzen von Gold, von Marmor, von Elfenbein, von Letten nieder, welche Menschenhände gestaltet, und bearbeitet haben, und die nichts, wie Menschen vorstellen? Ihr haltet sie für Götter, bethet sie an, und wendet euch mit eurem Gebethe, und euren Gelübden an sie! Gemach, saget ihr! wir glauben nicht, daß diese Klötze zu Göttern werden: aber versicheret sind wir, daß auf die Einweihung dieser Statuen die Götter kommen, und in ihnen wohnen.

Dieß heißt doch etwas sagen, spricht Arnob. So wisset ihrs denn gewiß, daß die Götter nach diesem feyerlichen Ceremoniel die Standbilder in Besitz nehmen? Aber geschieht es freywillig, oder durch die unwiderstehliche Kraft der Einweihung? Finden sie sich ein, um stets da zu verbleiben, oder bleiben sie nur, wann und so lang sie wollen? Arnob setzt alle Folgen seiner Fragen vollkommen gut auseinander, und fährt also fort: Es giebt Statuen, welche überaus klein sind, und kaum Murmelthierchen Größe haben. Es wird den guten Göttern sauer werden, wenn sie sich in diese winzigen Behältnisse einzwingen sollen. Ihr habet Bildsäulen des Jupiter, des Vulkan und Apollo zu tausenden: sie werden sich wohl theilen müßen, um in allen diesen Statuen zu einer und derselbigen Zeit zu wohnen. Aber wohnen diese Gottheiten in den Bildsäulen, warum befestiget ihr sie denn mit eisernen Hacken, und Schienen? Warum eine so zahlreiche Wache rings um

Ihre Tempel? Können sich etwa diese Gottheiten nicht selbst wider Diebe und Räuber, und den Frevel schützen, dem sie so oft bloß gestellet sind? Der Verfasser belustiget sich mit der Erzählung einer Menge Thatsachen, Unannehmlichkeiten und Mißhandlungen, welche die Götter sich von den Seeräubern, Fürsten, Freygeistern und Ausschweifslingen mußten gefallen lassen.

Endlich sagten die Abgötter noch zu ihrer Vertheidigung; man bediene sich der Statuen, um ein rohes Volk im Zaume zu halten, seine Sitten zu mildern, es von einem viehischen Leben abzubringen, ihm die Furcht der Götter einzuflößen, und durch diese äußerliche Pracht und Majestät Eindruck auf ihre Unempfindlichkeit zu machen.

Man muß euch die Ehre lassen, spricht Arnob; ihr habet die Sache klug ausgedacht, und euren Endzweck glücklich erreichet? Genau seit der Zeit, daß ihr Tempel und Bildsäule vervielfältiget, ist die Welt ruchloser, und die Ausschweifungen jeder Art zahlreicher geworden. In der That ein drolliges Mittel! Um die Menschen wieder an Tugend und gute Sitten zu gewöhnen, zeigt man ihnen den Jupiter in einem weiblichen Aufsatz, und mit einem langen Barte, welcher sich bey einem niedlichen Kopfputze ganz besonders ausnehmen muß; die Ceres in einer ungebührlichen Stellung, den Anubis mit einem Hundskopfe, die Venus mit aller Zurüstung einer reizenden Metze, den Vulkan mit einem Ambos, den Bachus mit einem ungeheuren Trinkgeschirre. Hat es jemals Leute so ganz ohne allen gesunden Menschenverstand geben können, welche sich diese Träumereyen willig aufheften ließen, oder sie für ein sicheres Mittel ansahen, das Volk in einer heilsamen Furcht der Götter zu erhalten, und ihre Sitten zu bilden?

Siebentes Buch.

Von den Opfern und Ceremonien der heydnischen Religion.

Arnob beschließt sein großes Werk wider die heydnische Religion mit der Prüfung ihrer Opfer, und Ceremonien. Er zieht über die erste Einsetzung der Opfer die Offenbarung nicht zu Rath. Er behandelt die Sache bloß philosophisch, und ganz im Bezuge auf den Begriff, welchen sich die Heyden von ihren Göttern machten. Dieß genüget ihm, um alle das Ausschweifende, und Abgeschmackte dieses heiligen Ceremoniels zu rügen; und man muß gestehen, daß er diese seine Vortheile recht meisterhaft benutzet habe.

Es setzt die Wahrheit zum Grunde, daß die göttliche Natur sich selbst genug ist, und zu ihrer Glückseligkeit keiner Sache außer sich bedarf: und dann fragt er die Heyden, aus welchem Grunde sie ihren Göttern Opfer darbrächten, und welchen Nutzen diese Opfer den Göttern abwürfen.

Wird man etwa sagen, diese Opfer dienen den Göttern zur Nahrung, und sie finden ihr Behagen daran? Aber bey diesen Opfern sehe ich Wohlgerüche, welche verfliegen, Blut, welches die Hunde auflecken, das Eingeweid der Thiere und das Fett über der Glut, und ich athme dabey einen verpestenden Gestank ein: Und wo ist bey alledem etwas, so sich für eine Gottheit schickte, welche ohne Körper, geistig, und unsterblich seyn muß? Was das Wohlgefallen der Götter belangt, können sie welches daran finden? Haben sie etwa ihre liebe Lust an dem erbärmlichen Stöhnen dieser armen Thiere unter dem Messer des Priesters, an dem wegströmenden Blute, oder an den letzten Zückungen der sterbenden Glieder? Wir selbst bey aller unserer Wildheit wenden uns von diesem Schauspiele weg, und wie! Götter, deren auszeichnende Eigenschaft

Güte und Sanftheit ist, sollten an diesen empörenden Auftritten ihren Blick weyden? (*)

Ihr saget: Wir entrichten Opfer, um den Zorn der Götter zu besänftigen, und ihre Gunst für uns zu erhalten. Wie! sind eure Götter so empfindlich? Nähren sie Zorn und Groll? Aber wann muß man ihnen opfern? ehe sie zörnen; oder nachdem sie zornig geworden sind? Im ersten Falle behandelt ihr eure Götter, wie wilde Thiere, welchen man, noch vor dem Ausbruche der Wuth, eine Beute vorwirft; im zweyten, wie Kinder, welchen man, wenn sie schmollen, Zuckerplätzchen giebt, um sie zu beruhigen.

Aber wie kann das Schlachten eines Thieres die Götter wegen des Verbrechens besänftigen, das der Mensch begangen hat? Hieraus nimmt unser Schriftsteller Anlaß, einen Stier, welchen man zum Altar führet, den Göttern die rührend = und dringendesten Vorstellungen machen zu lassen. Die ganze Stelle ist so unterhältlich, als interessant.

Andere Götzendiener sagen mir in ernsthaftem Tone, sie schlachten den Göttern in der Absicht Opfer, damit diese mächtige Wesen alles Unglück von ihnen abwenden, und sie

(*) Arnobs Gründe gegen die heydnischen Opfer können auf die Opfer der Juden nicht angewendet werden, welche man im alten Bunde dem wahren Gott, selbst auf seinen Befehl, entrichtete. Denn dieß sind persönliche Beweise wider die Heyden, (welche man nach der Schulsprache argumenta ad hominem nennet) dabey man die Lage, die verschiedenen Verhältnisse, und die sonstigen Meynungen seines Gegners für sich benutzet; Beweise, welche sich auf den Wahn der Heyden gründeten, daß die Götter in den Statuen eingeschlossen, und nicht unermeßlich wären. Die jüdischen Opfer waren ausdrücklich durch eine dem Moyses geschehene Offenbarung sowohl in Rücksicht der Auswahl dieser Schlachtthiere, und der Weise sie zu schlachten, als auch des Gegenstandes, der Absicht und des Endzweckes vorgeschrieben und bestimmt, welchen man bey den Opfern des wahren Gottes haben mußte.

sie mit Wohlthaten überschütten. Erst könnte ich euch antworten, spricht Arnob, daß eure Forderungen, und euer Vertrauen eben nicht so gar fest gegründet sind. Denn es giebt ja eine unzählbare Menge Menschen, welche sich an das Lehrgebäude des unvermeidlichen Geschickes halten. Und hat das Verhängniß statt: wie können eure Gottheiten Güter mittheilen, welche nicht möglich sind, oder Uebel abwenden, welche nothwendig erfolgen müßen? Arnob behandelt diesen Gegenstand auf eine recht überzeugende Weise, und fährt also fort:

Aber das unvermeidliche Geschick bey Seite gelassen, frage ich euch: Verkaufen eure Götter ihre Gunst? und um welchen Preis? Etwa um so und so viel Kannen, oder Eimer Ziegen- Schaf- oder Stierblutes? Wenn ein Reicher mit einer lasterhaften Seele hundert Opferthiere bluten läßt, indeß ein Armer mit einem reinen Gewissen mehr nicht, wie ein einziges Lämmchen schlachten kann; wen aus diesen zween werden sie erhören? Und so zwey feindliche Völker, jedes für sich, Opfer in gleicher Anzahl brächten, für welches aus beyden müßten sich die Götter erklären?

Der Grund, warum wir opfern, saget ihr, ist die Verherrlichung der Götter. So glaubet ihr dann, erwiederet Arnob, daß die Ehre und Majestät der Götter eines Zuwachses fähig ist? Ihr habet in der That einen hohen Begriff von ihnen, und sie sind euch wirklich groß verbunden. Gemäß eurer Denkungsart werden sie dadurch vergrößeret und verherrlichet, wenn ihr Hammel, Ziegen und Stiere gebunden und geknebelt zu ihren Altären hinschleppet und aufschlachtet? Sind sie so große Liebhaber vom Blute, frisch darauf! würget ihnen Maulthiere, Elephanten, Hunde, Bären und Pferde ab.

Man ehret die Götter, saget ihr weiter, wenn man ihnen aus Erkenntlichkeit opferet, was uns selbst zur Nahrung dienet. Das mag sehr gut gedacht seyn, versetzet

Ar-

Arnob: aber wenn Pferde, Esel, Hunde, und Schweine Vernunft hätten, unsere überlegene Würde erkenneten, und uns in Rücksicht ihrer für Götter hielten, würden wir es uns wohl groß zur Ehre rechnen, wenn sie uns Heu, Gebeiner, und was ihnen sonst zum Fraße dienet, opfern sollten? Gewinnen die Unsterblichen dadurch an Herrlichkeit und Ansehen, wenn wir ihnen solches Zeug zum Opfer darbringen, das sich kurz darauf in die eckelhafteste Fäulniß auflöset? Itzt machet sich Arnob über den Unterschied der Opfer lustig, welche man den Göttern, nach Verschiedenheit ihres Standes, Ranges und Alters, entrichten mußte. Warum, schreibt er, opfert man diesem Stiere, jenem Lämmer, dem dritten Spanferkeln, dem Einen Kühe, dem andern gehörnte Ziegenböcke, diesem weiße, jenem schwarze Thiere, da Weibchen, dort Männchen? Ueber alledas machet er seine eigene, mit vielem beißenden Salze versetzte Anmerkungen.

Er fährt in seinen Fragen fort, und ersuchet die Heyden, ihm das Geheimniß zu erklären, warum sie der Jungfer Minerva jungfräuliche, und der Mutter Tellus aber tragbare Opfer schlachteten. Geschieht es wegen des Verhältnisses der Jungfrauschaft zwischen Minerva und ihren Opfern, und der Fruchtbarkeit zwischen der Tellus und ihren Schlachtthieren, so müßte man Aeskulapen Aerzte, dem Vulkan Schmiedknechte, dem Merkur Redner, und Tonkünstler dem Apollo schlachten. Findet man aber diesen Vorschlag lächerlich, so muß jenes wohl noch lächerlicher seyn, was ihn veranlasset hat. So scherzet er auch über die Götter selbst, die er als Schlemmer und Näscher schilderet, und über die Priester, welche ihre Oberaufseher in der Küche, und ihre Haushofmeister wären, die Theile des Opfers auswählten, welche den Göttern vorgesetzt, und die Weise bestimmten, wie sie nach eines jeden Geschmacke gewürzt, und zubereitet werden müßten.

Hernach folgt eine Untersuchung des Gebrauches, sich der Wohlgerüche und des Weines bey den Opfern zu

bedienen, wobey die Götter des Heydenthumes eine sehr alberne Person spielen. Wir werden diese Untersuchungen nicht umständlicher verfolgen, und verweisen unsere Leser an den Verfasser selbst.

Itzt trifft die Reihe die großen Feste des Heydenthumes, die Bäder der Mutter aller Götter, die Feyerlichkeiten Jupiters, Aeskulaps Weinlese, der Ceres Prachtbett, die Spiele der Göttinn Flora, und der großen Göttinn. Keine von diesen ungebührlich- und lächerlichen Ceremonien entwischet unserm Arnob, und er forderet die Heyden auf, ihm Gründe von diesen verschiedenen Feyerlichkeitseinführungen, und Lustbarkeiten anzugeben, welche man mit dem Mantel der Religion bedeckte. Weil die Heyden vorgaben, sie halten diese Feste und geben diese Spiele zur Ehre ihrer Götter, sagt ihnen Arnob: Welche Vorstellung sollen wir uns von allen diesen Gottheiten machen? von der Mutter der Götter, welche die Bäder brauchen muß, von einem Jupiter, welcher Trinkgelage anstellet, und Tafel giebt, von einem Aeskulap, welcher Weinlese hält, von einer Ceres, die sich in weichen Pflaumfedern wälzet. — Seht, saget ihr, das machet uns die Götter günstig. Jupiter wird wohl große Freude haben, wenn ihr auf der öffentlichen Bühne vorstellet, wie er den armen Amphitruo zum Hahnreih machet. Wie sehr wird euch Cybele, Venus, und Flora verbunden seyn, wenn ihr das traurige Loos des Atys, und des Adonis, und der letztern Metze schändliche Ausschweifungen ausspühret. Ehret ihr die Götter so? Ihr saget, das behage, das gefalle ihnen, das mildere ihren Zorn. Ist dem also, so kann man sich von ihnen keinen bessern Begriff machen, als von alledem Geschmeiße, welches diese Schandthaten und Bubenstücke auf die Bühne bringt.

Aber woher mag wohl, fragt der Verfasser, diese Denkungsart der Heyden von den Göttern kommen? Er antwortet: Die Heyden, welche keinen ächten Begriff von

der Gottheit hatten, entwarfen sich davon ein Bild, dabey ihre eigene Neigungen und Leidenschaften, ihr eigener Geschmack, und ihre Unordnungen den Pinsel führten. Lasset uns würdig von der Gottheit denken, schreibt er, und keine Idee von ihr gestalten, welche mit der göttlichen Natur nicht einstimmet. Dieß sind die Gaben, dieß sind die wahren Opfer, welche wir ihr, nichts von denen, welche die heilige Religion vorschreibt, zu melden, darbringen müßen.

Zur Rechtfertigung ihrer Feyerlichkeiten und Spiele sagten die Abgötter, selbe seyn bloß zur Erkenntlichkeit für die Wohlthaten eingeführet worden, welche sie von der Güte der Götter empfangen hätten, wie man aus der Geschichte, und der ständhaften Sage ersehen könnte. Die vornehmsten Begebenheiten waren die Strafe der Römer, welche über sie wegen Entheiligung der Cirkusspiele war verhänget worden; das Ende der ansteckenden Seuche bey der Ankunft der epidaurischen Schlange, oder des Aeskulaps; und der Römer besonders Glück bey ihren Unternehmungen, seit sie die große Göttinn besaßen, welche von Pessinus in Phrygien nach der Hauptstadt des Reiches war gebracht worden.

Arnob antwortet auf diese drey angebne Vorfälle, und decket anschaulich den Betrug der Schurken, welche diesen Märchen Ansehen zu verschaffen wußten, und die Blödsinnigkeit jener Hohlköpfe auf, welche dieses tolle Zeug glauben, und sich darauf beziehen können.

Von dem Auszuge dieses Werkes mag man auf das Genie, die Talente, und die Gelehrsamkeit des Verfassers schließen. Hält man ihn gegen die Schriftsteller dieses Jahrhunderts, welche sich Philosophen nennen, so wird man zwischen ihm, und diesen Leuten folgenden Unterschied finden. Eine gesunde Vernunft, und die Erleuchtung von oben machten, daß er die heydnische Religion verließ, deren Gräuel und Ungereimtheiten er mit

der

der feurigsten Beredsamkeit aufdeckte: und unsere Philosophen empöret Stolz und Sittenverderbniß wider das Christenthum, welches sie durch ihre Schriften verleumden, und entehren, um unter uns einen widerevangelischen, ganz heydnischen Geist und Geschmack wieder aufleben zu machen. Das ist das wahre Gemälde Arnobs und unserer Philosophen.

Laktanz.

Alle aufgeklärte Kritiker, und alle Leute von festen und geläutertem Geschmacke haben **Laktanzen** einhellig den christlichen **Cicero** genannt; und man muß es frey gestehen, nie ist ein Lobspruch richtiger, nie verdienter gewesen. Liest man seine Bücher, so fühlt man wirklich eben das Vergnügen, welches uns die Schriften des römischen Redners und Philosophen gewähren. Es herrschet beyderseits die nämliche Reinigkeit der Sprache, der nämliche Wohlklang in Perioden, die nämliche Fruchtbarkeit im Beweisführen, und der nämliche Scharfsinn; und die Aehnlichkeit in der Schreibart ist so auffallend, daß man, wenn er den römischen Redner für sich anführt, Mühe zu unterscheiden hat, ob **Laktanz** oder **Cicero** redet.

Dieser große Mann nennte sich **Lucius Cälius Laktantius Firmianus**, welche Namen vor allen Ausgaben seiner Werke stehen. Man weiß den Ort seiner Geburt nicht sicher anzugeben. Einige glauben, er sey von **Fermium**, einer Stadt Italiens in der Amkonermark, itzt **Fermo** genannt, gebürtig gewesen, woher denn auch sein Name **Firmianus** käme. Andere halten ihn für einen Afrikaner, weil er frühzeitig der Aufsicht des berühmten **Arnob**, als Schüler, war übergeben worden, um von ihm zur Beredsamkeit, und in den schönen Künsten gebildet zu werden. Auf seine Fortschritte, die er unter einem so großen Lehrmeister machte, läßt sich aus dem schließen, was uns **Hieronymus** berichtet, daß er nämlich noch sehr jung eine kleine philosophische Abhandlung verfasset habe, die er nach **Plato's** Beyspiele das Gastmahl betitelte. Daraus ersieht man, daß er im Heydenthume war gebohren worden, ohne daß man pünktlich weiß,

um

um welche Zeit er ein Christ geworden ist. Vielleicht bewog ihn das Beyspiel seines Lehrers zu diesem Schritte.

Von seiner unermeßlichen Belesenheit läßt sich aus der ungeheuren Anzahl griechisch- und lateinischer Schriftsteller urtheilen, die er sowohl im Fache der schönen Wissenschaften, als über die Philosophie und Geschichte anführet. Der große Ruhm, worinn er stand, war Ursache, daß ihn Nikomedia, die damalige Residenzstadt der Kaiser, zum Lehrer der Beredsamkeit begehrte. Aber diese Stadt war ganz griechisch, und weil er nicht so viele Schüler fand, als er wünschte, und noch über das die Verfolgung eben zum heftigsten wüthete, verließ Laktanz seinen Lehrstuhl, und arbeitete in der Folge bloß zum Schutze des heiligen Glaubens.

Um diese Zeit entwarf er bey sich sein schönes Werk des göttlichen Unterrichtes. Er wurde zu dieser Arbeit von den Schriften bestimmet, welche damals einige Heyden wider die christliche Religion herausgegeben hatten. Man ersieht aus seinem fünften Buche, wie er von diesen Werken und ihren Verfassern denket. Er war eben mit dieser wichtigen Arbeit beschäftiget, als ihn Konstantin der Große, zum Lehrmeister seines ältesten Prinzen, des unglücklichen Crispus, wählte. Wir haben keine sichere Urkunden, mit welchem Erfolge Laktanz das Erziehungsgeschäft dieses jungen Prinzen verwaltet hat, welcher in der Folge das Schlachtopfer der Verleumdungen seiner Stiefmutter Faustina geworden ist.

Sein Werk schrieb er dem Kaiser Konstantin zu, welchem Fürsten er in dem ersten Buche das prächtigste Lob spricht. Aus verschiedenen Anekdoten, deren er erwähnet, wird man gewahr, daß er es zu verschiedenenmalen wieder zur Hand genommen, und verbesseret hat. Endlich machte er auch einen Auszug aus diesem Werke, dessen aber nur ein Theil bis auf uns gekommen ist. Er schrieb auch einen philosophischen Traktat von dem Zorne Gottes,

tes, wie auch eine kurze Abhandlung von der Erschaffung des Menschen an einen seiner Schüler, Demetrius mit Namen, welche noch vorhanden ist. Er hat noch mehr andere Werke verfasset, deren er an verschiedenen Stellen seiner Bücher gedenket: unter andern eine Schrift über die Verfolgungen, zween Bücher an den Asklepiades, deren Innhalt nicht bekannt ist. Auch seine Briefe hat man in acht Büchern gesammelt, deren vier an den Probus, zwey an den Severus, und die übrigen an den Demetrius geschrieben sind.

Die Zeit seines Todes ist unbekannt, Euseb von Cäsarea schreibt, er habe stets in großer Armuth gelebet, ohne einen Bürgen dieser seiner Aussage anzuführen. Gewiß ist, daß er immer eine große Abgeschiedenheit von der Welt, eine große Verachtung des Reichthumes, und jene edelmüthige Dienstfertigkeit und Liebe, welche das Evangelium so sehr empfiehlt, blicken ließ: und vielleicht sind Eusebs Ausdrücke von dieser evangelischen Armuth zu verstehen. Ich schicke mich an, meine Leser mit seinen Schriften bekannt zu machen:

Laktanzens göttlicher Unterricht.

Es kann keinen größern und wichtigern Gegenstand geben, als welchen Laktanz in seinem göttlichen Unterrichte abzuhandeln unternimmt; und nie ist ein Gegenstand mit mehr Nachdruck, und Weisheit, und einem glücklichern Erfolge abgehandelt worden. Alles ist mit dem Stempel des wahren Genies bezeichnet, und das Genie hat immer die Reize der Beredsamkeit und die Kenntnisse der ausgebreitesten Belesenheit zur Seite. Laktanz schilderet die zwo Religionen, welche damals die ganze Welt unter sich theilten; die heydnische und die christliche; die heydnische, welche nichts denn Vergnügen und Lustbarkeiten verspricht, und allen Leidenschaften eine ungezäumte Freyheit gestattet, und die christliche, welche allen Leidenschaften, den sanftesten wie den heftigsten, den Krieg ankündiget, und alles

für

für die Tugend hingiebt und opferet. Nach dieser Schilderung nimmt er die Untersuchung vor.

Anfänglich zeigt er, (Z. I.) daß ein vernünftiger Mensch nicht umhin kann, einen einzigen Gott zu erkennen, und eine Vorsicht zuzulassen; und das jenes Heer von Göttern, welches die heydnische Religion anerkennet, die gesunde Vernunft empöret. Hernach (Z. II.) sucht er die Quelle der Irrthümer und Ausschweifungen auf, in welche der Mensch gefallen ist; und findet sie in der Vergessenheit Gottes, in der Liebe der Sinnlichkeiten und in der Verführung der bösen Engel, von denen schon die alten Dichter und Philosophen Kenntniß gehabt haben. Alle diese Verirrungen des Menschen, spricht Laktanz (Z. III.), wurden von einer falschen Weisheit, der Philosophie nämlich, begünstiget; und bey dieser Gelegenheit zeigt er die Nichtigkeit dieser angemaßten Weisheit, und die ungeheure Menge von Widersprüchen, und sich durchkreuzenden Meynungen, auf welche diese Philosophen und Weise verfallen sind, und endlich das Uebermaaß ihrer blinden Thorheit, da sie für die erhabenen Worte: Schöpfer und Vorsicht, die Namen der Natur und des Glückes einführten.

Die wahre Weisheit (Z. IV.) kann demnach nirgend, als in der wahren Religion Statt haben. Die wahre Religion besteht darinn, daß man einen einzigen Gott anerkennet, welcher zugleich unser Vater und Herr ist. Als Vater verdient er die Liebe seiner Kinder, und als Herr die Anbethung und den Gehorsam seiner Diener. Dieses die Menschen zu lehren ist der Sohn Gottes vom Himmel herabgestiegen, dessen Ankunft auf Erden die Propheten, welche lange vor den Schriftstellern des Heydenthumes gelebet (Z. V.) der Welt angekündiget haben. Vermittelst seiner haben wir erkannt, wodurch der Mensch wahrhaft gerecht wird, weil er uns gezeiget hat, worinn die wahre Gerechtigkeit besteht. Sie besteht darinn, diese Gerechtigkeit, daß wir den wahren Gott,

und

und uns alle untereinander für wahre Kinder Gottes erkennen. Dieß wird alle Laster nachdrücklich verjagen, und alle Tugenden auf den Thron setzen. Die wahre Religion, der wahre Gottesdienst (Z. VI.) besteht denn nicht in eitel Gaben, Ceremonien und Opfern, wie sie die Heyden haben, sondern allein in der Unschuld der Seele, in der Reinigkeit des Herzens, im Gebethe und in der Uebung jener großen Tugenden, welche im Heydenthume beynahe ganz unbekannt waren. Wie denn dieß auch das einzige Mittel ist, sich eines glückseligen Lebens zu versichern (Z. VII.), worüber die Philosophen von jeher so hitzig als vergeblich gestritten haben, und welches allein in dem besteht, was uns der Unsterblichkeit würdig machet.

Das ist Laktanzens Gang in seinem großen Werke des göttlichen Unterrichtes; und alles ist in einem wahrhaft philosophischen Tone auf die christlichst- und wichtigste Weise abgehandelt. Wir werden im Anfange jedes Buch zergliedern, und hernach einige Stellen ausheben von denen wir glauben, daß sie dem Leser willkommen seyn werden. In Rücksicht der ersten zwey Bücher werden wir uns ganz kurz fassen, weil darinn von Gegenständen die Rede ist, welche schon bey den obigen Schutzrednern vorgekommen sind, und uns weitschichtiger über die andern auslassen, wo die abgehandelten Materien Laktanzen eigen sind, nicht leicht anderswo gefunden, und nothwendig mit in den Plan einer vollständigen Schutzschrift der christlichen Religion aufgenommen werden mußten.

Erstes Buch.

Von der falschen Religion.

Nach einem sehr interessanten Eingange, und dem prächtigsten Lobe Konstantins, sagt Laktanz, er werde nicht untersuchen, ob es einen Gott und eine Vorsicht gebe, weil alle, die diese Lehrsätze zu bestreiten gewagt haben, verdientermaaßen nichts wie Spott und Verachtung

davon getragen hätten. Und da er es mit den Heyden zu thun hat, wirft er zum voraus die Frage auf: Wird die Welt von einem einzigen Gott, oder von mehr Göttern beherrschet?

Man kann die Einheit Gottes nicht deutlicher, nicht richtig- und rührender beweisen, als hier Laktanz thut. Diese Beweise sind nun mehr wie fünfzehn hundert Jahre alt, und doch würden sie für den größern Theil der heutigen Vernünftler und Philosophen noch ganz neu seyn. Sie lassen sich so ziemlich auf diese vier Punkte zusammen ziehen.

1. Der Begriff, welchen wir uns von der Gottheit machen, führet uns auf ein unendlich vollkommenes Wesen; demnach giebt es, und kann nicht mehr wie Einen Gott geben.

2. Die Gottheit ist ewig: folglich ist sie nothwendig einzig, und unfähig sich zu theilen, oder mitzutheilen.

3. Die Erschaffung der Welt kann nur das Werk eines einzigen Wesens seyn; und mit der Verwaltung der Welt hat es eine gleiche Bewandtniß.

4. Mehrere herrschende Wesen in dieser Welt würden eben das seyn, was mehrere Seelen in einem menschlichen Leibe wären. Alle ungereimte Folgen des zweyten Falles sind auf den ersten vollkommen anwendbar.

Diesen Gründen, welche vollkommen gut auseinander gesetzet sind, füget er noch jene Beweise bey, welche man aus der einhelligen Uebereinstimmung aller Nationen der Welt, und der ältesten Dichter sowohl, als Philosophen zieht. Dazu kömmt noch das Zeugniß der Propheten, deren Ansehen sich auf die gänzliche Erfüllung aller ihrer Weissagungen gründet, und der Sybillen, deren Existenz, wie er sagt, von Niemanden, als von unwissenden, oder verdächtigen Leuten geläugnet werden kann. Und dann schließt er mit Plato's schönem Gedanken, daß man die Herrlichkeit und Allmacht dieses Schöpfers und Regenten der Welt eben so wenig begreifen, als würdig davon reden kann.

Nach

Nach diesen anschaulichen Beweisen der Einheit Gottes forschet er dem Ursprunge der Vielgötterey nach. Er beweist aus den unläugbarsten Urkunden, daß alle Götter des Heydenthumes Menschen waren, deren Geburt, Begebenheiten und Tod man aus der Geschichte weiß. Der Stolz mächtig- und gewaltthätiger Leute, und die niederträchtige Schmeicheley des Volkes hat zu dieser Verehrung sterblicher Menschen Anlaß gegeben, welche man in der Folge gar für Götter gehalten hat. Als Unwissenheit und Verderbniß des Herzens immerzu weiter um sich griff, wagte man es, alles zu vergöttern, was Vergnügen brachte, ohne auf Ehrbarkeit, Sitten, oder Vernunft Rücksicht zu nehmen. Die Geschichte der Götter, so wie er sie aus den älteste- und glaubwürdigsten Schriftstellern anführet, verbürget die Wahrheit von alledem, was er behauptet. Wir lassen uns in keine umständlichere Zergliederung ein, weil wir von diesen Gegenständen in dem Berichte, welchen wir von Arnobs Werke gaben, zur Genüge gehandelt haben. Diese zween Schriftsteller bearbeiten Einen und denselbigen Stoff, doch mit dem merkwürdigen Unterschiede, daß beyde die Wißbegierde des Lesers auf gleiche Weise reizen und befriedigen, obschon ihr Gang gänzlich unterschieden ist.

Zweytes Buch.

Von dem Ursprunge der heydnischen Irrthümer.

Ob ich schon in meinem ersten Buche, schreibt Laktanz, die Falschheit des Götzendienstes zur Genüge erwiesen habe, weil jene, welchen eine erbärmliche Blindheit als Göttern huldiget, sterblich wie andere Menschen gewesen sind, und gleich diesen den Tribut dem Tode entrichtet haben: So will ich doch, um alles, was etwa von Zweifeln noch zurückgeblieben seyn dürfte, zu zerstreuen, in diesem zweyten Buche die Quelle von allen diesen Irrthümern aufdecken, und zeigen, wie sich unser Geschlecht so weit habe verlieren können, daß es Mitmenschen für Götter hielt, und so lange und so hartnäckig an dieser ausschweifenden Vereh-

rung klebte. Ich finde kein größeres Vergnügen, erhabener Fürst, als wenn ich den Geist dieser falschen Gottheiten aus ihrem finstern Aufenthalte hervorrufen, den Ungrund dieser gottlosen Anbethung faßlich machen, und die Erkenntniß des höchsten Wesens verbreiten kann. Denn meines Bedünkens ist dieß der größte Dienst, welchen man dem verirrten Menschengeschlechte leisten kann, wenn man es von dem unseligen Pfade abbringt, darauf es dem Verderben zugleitet, und bey seinen Brüdern Selbsterkenntniß wecket, damit sie nicht nach der Lehre einiger Philosophen sich für unnütze, verächtliche Wesen halten, welche dem blinden Ungefähr ihr Daseyn zu verdanken haben.

Eine verdammliche, abscheuliche Lehre, welche allen Lastern Thor und Riegel öffnet; denn denket sich der Mensch einmal, es gebe keinen Gott, der über uns wachet, sondern mit diesem Leben habe alles ein Ende: so wird er bald nichts mehr, denn die Stimme seiner Leidenschaften hören, sich, so lang er lebt, von einer Ausschweifung in die andere stürzen, bis ihn endlich unversehens das Netz des Todes deckt. Sie glauben nicht, daß sie eine vernünftige Seele haben: wollten sie selbe anhören, so würden sie auf ihre Stimme den Schöpfer erkennen, die Tugend lieben, den Götzendienst verlassen, die Ausschweifungen verabscheuen, sich selbst schätzen, und erkennen, daß es um den Menschen etwas Größeres ist, als er uns zu seyn dünket, und daß man diese vernünftige Seele nicht anders retten kann, man erweise dann unserm Schöpfer und Vater die schuldige Anbethung, und schwöre den verdammlichen Götzendienst ab.

Hernach zeiget er: 1. daß unser innerstes Bewußtseyn uns unabläßig die Erkenntniß eines einzigen Gottes vorhält, welches die Heyden so gut, als wir selbst erfahren. 2. Daß der Mensch, wie Ovid so richtig angemerket hat, Antlitz und Augen Himmel an trägt, um ihn dadurch an seinen Ursprung und seine Bestimmung zu erinnern, indeß andre Thiere, bey niederwärts gebeugtem Nacken, gegen die Erde sehen, darauf alle ihre Neigungen, und Begierden eingeschränket sind.

3. Daß

3. Daß uns die Vernunft selbst über die Ungöttlichkeit der Götzenbilder belehret, weil sie nichts denn Arbeit der Menschenhände sind, und Menschen vorstellen, welche zwar einst gelebt haben, aber jetzt nicht mehr leben, da sie sich gegen Räuberey und Entehrungen nicht zu schützen vermögen.

Aber, erwiederten die Heyden, sind wohl die von den Göttern gewirkten Wunder, die in so vielen Tempeln ertheilten Orakelsprüche, die Kenntniß zukünftiger Dinge vermittelst des Geschreys und Fluges der Vögel, und des Eingeweides der Opferthiere nicht die untrüglichsten Beweise von der Gewalt unserer Götter?

Laktanz leitet seine Antwort durch eine Reihe Vernunftschlüsse von den unläugbarsten Grundsätzen ab. Aber es will Aufmerksamkeit haben, um ihre ganze Stärke zu fühlen. Er geht bis zur Schöpfung zurück, welche eine große Menge alter Philosophen zuließ. Dann unterscheidet er die guten von den bösen Engeln, deren Plato so oft Erwähnung thut. Hernach kömmt er auf den Fluch Noachs wider seinen Sohn Cham, welcher sich bey der Zerstreuung der Abstämmlinge des Patriarchen Aegypten zum Aufenthalte gewählet hat. Die Gewalt, und die hämische Bosheit dieser Engel, und die Wirkungen von Noachs Fluche giebt Laktanz als die Quelle aller Irrthümer und Uebel an, welche die Welt in der Folge überschwemmet haben.

Die ganze Stelle ist mit vieler Gelehrsamkeit und sehr unterhältlich geschrieben, und den Einfall der Heurath zwischen den Engeln, und den Töchtern der Menschen weggelassen (eine Idee, welche den Heyden gar nicht auffiel, weil nach ihrer Theologie das Heurathen im Himmel eine gewöhnliche Sache war) diese Idee, sage ich, weggerechnet, setzet der Verfasser die Einwirkungen der Teufel, ihre Verschlagenheit und Bosheit, die Menschen zu überraschen, zu betrügen, und in alle Arten Irrthümer zu stürzen, ihren Scharfsinn, aus Wahrscheinlichkeiten das Künftige zu errathen,

und ihre Blendwerke, nach welchen man die Wunder und Orakel des Heydenthumes würdigen muß, so meisterhaft auseinander, daß man etwas gründlicheres über diesen Stoff bey andern Schriftstellern außer **Laktanzen** vergeblich suchen wird.

Es kommen auch in diesem Buche stark gerathene Widerlegungen einiger Meynungen gewisser Philosophen von großem Ansehen vor. Aber da wir diese Gegenstände schon anderswo berühret haben, wollen wir uns nicht wiederholen, und gehen auf etwas wichtigeres über, nämlich auf die Weise, wie man von Philosophen und der Philosophie denken soll.

Drittes Buch.

Von der falschen Weisheit.

Im Eingange dieses dritten Buches wünschet sich **Laktanz** einen kleinen Theil jener Beredsamkeit, welche den römischen Burgermeister einst aufzeichnete, damit die Wahrheit, diese für sich selbst schon so mächtige Wahrheit, noch durch die Reize, und die Gewalt der Beredsamkeit unterstützet, die allgemeinen Irrthümer, und insonderheit die Träumereyen jener Leute, welche sich für Philosophen ausgeben, nachdrücklicher bekämpfen, und da sie sich in ihrer ganzen Stärke und Anmuth zeigt, einen entscheidenden Sieg erfechten möge. Zween Gründe, sagt er, berechtigen mich zu diesem Wunsche. Die Menschen, welche sich so leicht durch die Lüge verführen lassen, wenn sie in das reizende Gewand einer schönen Schreibart gehüllet ist, werden ja doch die Wahrheit noch viel leichter liebgewinnen, wenn sie auf eben die Weise geschmücket ist; und wir hofften, die Philosophen ohne viele Mühe zu schlagen und zu besiegen, wenn wir gegen diese Leute eben die Waffen kehren, auf welche sie alle ihr Vertrauen setzen.

Unser Schriftsteller läßt den Philosophen Gerechtigkeit wiederfahren, und gesteht, daß es unter ihnen welche gege-

ben hat, die viele und ausgezeichnete Fähigkeiten besaßen: aber zur Erkenntniß der Wahrheit seyn sie nicht gelangt, weil sie dieselbe weder dort, noch in jener Absicht gesucht hätten, wo, und wie man sie suchen müßte. Die heiligen Schriftsteller sagen uns, fährt er fort, daß die Weisheit der Menschen nichts wie Thorheit ist; und eben das schicken wir uns an, durch unwiderlegliche Beweise zu erhärten. Die Philosophen mögen wohl gelehrte Leute gewesen seyn; aber für Dollmetscher der Wahrheit können wir sie nicht gelten lassen, weil sie sich dem, so derselben Quelle ist, nie genähert haben.

Um die Eitel- und Unzulänglichkeit der menschlichen Philosophie aufzudecken, läßt sich der Verfasser auf Verzinlungen ein, welche so auserlesen und kritisch, als unterhältlich sind. Man hat, spricht er, im Anfange die Liebe und das Forschen nach Wahrheit Philosophie genennet. Suchet man sie noch immer, so muß man sie wohl nicht gefunden haben. Und wie hätte man zu ihrem Besitze gelangen können? Dann mustert er die verschiedenen Sekten der Philosophen, die Pythagoräer, Akademiker, Platoniker, Stoiker, und Epikuräer; bringt ihre Meynungen bey, zeigt, daß immer der eine dem andern widerspricht, und schließt am Ende, daß keiner die Wahrheit getroffen hat. Hernach nimmt er die Akademiker vor, welche so viel über Dunkel- und Ungewißheit zu klagen haben, und behaupten, daß man nichts behaupten könne. Dann trifft die Reihe die Physiker, welche auf einige Erfahrungen und Beweise stolz, vorgeben, man könne dreist über alles entscheiden. Laktanz sagt: Alle, die einen wie die andern irren sich; weil es Dinge giebt, welche unser Verstand zu begreifen hinreicht; andre aber über den Kreis unserer Kenntnisse hinaus gerücket sind. Und dieß wäre, spricht er, die Philosophie des Volkes, mit welcher sich die Weltweisheit der Gelehrten nicht messen dürfe.

Geht man von der spekulativen Philosophie zur sittlichen über, so findet man von Seite der Philosophen eben

dieselbigen Irrthümer. Wir dürfen nicht alle Punkte dieses Theiles der Philosophie durchgehen: halten wir uns nur an die hauptsächlichste Frage, um welche sich alle andere drehen, und auf welche sich alles in der Moral beziehen muß: Worinn besteht die höchste Glückseligkeit?

Er führt die verschiedenen Meynungen hierüber an, und sagt: Epikur setzet die höchste Glückseligkeit in der Wohllust unserer Seele; ein zweydeutiger Ausdruck, wie man hernach sehen wird; Aristipp in der Wohllust des Leibes, Kalliphron in dem ehrbaren Vergnügen, Diodor in der Abwesenheit des Schmerzens, die Peripatetiker in den Gütern Leibs und der Seele, Herillus in der Gelehrsamkeit, Zeno in einem der Natur gemäßen Leben, und Aristoteles in der Ehrbarkeit und Tugend.

Alle diese verschiedene Meynungen würdiget Laktanz, und decket mit der bewunderungswürdigsten Richtigkeit die empörende Ungebührlichkeit der einen, und die Unzulänglichkeit der andern auf. Man findet hier allen Scharfsinn einer tief gründenden Metaphysik, alles Salz eines Kunstrichters, welcher nichts schonen zu dürfen glaubet, und die wichtigsten Beobachtungen für einen Menschen, welcher die Wahrheit suchet, und obendrein alle Grazie der sanftfließenden Wohlredenheit. Auch Cicero und Seneka, welche so viel Schönes über die Glückseligkeit und Tugend gesagt haben, erscheinen auf der Bühne; und Laktanz, da er sie auftreten läßt, zeigt, wie weit sich auch diese schöne Geister verirret haben, wie verblendet sie gewesen sind, daß sie nicht bis zur ersten Quelle der Wahrheit aufstiegen. Dieses ganze Bruchstück, welches drey ganze Kapitel ausfüllet, ist äußerst wichtig, für die Wißbegierde reizend geschrieben, und verdienet den Liebhabern schöner Stellen zum Lesen ganz vorzüglich empfohlen zu werden.

Bisher hat Laktanz den Gräuel und die Irrthümer der philosophischen Lehrgebäude von der höchsten Glückseligkeit der Menschen vorgetragen, jetzt sagt er uns, was Ver-

nunft

nunft und Religion über diesen Gegenstand lehren. Alles, was zur Entscheidung dieser großen Frage beyträgt, ist aus unfehlbaren Grundsätzen durch die bündigsten Schlüsse hergeleitet, und auf eine der Würde Gottes entsprechende, und für die menschliche Natur rühmlichste Weise ausgeführet.

Er setzet im Anfange fest, daß jenes, was man für das höchste Gut, und den Endzweck des Menschen anzugeben gedenket, von solcher Beschaffenheit seyn müße, daß es ihm allein zukömmt, in seiner Seele liegt, und die Folge der Kenntniß, und die Frucht der Tugend ist. Dadurch vernichtet er alle philosophischen Lehrgebäude, und beweißt, daß alle die guten Männer in diesem Fache blind gewesen sind.

Hernach zeiget er, daß man in und durch die Religion allein das höchste Gut finden kann, und daß unter allen Wesen, welche hienieden sind, der Mensch allein der Religion, und durch die Religion der Vereinigung mit Gott fähig ist. Er zeigt, daß keiner von jenen Vortheilen, welche den Sinnen und Leidenschaften schmeicheln, und vergänglich sind, das höchste Gut seyn kann, weil selbe die Bösen mit den Guten, ja sogar die unvernünftigen Thiere mit dem Menschen gemein haben können. Ja sogar die Tugend, sagt er am Ende, kann das höchste Gut nicht seyn, weil sie oft leidet, und folglich nur das Mittel ist, zur vollkommenen Glückseligkeit zu gelangen. Und aus alledem schließet er, daß die höchste Glückseligkeit in der Unsterblichkeit, als dem Lohne der Tugend besteht. Die Grundsätze der Religion machen uns demnach mit dem Endzwecke, dazu wir erschaffen sind, und die Tugend mit den Mitteln bekannt, dieses Ziel zu erreichen, welches in einer glückseligen Unsterblichkeit besteht.

Er beschließt sein Urtheil von der Philosophie damit, daß er alle die Abänderungen, Zweifel, Widersprüche, und Irrthümer herzählet, auf welche die größten Männer, und unter andern Cicero und Seneka gefallen sind, und sagt am Ende: Man darf es mir nicht zum Vorwurfe

machen, daß ich die Philosophie verbanne, da ich an ihre Stelle die wahre Weisheit setze, dadurch sich Gott selbst uns zu erleuchten gewürdiget hat.

Hat Laktanz vorher die Philosophie beurtheilet, so beurtheilet er jetzt die Philosophen. Vorerst nimmt er Epikuren vor. Dieser Philosoph wußte sich geschickt zu verstellen, da er die Wohllust der Seele für das höchste Gut angab. Er hat die Welt durch die Zweydeutigkeit dieses Ausdruckes getäuschet. Aber da er weder Vorsicht, noch Unsterblichkeit der Seele zuläßt, hat er allen Unordnungen und Ausschweifungen jeder Art das Thor geöffnet. Gräßlich ist das Gemälde, so Laktanz von den Folgen entwirft, welche nothwendig von diesen abscheulichen Lehrsätzen abfließen. Er macht sich auf die sinnreicheste Weise über dessen ausschweifendes Atomensystem lustig, welches er von dem Demokrit, Demokrit aber von Leuzippen geborget hat.

Nach dem Epikur tritt Pythagoras mit seinem schnackischen Lehrgebäude der Seelenwanderung auf, wo der Geist, wenn ihm seine Herberg aufgekündiget wird, eine andere, etwa den Leib eines Schweines, Esels, oder Stieres nach Rhadamanths Urtheil beziehen muß. Auch Plato kömmt mit seinen Träumereyen von der Gemeinheit der Weiber zum Vorscheine, die er in dem Hirngespinnste seiner Republik eingeführt wissen wollte. Und so mustert er noch mehr andere Philosophen, deren ungereimte Systemen deutlich verrathen, wie weit sie von der ächten Weisheit entfernet waren.

Am Ende sagt Laktanz, er habe nach Möglichkeit bewiesen, wie sehr die Philosophen von der Wahrheit abgewichen, und wie übel man daran wäre, wenn man ihnen in der Hoffnung, die Wahrheit zu finden, Gehör geben sollte. Meine ganze Absicht war zu zeigen, schreibt er, daß ächte Kenntnisse nirgends als in jener Religion zu finden sind, die Jesus gestiftet hat; und das einzige Mittel zur wahren Weisheit und Glückseligkeit zu gelangen, ist,

daß

daß man diesen Gottmenschen selbst anhöret, sich an die Tugend hält, auf das Vergängliche wenig Staat machet, und eine Religion annimmt, welche Gott selbst zum Urheber hat, um dadurch zum Besitze jenes höchsten Gutes zu gelangen, für welches der Mensch erschaffen ist.

Viertes Buch.

Von der wahren Weisheit.

Die wahre Weisheit ist von der wahren Religion unabsonderlich. Nun besteht die wahre Religion in der Verehrung, welche man dem wahren Gott erweist, der zugleich unser Vater, und unser Herr und Meister ist. Plato und Cicero ahndeten diese Wahrheit; aber vom Grunde aus erkannten sie selbe nicht, um die nöthigen Folgen davon abziehen zu können. Ist aber dieser einzige Gott unser Vater, so sind wir ja seine Kinder, deren Pflicht ihn lieben ist: und weil er unser Herr ist, müßen wir ihn ehren und fürchten. In der Erkenntniß dieser Wahrheiten besteht die ächte Weisheit, und die Ausübung dessen, was diese Wahrheiten vorhalten, macht die wahre Religion aus.

Folglich ist es unmöglich, daß der Götzendienst eine wahre Religion sey; unmöglich kann man bey dieser Art religiöser Verehrung die wahre Weisheit besitzen. Denn die Vergessenheit des alleinigen Gottes, dieses Vaters und Herrn aller Menschen, ist Schuld, daß sie die höchste Majestät, und die Tugenden, dadurch man selbe ehren muß, aus dem Auge verlohren haben. Diese Vergessenheit des alleinigen Gottes hat jene gebrechliche, phantastische Gottheiten eingeführet, welche man in den Tempeln sieht, und jene Religion ausgehecket, welche nichts wie Ausschweifungen und Ruchlosigkeiten darstellet. Durch wen und wie ist uns denn die wahre Religion, und die wahre Weisheit geoffenbaret worden? Das müßen wir jetzt untersuchen.

Laktanz gesteht, daß er die ganze Wichtig- und Schwierigkeit seines Unternehmens gar gut fühle. Indessen

sen greife er doch die Sache muthig an, in der Hoffnung, die Wahrheit werde sich zu erkennen geben, und, ob sie schon unter einer verächtlichen Hülle auftrete, und um deswillen als eine Thörinn behandelt werde, am Ende doch zeigen, daß sie die ächte Weisheit sey, welche die Menschen von ihren Irrthümern abzieht. Er setzet bey, von dem Himmel allein, und von des Himmels Abgesandten, dem Sohne Gottes, habe uns solch eine unschätzbare Wohlthat zugetheilet werden können.

Um uns diesen Abgesandten des Himmels kenntbar zu machen, und sein ganz göttliches Leben, die Wunder, so er gewirket, die Heldentugenden, die er durch Beyspiel und Worte gelehret hat, zu schildern, geht er bis auf die Propheten zurück, welche ihn tausend bis zwey tausend Jahre vor seiner Ankunft mit alle den Umständen, wie er in der Folgezeit auf Erden erschienen ist, angekündiget haben. Hernach zeigt er ihn uns in seiner ewigen Geburt, als das Wort, den Verstand, die Weisheit, und das Licht des Vaters, durch welches dieser Vater die Welt und alles, was darinn enthalten ist, erschaffen hat. Das schöne Gemälde, welches Salomon in seinen Büchern so manchmal von ihm aufstellet, ist nicht vergessen. Von seiner ewigen Geburt geht er auf seine zeitliche über, welche mit allen ihren Umständen durch eine Reihe prophetischer Zeugnisse ist vorgesaget worden. Diese Zeugnisse führt der Verfasser alle an, und legt dadurch seine große Kenntniß von alledem an Tag, was die Schrift von J. C. weissaget.

Auf seine Geburt folgt sein Leben, dessen alle Wunder die Propheten, wie Laktanz zeiget, vorher verkündiget haben. Jetzt komme ich, spricht er, auf den Vorwurf, welchen man den Christen zur Schande ihrer Religion, wie unsere Feinde sagen, machet, daß sie nämlich einen gekreuzigten Menschen anbethen.

Und eben in diesem Tode des Heilandes, antwortet er, finde ich die göttlichsten Absichten, die ächte Weisheit,

die

die Tugend und die Wahrheit, welchen Satz er auf eine recht überzeugende Weise ausspüret. Dann zeiget er die Ursache der Eifersucht, und des Hasses der Juden wider Jesum, und ihre unbegreifliche Verblendung. Er beschließt diese sieghafte Antwort damit, daß er zeigt, alles, was sich bey dem Tode dieses Gottmenschen zutrug, finde sich Zug für Zug in den Büchern der Propheten aufgezeichnet, welche die Juden selbst in Händen hätten, und täglich, ohne sie zu verstehen, läsen. Man kann sagen, es sey nicht möglich, eine gelehrtere, hellere, überzeugendere Auslegung von Jesu Leiden zu geben, welche die Weissagungen der Propheten den nachherigen Begebenheiten richtiger anpassete.

Nachdem er auf eben diese Weise die Begräbniß, die Auferstehung, und die Rückkehre Jesu zu seinem Vater abgehandelt hat, läßt er dessen Jünger auftreten, welche mit einer ganz göttlichen Gewalt ausgerüstet, die neue Religion in der Welt verkündigen, und aller Orten einführen. Er zeiget die Juden, ächzend unter den Streichen der entsetzlichsten Geißeln, ihren Tempel, und ihre Stadt geschleift, und den elenden Ueberrest dieser unseligen Nation zur Strafe des an Gott verübten Mordes aus ihrem Vaterlande verbannt, und auf dem ganzen Erdboden zerstreuet; alles genau so, wie es unser Gesetzgeber, den sie am Kreuze getödtet, geweissaget hatte.

Mich dünkt, fährt Laktanz fort, wir haben alles, was wir sagten, zur Genüge bewiesen. Aber um jene, welche zu ihrem Unglücke zu viel vernünfteln, und deßwegen nicht glauben wollen, was doch das unverkenntbarste Gepräge der Wahrheit aufhat, den Mund gänzlich zu stopfen, wollen wir noch einige Gründe beysetzen, um ihre Hartnäckigkeit zu beschämen, und zu zeigen, daß alles nothwendig so geschehen mußte, wie wir es vorgetragen haben.

Es läuft wider die Würde Gottes, sprechen die Heyden, daß er Mensch wird, die Schwachheiten des Fleisches auf sich nimmt, ja Schmerzen und Tod wählet. Hätte er

sich den Menschen ohne diese schimpfliche Erniedrigung nicht zeigen; ja hätte er sie nicht mit weit größerm Ansehen zur Tugend bilden können, so fern er als Gott erschienen wäre? Alle Welt würde sich seinen himmlischen Gebothen unterworfen haben, welche die Allmacht des Unendlichen unterstützet hätte. Warum ist er denn, da er die Menschen zu lehren kam, nicht als Gott gekommen? Warum zeigte er sich im Stande der Demuth und Schwachheit, welchen die Menschen so dreist verachten und mißhandeln konnten? Warum setzte er der gottesschänderischen Gewaltthätigkeit nicht durch seine Allmacht Schranken? Warum gab er nicht seine Größe, wenigstens im Tode, zu erkennen? Warum ließ er sich als ein schwacher Mensch zu dem Richterstuhle hinschleppen, als einen Uebelthäter verdammen, und wie ein jeder aus den Sterblichen tödten?

Alle diese Scheingründe will ich widerlegen, sagt Laktanz; Niemanden werde ich im Irrthume lassen. — Das alles geschah aus den erhabenst- und wunderbarsten Absichten. Wer sie immer wohl beherziget, den wird es nicht ferner befremden, daß ein Gott für die Menschen getödtet werden mußte; sondern er wird einsehen, sofern das, was ihm jetzt als unziemlich, ja als unmöglich, so sehr auffällt, nicht geschehen wäre, würde man keinen hinlänglichen Grund zu glauben haben, daß J. C. der wahre Gott ist.

Der erste Beweis, welchen der Verfasser anführet, gründet sich darauf, daß ein jeder Gesetzgeber, welcher die Menschen zur Tugend bilden will, was er befiehlt, selbst üben muß, weil alle seine Gesetze fruchtlos waren, falls er das, was er mit Worten lehret, durch Beyspiele nicht unterstützte. Zweytens, mußte nothwendig der Lehrmeister, welcher die Menschen in der Vollkommenheit der Tugenden unterrichten sollte, von dem Himmel kommen, und mit einem menschlichen Leibe bekleidet seyn. Drittens, mußte dieser Lehrer zugleich Gott und Mensch seyn, um Beyspiele als Mensch, und als Gott die Gewalt zu geben.

Hierauf folgt eine Menge wunderschöner Anmerkungen über das Leben und die Werke Jesu Christi, während er sich hienieden unter uns aufhielt. Diese Werke und diese Wunder führt Laktanz als eine Verkündigung und Vorhersagung jener Veränderungen an, welche noch weit auffallender seyn, und durch die Einführung der neuen Religion geschehen würden. Die Worte J. C. Werde ich von der Erde erhöhet worden seyn, will ich alles an mich ziehen, erklärt er, und zeigt ihre Erfüllung auf eine ganz vortreffliche, und andringende Weise. Man kann nichts Erhabneres, nichts, was mehr Licht über Jesu Lebensgeschichte verbreitete, lesen, als diese Erklärungen. Es thut mir leid, daß ich mich in den engen Schranken einer Zergliederung halten muß, und Laktanzens eigene Worte nicht anführen kann.

Die Gewalt des Kreuzes, und die Kraft des Namens Jesus wider die Teufel ist auf eine recht interessante, und einleuchtende Weise vorgetragen. Die Teufel, spricht der Verfasser, sehen oft, daß die heydnischen Opfer in der Christen Gegenwart ohne Wirkung sind. Um des willen feuern sie mit ihrer höllischen Wuth die Götzenpfaffen und Opferpriester des Heydenthumes an, und erregen die grausamsten Verfolgungen wider die Anbether des Heilandes. Denn da sie durch sich selbst denen nicht schaden können, welche mit dem göttlichen Siegel bezeichnet sind, verfolgen sie selbe durch fremde Hand. Wir sind demnach ihre Sieger, weil wir sie zu gestehen zwingen, wer sie sind. Denn muß nicht ein jeder jene Religion für die einzige und wahre anerkennen, welche die Bosheit der Teufel aufdecket, um alle ihre hämische Tücke weiß, ihrer Gewalt Schranken setzet, sie durch geistliche Waffen bändiget, und zu gehorchen zwingt.

Durchdrungen von Erkenntlichkeit gegen Jesum den Gesalbten, welcher durch seine Religion die Welt erleuchtet, und uns den Himmel geöffnet hat, führt Laktanz noch andre Beweise seiner Gottheit an, welche man in dem Verfasser

fasser selbst nachschlagen kann. Der Leser wird seine Mühe reichlich vergolten finden.

Fünftes Buch.

Von der Gerechtigkeit.

Gleichwie die wahre Weisheit die Denkungsart des Menschen, also muß die Gerechtigkeit alle Regungen und Begierden seines Herzens ordnen: dadurch wird er in den Augen Gottes gerecht, und des höchsten Wesens würdig. Die Verhältniß des Menschen zu Gott, und zu seinen Mitmenschen legen ihm Pflichten auf, und die getreue Erfüllung dieser Pflichten heißt Gerechtigkeit, davon Laktanz in seinem fünften Buche handelt.

Der Eingang ist ein Meisterstück der Beredsamkeit, und der besten Art, Beweise zu führen. Der Verfasser giebt darinn von den Gründen Rechenschaft, welche ihn zu schreiben bewogen haben. Meine Absicht, spricht er, ist, die Heyden aufzuklären, die Gläubigen in ihrer Religion zu stärken, und nebenher der süße Trost, für eine so schöne Sache zu kämpfen. Diesen ersten Beweggründen setzet er noch zween andre bey. Erstens, wäre zwar, sagt er, die Angelegenheit der Christen von einigen Schriftstellern ganz gut vertheidiget worden, aber sie hätten sich damit begnüget, daß sie die Wahrheit ganz einfach vortrugen, ohne sie mit dem Putze der Beredt- und Gelehrsamkeit heraus zu schmücken, welches ihn doch nöthig zu seyn dünkte, um ihr durch diese unschuldige List eine bessere Aufnahme zu verschaffen. Zweytens hätten sich jüngst einige heydnische Schriftsteller alle Mühe gegeben, diese heilige Religion durch ihre Feder zu mißhandeln und zu entehren.

Nach diesem Eingange nimmt der Verfasser sogleich seinen Gegenstand vor, und erkläret, was die Gerechtigkeit sey. Am Anfange erinnert er seine Leser an das goldene Weltalter, davon uns die Dichter die reizendsten Gemälde

gelie-

gelieferet haben, Nun dieses goldene Weltalter war das Sinnbild der Gerechtigkeit, weil man damals nur einen Gott erkannte, und alle Menschen durch das Band einer friedfertig- und gegenseitigen Liebe eng miteinander verknüpfet waren. Aber nachdem der Begriff eines einzigen Gottes aus der Seele weggetilget, und die Vielgötterey war eingeführet worden, da sprengten alle Leidenschaften ihre Fesseln, Ausschweifungen und Unordnungen herrschten aller Arten, die Welt wurde mit Lastern überschwemmet, und mit Strafgerichten heimgesucht. Die Schilderung, welche der Verfasser bey dieser Gelegenheit von den Sitten und dem Wandel der Heyden machet, ist gräßlich, und zum Unglücke unseres Jahrhundertes stellt dieses Gemälde die Sitten und den Wandel der itzigen Welt nach dem Leben vor.

Gerührt von dem Elende des Menschengeschlechtes sendete Gott seinen Sohn, um die Gerechtigkeit wieder unter den Menschen einzuführen: aber er wollte, die Tugend, welche von der Gerechtigkeit auf den Thron gesetzet wird, sollte geprüft, verfolgt und mißhandelt werden, damit sie sich durch Herzhaftigkeit auszeichnete, und des Lohnes würdiger wäre, der ihrer wartet. Durch den Kampf mit den Lastern erwirbt sie Ruhm: dadurch kann sie Beweise ihres Muthes, und ihrer Stärke geben. — Die Abgötter sehnen sich nach der Gerechtigkeit, und werden nicht gewahr, daß sie ihr das größte Hinderniß in Weg legen, da sie ihren Gott, Schöpfer und Vater vergessen, um Götzen anzubethen. Diese ausschweifende Religion ist die Quelle aller Uebel, weil sie allen Lastern die Herrschaft einräumet. Sie können es zuweilen sich selbst nicht verhehlen, daß sie im Herzen Liebe zur Gerechtigkeit fühlen, während sie eben diese Gerechtigkeit mit einer Art von Wuth an denen verfolgen, welche sich zu ihr bekennen, und sie lieben.

Aber woher kömmt dieser gewaltige und unversöhnliche Haß gegen die Liebhaber der Gerechtigkeit? Das ist eine Frage, auf welche sich ohne Schwierigkeit antworten-

läßt. Der Wandel und das Leben der Gerechten beschämt die Gottlosen. Dieser stille Vorwurf fällt ihnen unerträglich, und um deswillen verfolgen sie die Tugendhaften, und verüben die unerhörteste Grausamkeit an ihnen. Giebt irgend einer auf die Heftigkeit der Marter gewonnen, stimmen sie Siegeslieder an, und überhäufen den Gefallenen mit Ehren, um auch andere noch zum Meyneide anzulocken. Und halten die Uebrigen bey den teuflischen Erfindungen der sinnreichesten Unmenschlichkeit tapfer aus, so heißen sie verzweifelte Starrköpfe, und werden als Missethäter behandelt.

In Wahrheit, ihnen kömmt es wohl gar nicht zu, uns als Missethäter zu behandeln. Denn verdienen sie, oder wir diese Benennung? Nur die Hinrichtungen gezählt, welche unter ihnen nach der Vorschrift der Gesetze vorgenommen werden müßen, bey dieser Gelegenheit führet Laktanz eine lange Liste der abscheulichst- und gehäßigsten Laster an, welche in den heydnischen Gemeinden begangen werden; und dann fragt er die Abgötter: Habet ihr unter solchen Uebelthätern wohl je einen Christen gesehen? Sind nicht alle Religionsverwandte von euch? Und was lernet man denn in dieser eurer Religion, in der Schule eurer Götter, einer Venus, eines Mars, Saturns, Jupiters, und Merkurs? Ihr Leben ist ein praktischer Unterricht zu allen Lastern, und Göttern von diesem Schrote kann man allein durch ihre Nachahmung gefallen.

Aber können wohl Leute mit solchen Gesinnungen Geschmack an der wahren Gerechtigkeit finden? Dürfen uns die Grausamkeiten verwundern, welche sie wider gerechte Seelen ausüben? Nichts ist lebhafter und rührender, als die Beschreibung der Verfolgung unter Diokletian dem Kaiser, davon Laktanz selbst Zeuge gewesen war. Die ganze Seele empöret sich, wenn man sie liest. Seht, spricht er, was eure Götter lehren: seht, welche Opfer sie von euch fordern; Seht den Gegenstand von mehr, wie einem eurer ruchlos- und Gottesvergessenen Gesetze. Ulpian

selbst

selbst hat in seinem siebenden Buche von den Pflichten eines Prokonsuls alle eure barbarische Verordnungen gesammelt, um die Obrigkeiten zu unterrichten, wie sie die Anbether des wahren Gottes peinigen müßen.

Römer, fährt Laktanz fort, wie ist euch die Gerechtigkeit so verhaßt geworden, daß ihr sie unter die größten Laster rechnet? ja die vollkommenste Unschuld, und die Herzensreinigkeit mehr, wie die verdammlichsten Missethaten verabscheuet? Indessen besteht in dieser Gerechtigkeit unser ganzes Gesetz und unsere Religion? Haltet ihr uns in der That für weise Leute, so folget uns nach: sind wir aber in euren Augen wahnsinnige Starrköpfe, so lasset es gut seyn, daß ihr uns verachtet, und unserer Albernheit spottet. Warum zerreißt, martert und tödtet ihr uns? Wir beneiden euch ja um eure Weisheit nicht. Furius wirft bey Cicero die Frage auf; was wohl erwünschlicher wäre, lasterhaft seyn, und im Wahne der Menschen für rechtschaffen gelten: oder in der That rechtschaffen seyn, und fälschlich für einen Bösewicht gehalten werden. Und ihn dünkt, ein Weiser würde lieber lasterhaft seyn, als lasterhaft scheinen, und einen unbescholtenen Ruf bey einem bösen Herzen der mißkannten Rechtschaffenheit vorziehen. Ein Christ, würde eine solche Entscheidung nie genehmigen.

Die Abgötter halten die Christen für wahnsinnige Leute, weil sie lieber unter den entsetzlichsten Martern sterben, als die Götzen anbethen wollen. Laktanz antwortet ihnen: Das Christenthum ist durch die ganze Welt, und bey allen Völkern ausgebreitet worden. Aller Orten zeigt sich eben dieselbe Geduld, Starkmüthigkeit und Verachtung der Marter und des Todes. Kann man wohl, was so allgemein, was so theuer zu stehen kömmt, was stets dem wahren Gotte neue Anbether verschafft, und den Götzen ihre Anhänger entreißt, Tollsinnigkeit nennen? Die Uebelthäter erfüllen auf den Richtbühnen die Luft mit gräßlichem Geheul; indeß bey den Christen selbst Weibern und

Kindern mitten unter den entsetzlichsten Peinen, und auf brennenden Holzstößen kein Seufzer entwischt. Ist nicht dieß jene erhabene und heldenmüthige Tugend, welche die Philosophen mit solcher Wärme preisen, und so wenig üben.

Aber warum hält man Leute für wahnsinnig, welche doch wahre Weise sind? Deßwegen, weil die wahre Weisheit wirklich eine Art anscheinender Thorheit ist, wie man aus dem Ansehen einer Menge göttlich- und weltlicher Schriftsteller beweisen kann; und da ich mit Heyden zu thun habe, spricht Laktanz, will ich niemanden sonst, wie Heyden, anführen: und dann bringt er die Meynungen von einigen dieser Schriftsteller bey, hält sich aber vornehmlich an Karneades, einen Akademiker, dessen Lehrgebäude er umständlich vorlegt, und davon wir einen kurzen Auszug hersetzen wollen.

Karneades, spricht er, der scharfsinnigst- und beredteste unter den Philosophen, kam als Abgesandter nach Rom, wo er bey dem ersten Gehör vor dem Senate von der Gerechtigkeit auf eine Weise redete, welche die ganze Versammlung entzückte. Er benutzte alles, was Plato und Aristoteles über diesen Gegenstand Schönes gesagt hatten. Aber eben so sehr ward er in einem zweyten Gehöre bewundert, wo er sich für die entgegengesetzte Meynung erklärte, alles, was Plato und Aristoteles zu beweisen gesucht hatten, widerlegte, und ihr so mühsam eingeführtes Lehrgebäude einriß.

Er sagt, Rechte und Gesetze seyn bloß zum Besten der Gesellschaften eingeführt worden, und damit habe man stets nach Verschiedenheit der Zeiten und Sitten gewechselt. Er schloß daraus, daß es kein Naturrecht geben; oder so es auch eines geben sollte, es die größte Thorheit seyn würde, sich nach selbem zu fügen, weil die Natur Menschen und Thieren den Trieb ins Herz gesenkt hätte, in allem ihren eigenem Vortheil zu suchen. Er beweist die-

sen seinen Satz durch mehrere, und unter andern durch folgende Beyspiele.

Die Gerechtigkeit, sagt er, verbiethet uns, Jemanden das Leben zu nehmen, wie auch fremdes Gut an uns zu reißen. Was wird dem zu Folge ein Gerechter thun, welcher beym Schiffbruche Jemanden sieht, dem glücklicher Weise ein Brett zu Theil geworden ist, an welches er sich, dem Tode zu entkommen, anklammeret. Wir setzen, der Gerechte hat den Vortheil der Stärke für sich; wird er hinzuschwimmen, den Schwächern vom Brette stoßen, sich desselben bemächtigen, und auf Kösten des andern sein Leben retten? Thut er es, so ist er ein ungerechter Bösewicht; thut er es nicht, so ist er ein Narr. — Eben dieser Fall tritt ein, wenn bey der Flucht nach verlohrner Schlacht ein Soldat zu Fuße einem verwundeten Reiter sein Pferd nimmt, und darauf dem Tode entflieht. Und was müßte man erst von einem Eroberer sagen? Und welche Figur würden die Römer selbst machen? daraus folgt, schließt Karneades, daß sich Weisheit und Gerechtigkeit nicht gut zusammen vertragen, und die Gerechtigkeit weiter nichts, denn eine Thorheit ist.

Diese Züge sind aus Cicero's Gesprächen von der Republik entnommen. Furius redet darinn für den Eigennutz wider die Gerechtigkeit, und Lälius vertheidiget die Sache der Gerechtigkeit gegen den persönlichen Vortheil. Doch seine Gründe reichen den Furius zu widerlegen nicht hin: aber was Lälius nicht vermochte, das leistet Laktanz mit einer entzückenden Stärke und Beredsamkeit.

Den Heyden, sagt er, mangelte das Licht von oben; sie hatten nur einen ganz schwachen, ungewissen und schwankenden Begriff, von der Unsterblichkeit; ja die Meisten glaubten von alledem gar nichts, und schränkten sich ganz auf das Gegenwärtige ein. Sie komten demnach keinen geläuterten Begriff von der Tugend haben. Aber die Christen, welche alles Vergängliche für nichts halten, die Unsterblichkeit, als den unaus-

bleiblichen Lohn der Tugend betrachten, und Ehre, Reichthum, Vergnügen, ja das Leben selbst keiner Rücksicht würdigen, opfern alles der Tugend, und ziehen die Tugend allem vor. Die Unschuld des Herzens allein ist der Gegenstand ihres Ehrgeizes, weil sie ihnen das höchste Gut, ein unsterbliches Gut zusicheret. Wir können diese schöne Stelle unseres Verfassers nur sehr kurz berühren; man muß sie in seinem Buche selbst nachschlagen. Man wird darinn noch andere starke Beweißgründe finden, durch die er zeiget, daß die heydnischen Philosophen keinen reinen und würdigen Begriff von der wahren Gerechtigkeit haben konnten.

Ich habe die Ursache richtig angegeben, setzt Laktanz bey, warum jene, welche selbst Thoren sind, uns für Wahnsinnige halten. Sie fassen nicht, welch ein gräuliches Verbrechen es ist, unsern Gott und Schöpfer, der zugleich unser Vater ist, nicht anbethen, und Opfer und Weihrauch an Teufel verschwenden, welche zum ewigen Feuer verdammet sind. Können sie sich auf ihre Talente, auf ihre Beredsamkeit und Philosophie, verlassen, so wagen sie sich mit uns auf den Kampfplatz: wir sind bereit, sie anzuhören, wenn sie reden wollen. Unsere Absicht ist gar nicht, Jemanden zu überlisten, oder zu verführen: wir lehren, wir beweisen, wir legen anschauliche Gründe vor. — Was Laktanz bey dieser Gelegenheit erörteret, gereicht der Religion zur höchsten Ehre, und dem Heydenthume zur äußersten Demüthigung. Worinn besteht die heydnische Religion? fährt er fort. In einigen Gebräuchen, Opfern, und äußerlichen Ceremonien, welche das Herz nicht reinigen. Die Unsrige aber befreyt die Seele von allen ihren Lastern, und schmückt sie mit allen Tugenden.

Was ist denn jene heydnische Religion, welche in den Tempeln verehret, auf den Schaubühnen lächerlich gemacht, von den Dichtern und Philosophen beschimpfet, und von ihren eigenen Anhängern verachtet wird? Und uns verfolget man mit der entsetzlichsten Grausam- und Unmensch-

menschlichkeit als Feinde dieser Religion, während man diejenigen, welche sie frech mißhandeln, beklatschet, und mit Ehrenbezeugungen überhäuft!

Aber die Reihe wird auch an unsere Verfolger kommen. Die reißenden Wölfe, welche so viele gerechte und unschuldige Seelen gemordet haben, werden vor einem schrecklichen Richter und Rächer erscheinen müßen. Unsere einzige Sorge geht dahin, daß die Menschen nichts an uns, als Religion und Gerechtigkeit zu bestrafen, Gott aber unser Leiden würdig finden möge, es einst ewig zu belohnen.

Sechstes Buch.

Von dem wahren Gottesdienste.

Der wahre Gottesdienst besteht allein in der Unschuld der Seele, spricht **Laktanz**, und diese Unschuld selbst besteht bloß in den Tugenden, welche uns mit Gott vereinigen, und Gottes würdig machen. Dieses Buch von dem wahren Gottesdienste ist demnach eigentlich eine erhabene Abhandlung von den Tugenden. Sie ist zum Theile im philosophisch, zum Theile im lehrenden Tone geschrieben. Der Verfasser führt Beweise, und zeiget im Anfange, wie die Philosophen so gar keine richtige Begriffe von der Tugend hatten. Es darf uns auch, spricht er, dieses gar nicht verwundern, weil die Philosophen durch das Licht, welches von oben kömmt, nicht erleuchtet waren, und ihre Blicke stets auf das Vergänglich- und Irdische drehten. Man wird wohl gewahr, daß hin und wieder Ein oder der andere Strahl dieses reinen Lichtes auf ihr Auge traf; aber sie folgten dieser Erleuchtung nicht. Und dieß ist die Ursache, warum sich in ihren Schriften so viel widersinniges Zeug, ja eine Menge Widersprüche findet.

Hernach kömmt er auf die Lehren, welche uns die ewige Weisheit selbst gegeben hat; und er redet, als hät-

hätte ihn diese Weisheit selbst begeisteret. Alle seine Gesinnungen sind göttlich, und die Tugend erscheinet in ihrer ganzen Reinigkeit und schimmernden Pracht. Man sieht wohl, was sie kostet; aber man kann sich nicht enthalten, sie mit Ehrfurcht zu betrachten, zu bewundern und zu lieben. Man fühlet wohl, daß uns ein natürlicher Hang zur Tugend hinzieht, und daß wir ohne jene täuschende Grundsätze und verführerische Beyspiele, welche eine so tyrannische Herrschaft über den Menschen ausüben, und uns unabläßig vor Augen schweben, alle tugendhaft seyn würden. In diesem Geiste ist die gegenwärtige Abhandlung vom wahren Gottesdienste abgefasset, welche mit starken, feinen, erhabenen, und zugleich sehr sinnreichen Gedanken, wie mit kostbaren Steinen, reichlich versetzet ist.

Nach dem feurigsten Danke, daß ihm der Herr Sinn und Muth gegeben habe, die Wahrheit bekannt zu machen, saget er, es gebe zwo Gattungen der religiösen Verehrung; Die eine sey Aberglaube und falsch, die andere rein und wahrhaft. Die erstere ist der Götzendienst der Heyden, welcher ganz im äußerlichen Ceremoniel, in Gaben körperlicher Dinge, und in dem Opfer unvernünftiger Thiere besteht. Der Verfasser zeigt, wie unschicklich und unzureichend alle das Gepränge sey, die Gottheit zu ehren, die Menschen zu bessern, und die Liebe des Schöpfers zu gewinnen. Er führet mehrere schöne Gedanken, selbst aus heydnischen Schriftstellern, über die Unzulänglichkeit dieser Art von Gottesdienste an. Die zweyte Gattung besteht in der Reinigkeit der Seele, der Großmuth des Herzens, und im Schmucke ganz himmlischer Tugenden. Mit einem Worte, der wahre Gottesdienst ist derjenige, dadurch sich der Mensch seinem Gotte als ein Schlachtopfer darstellet, welches nicht der geringste Flecken verunstaltet.

In Rücksicht der Natur dieses zweyten Gottesdienstes, welcher in und durch die Tugend allein besteht, sagt Laktanz, daß der Mensch auf dieser Erde an einen Scheideweg hingestellet sey, deren der Eine nach der himmlischen

Glück-

Glückseligkeit, der andere nach einem endlosen Unglücke führet. Dieser letztere Pfad ist sanft, angenehm, reizend, ganz mit Blumen besäet; alles bezauberet, alles lockt: man sieht darauf, was nur immer den Sinnen gefallen und schmeicheln kann; Ehre, Reichthum, Vergnügen. Weßwegen auch diese Straße der meiste Theil der Menschen einschlägt. Aber unter diesen Blumen nisten alle Laster, Stolz, Ehrgeiz, Wohllust, Begierde, Zwietracht, Treulosigkeit und jeder Gräuel: und ist man eine Zeit lang auf diesem Wege fortgewanderet, öffnen sich am Ende schaudervolle Klüften, und Abgründe, in welche man ohne alle Rettung stürzen muß, weil alle Rückkehre abgeschnitten ist.

Der andere Weg ist auf den ersten Anblicke fürchterlich; rauch, steil, holprig, von Klippen durchschnitten, und ganz mit Dornensträuchen bewachsen. Man muß sich bey jedem Schritte mühsam durcharbeiten, und hat sich immer in Acht zu nehmen, um nicht in Abgründe zu stürzen, deren Rand dicht am Wege hinläuft. Es ist wahr, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Sanftmuth, und die andern Tugenden begleiten auf diesem Pfade den Wanderer, und nachdem er mit großer Mühe den beschwerlichen Weg hinterleget hat, langt er endlich auf einer anmuthigen und lachenden Ebene an, wo alle Arbeit ein Ende hat, keine Gefahr mehr zu fürchten ist, und eine unwandelbare Ruhe und Glückseligkeit seiner wartet, Also ist das verschiedene Ziel beschaffen, wohin die Straße des Lasters und der Tugend führet.

Daraus nimmt der Schriftsteller Anlaß, philosophische und überaus wichtige Untersuchungen über die Natur der Tugend anzustellen. Er geht am Anfange wieder auf seinen Grundsatz zurück, daß Gott allein, welcher die Quelle alles Lichtes ist, uns die Natur der Tugend aufklären, von ihrer ganzen Reinigkeit, und ihrem ganzen Umfange unterrichten, und den nöthigen Muth einflößen kann, sie in Rücksicht der Belohnungen, welche ihr im

Stande der Unsterblichkeit zugesichert sind, zu üben. Die Philosophen haben mit Hilfe des pur natürlichen Lichtes die ganze Schönheit der Tugend, und die höhern Beweggründe, welche uns mit feurigem Eifer für sie entflammen müßen, nicht eingesehen; und so waren auch ihre Begriffe sehr schwach, beschränkt, und oft mangelhaft, wenn sie auf die Belohnung der Tugend zu reden kamen. Anstatt ihre Augen gen Himmel empor zu heben, hefteten sie selbe unverrückt an die Erde, welches die Quelle des Mangelhaften ist, das sich in allen ihren Lehren und Unterweisungen findet.

Diese kritische Prüfung der philosophischen Denkungsart enthält eine Menge sehr unterhältlich- und wichtiger Stellen, und giebt uns den vortheilhaftesten Begriff von den Fähigkeiten, Einsichten, und der Stärke des Verfassers, seine Beweise mit allem Vortheile zu führen. Man sieht wohl, spricht er von diesen Weltweisen, wie sehr die Religion der Philosophie überlegen ist, und in viel Irrthümer die schönsten Geister gefallen sind, welchen das Licht des Glaubens mangelte.

Nachdem Laktanz nun einmal den falschen Schein, oder besser zu reden, die dunkeln Wolken der Philosophie bey Seite geschaffet hat, läßt er das reine Licht der Religion schimmern. Er beschreibt mit vieler Umständlichkeit die schönen Tugenden, welche uns die Unsterblichkeit zusichern. Die erste und vornehmste unter allen, von welcher die Uebrigen abfließen, ist die Erkenntniß Gottes, unseres Schöpfers und Vaters, der denn auch der einzige Gegenstand unserer Anbethung und Liebe, und unseres Gehorsames ist.

Alle Tugenden, welche nicht von dieser Quelle entspringen, sind ohne Werth. Laktanz vergleicht sie mit einem menschlichen Körper, dessen alle Glieder von dem vollkommensten Ebenmaaße, und einer blendenden Schönheit wären; aber daran das Haupt mangelte. In diesem

Fal-

Falle würden alle diese so schöne Glieder ohne Leben und Bewegung seyn. Eine gleiche Bewandtniß würde es mit allen Tugenden haben, welche diese Erkenntniß Gottes nicht zum Grunde hätten. Nichts ist rührender, und gründlicher, als die Aufschlüße, welche der Verfasser über diese Gegenstände giebt.

Itzt kömmt er auf die Pflichten gegen unsere Mitmenschen. Die Natur spricht er, hat in des Menschen Herz Empfindungen und theilnehmendes Gefühl für alles gesenket, wobey Geschöpfe unseres Gleichen mit verflochten sind; eine Empfindung, welche die Philosophen Menschlichkeit, die Christen durch ein weit reineres Licht geleitet Liebe genennet haben. Da sie sich alle als Kinder des himmlischen Vaters betrachten, lieben sie sich gegenseitig mit der zärtlichsten Neigung, und verwenden sich für einander mit einer Wärme, und Großmuth, welche um keine andere Gränzen, als die Unmöglichkeit weiß. Daraus erkläret er auf eine wunderschöne Weise alles, was uns das natürliche Gesetz über Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit, Uneigennützig- und Barmherzigkeit vorschreibt, und zeigt zugleich, wie wenig die Philosophen diese schöne Tugenden erkennet haben. Man kann sich nichts rührenders denken, als was er darüber sagt, noch kann man einem tugendhaften Menschen etwas vollkommneres einrathen. Es ist ein Innbegriff von allem, was im Christenthume unter dem Namen der guten Werke enthalten ist.

Die Unschuld der Seele hängt viel von der Bewahrung der Sinne ab: denn vermittelst der Sinne kostet man jene Vergnügungen, welche ihr Schaden bringen könnten. Wir gehen über die umständlichere Ausführung dieses Stoffes weg, auf welche sich unser Schriftsteller einläßt, und sagen allein, er rede immer als ein aufgeklärter, aber zugleich als ein so strenger Philosoph, wie es der kostbare Werth des Schatzes forderet, welchen man auf jede Kösten sorgfältig bewahren muß. Dieß sind die Opfer, welche

wir

wir dem Herrn darbringen, dieß ist der Dienst dadurch wir ihn ehren müßen, um alle Pflichten zu erfüllen, welche die Religion dem Menschen vorschreibt.

Siebentes Buch.

Von dem glückseligen Leben.

Mit dem Gefühle der innigsten Wonne und Zufriedenheit beginnet Laktanz dieses siebente Buch seiner Unterweisungen. Wie erwünscht! wie herrlich! spricht er; Wir haben den Grund, und einen starken Grund geleget, welcher wohl im Stande ist, ein so großes Gebäude zu tragen: ja nicht nur den Grund haben wir geleget, sondern das Gebäude selbst bis an Giebel aufgeführet: es bedarf nur mehr des Daches und der Verzierungen. Aber was würde es nützen, die Irrthümer aufgedecket, die falsche Weisheit entlarvet, den Aberglauben des Götzendienstes gezeigt, und den hellschimmernden Glanz der wahren Weisheit und Gerechtigkeit, und der ächten Tugenden enthüllet zu haben; wenn wir nicht endlich auf jenes überselige Leben kämen, welches die Belohnung der Tugend seyn muß? Dieses hat unser Vater und Gott uns vorbehalten: mit diesem beglückten Leben wollen wir unsern Unterricht beschließen.

Im Anfange handelt er nach der Länge von dem Endzwecke Gottes, da er die Welt, und vornehmlich da er den Menschen schuff. Es zeigt, wie der Philosophen Lehre über diesen Gegenstand, der Weisheit und Heiligkeit des Schöpfers so gar nicht entspricht, vereiniget alle die Bemerkungen und Folgen, welche ihm diese Untersuchung darboth, und sagt: Es ist in der That eine tröstliche Wahrheit, daß Gott diese Welt für uns erschaffen hat; daß wir uns darinn befinden, um seine Größe anzubethen, und daß der Dienst, welchen wir ihm durch mühsame Tugenden erweisen, mit der Unsterblichkeit belohnt wird, wir aber in diesem unsterblichen Leben den Engeln gleichen werden,

den, um unsern Gott und Vater zu lieben, und die ganze Ewigkeit hindurch mit ihm zu herrschen.

Diese Unsterblichkeit der Seele, der Grund unserer Hoffnung, und die mächtige Triebfeder aller Tugenden ist von einigen Philosophen angestritten worden: aber eine Vergleich größere Anzahl anderer Philosophen, welche weit ehrwürdiger und geschätzter sind, haben sie gründlich erwiesen, und anschaulich dargethan. Jene haben durch ihre Lehrsätze allen Unordnungen Lastern und Ausschweifungen Thor und Riegel geöffnet; diese brachen der Tugend die Bahn, und bereiteten des Menschen Herz zu ihrer Liebe vor. Da dieser Lehrsatz für die Religion nicht minder, als für die Gesellschaft äußerst wichtig ist, giebt er sich alle Mühe, Beweise dafür auszufinden, denen ein unbefangener Verstand seinen Beyfall nicht wohl versagen kann.

Erstens sagt er mit Cicero, daß der Mensch das einzige unter allen Thieren ist, welches Kenntniß von Gott, und Gefühl für die Religion besitzet. Sein Daseyn ist demnach, wie bey den andern Wesen, so ihn umgeben, nicht bloß auf das Gegenwärtige und Sinnliche eingeschränket. Seine Begierden nehmen einen höhern Flug, weil er sich für die Unsterblichkeit geschaffen zu seyn fühlet.

2. Die Ehrfurcht und Schätzung, welche der Mensch von seiner Natur aus für die Tugend trägt, ist ein Beweis, daß er zu einem erhabnern Zwecke erschaffen ist, als alles, was wir vergängliches in diesem Erdenleben um uns hersehen. Die Tugend erheischet oft große Opfer; man muß den Gütern, dem Vergnügen, den gegenwärtigen Vortheilen entsagen: sie flößt den Muth ein, Mühseligkeiten zu ertragen, welche die Eigenliebe unendlich viel kosten. Und doch wäre die Tugend weiter nichts, als die größte Narrheit, sofern für den Menschen alles auf die Güter dieser Welt eingeschränkt seyn sollte. Es giebt demnach ein anderes Leben, ein unsterbliches Leben, wo man

den

den Lohn jener Tugenden ährndet, ohne welche der Mensch übler daran wäre, als das unvernünftige Vieh.

3. Der in der Natur gegründete Unterschied des Lasters und der Tugend ist ein auffallender Beweis der Unsterblichkeit, nach der wir streben. Die Frucht der Laster und Leidenschaften ist kurz und vergänglich, wie alles Irdische. Dieß erhellet an den Leidenschaften der Begierde, des Ehrgeizes, der Wohllust. Sind die Wünsche der Leidenschaften erfüllet, so folgt auf den Genuß Eckel, und lange Weile. Die Tugend sucht, und erwartet hier ihren Lohn nicht: bloß das Verdienst suchet sie; die ewige Belohnung allein ist ihr Augenmerk. Sie hält standhaft bis in Tod aus: denn erst nach dem Tode gelangt sie zum Besitze des Lohnes. Durch den Tod nimmt für das Laster alles ein Ende, und für die Tugend alles seinen Anfang.

Man merke auf die Werke, welche von dem Leib und von der Hand abhangen, und auf jene, welche von der Seele kommen, und man wird sogleich schließen, die Seele müße unsterblich seyn; man untersuche die Begierden, und man wird eben diesen Schluß davon abziehen. Alle Werke der Menschenhände gehen zu Grunde; die Zeit zerstöret und vernichtet sie: aber die Werke des Geistes sind unsterblich. Es muß demnach gleiche Bewandtniß mit ihren hervorbringenden Ursachen haben. Was die Begierden belangt, so beziehen sich die körperlichen auf die Bedürfnisse des Leibes: Die Begierden der Seele aber nehmen ihren Flug nach der Ewigkeit hin. Um des willen verachtet sie die gegenwärtigen Güter, ja das Leben selbst, um sich der ewigen zu versichern. Diese Gedanken und Betrachtungen sind aus dem Cicero entnommen.

Es kommen noch andere Gründe über diesen Gegenstand vor, welche gewiß ihre Wirkung thun, und Eindruck machen werden. Man kann sie bey Laktanzen selber nachschlagen.

Nach

Nach angeführten Beweisen antwortet er auf Lukrezens Einwürfe, welche die widerchristlichen Philosophen unseres Jahrhundertes so oft wiederholet, und darauf wir in unserem philosophischen Wörterbuche der Religion zur Genüge geantwortet haben; dahin wir auch unsere Leser verweisen.

1. Die Seele spricht Lukrez, wird mit dem Leibe gebohren; so stirbt sie denn auch wieder mit dem Leibe.

Der Leib, antwortet Laktanz, besteht als ein Ganzes aus verschiedenen körperlichen Theilen; man sieht, man riecht, man fühlet ihn. Diese vereinigte Theile können sich trennen; dieses zusammen gesetzte Wesen kann aufgelöset werden. Aber die Seele kann weder gesehen, noch berührt werden; man läßt keine Theile an ihr zu; sie ist also der Auflösung nicht so, wie der Leib unterworfen. Der Herr hat sie unmittelbar erschaffen, und mit dem Leibe nach dessen Bildung vereiniget: aber sie ist nicht so, wie der Leib gestaltet: sie ist dem Tode nicht unterworfen, weil sie keiner Auflösung unterworfen ist.

2. Man sieht, daß die Seele in der Kindheit schwach ist, mit den Jahren sich stärket, und bey vielfältigem Alter wieder abnimmt.

Man muß die Seele von dem Verstande wohl unterscheiden. Die Seele ist die Substanz, welche durch ihre Vereinigung mit dem Leibe ihn beseelet und belebt. Der Verstand ist die Kraft der Seele zu denken, zu begreifen, zu schließen; eine Kraft und Fähigkeit, welche nach Maaße der Anlage, und des Zustandes der Hilfsglieder wirket. Die Seele nennten die Lateiner, Anima oder Animus, und die Griechen Ψυχη; der Verstand aber hieß bey den Erstern Mens, und bey diesen Νους. Sind die Hilfsglieder schwach, oder zerrüttet, so wird die Thätigkeit des Verstandes gehemmet: aber die Seele hört deßwegen nicht auf,

den Körper zu beleben; wie sichs bey den Wahnsinnigen zeiget, welche die Lateiner um des willen Amentes, oder Leute ohne Verstand nennen. Und damit ist der ganze Einwurf der Freygeister zerstäubet.

3. Die Seele leidet durch die Krankheit des Leibes, und erholt sich mit dem Leibe wieder: sollte sie nicht auch gleich dem Leibe sterblich seyn.

Krankheiten äußern sich am Verstande, nicht unmittelbar an der Seele. — Epikurs übrige Einwürfe verdienen keine Meldung.

Nachdem Laktanz die Materialisten widerleget, und die Unsterblichkeit der Seele erhärtert hat, handelt er von der allgemeinen Auferstehung, von dem endlichen Gerichte, und von der Glückseligkeit gerechter Seelen nach der Vereinigung mit ihrem Gott und Vater. Zuletzt erwähnet er auch der Meynung vieler kirchlicher Schriftsteller der ersten Jahrhunderte, welche das tausendjährige Reich Christi vor der Welt Ende zuließen, ehe noch die Kirche gesprochen hatte, und erkläret sich nach ihrem Beyspiele nicht undeutlich für diese Meynung. Er beschließt sein schönes Werk mit den rührendesten Aeußerungen der Erkenntlichkeit gegen Gott und unsern göttlichen Heiland, welcher uns zu erleuchten, zu unterrichten, und jenen Weg zu weisen gekommen ist, der unfehlbar nach dem Himmel führet, wo wir ewig mit ihm herrschen werden.

Auszüge aus Laktanzens göttlichem Unterrichte.

Wir haben unsern Lesern in der Zergliederung der sieben Bücher der göttlichen Unterweisungen einen Begriff von Laktanzens Lehre gegeben: Itzt werden wir ihnen einige Auszüge vorlegen, welche sie in Stand setzen sollen, von der Schön- und Feinheit seines Geistes, und der reizenden Anmuth seiner Beredsamkeit zu urtheilen.

I. Der

I.

Der richtigste Begriff von dem wahrhaft philosophischen Geiste findet sich im Eingange des ersten Buches der göttlichen Unterweisungen. Man entdeckt darinn einen bescheidenen Schriftsteller, welcher keine, als nur die ehrbarsten und sichersten Grundsätze annimmt, die letzten Folgen davon ausspüret, nichts denn Wahrheit suchet, und alles auf die Tugend hinleitet, welche allein zur ächten Glückseligkeit führet. Er drücket sich mit diesen Worten aus:

„Man hat von Zeit zu Zeit Leute von außerordentlichem Geiste gesehen, welche allen ihren Fleiß auf die wahre Philosophie allein beschränkten, nicht nur den öffentlichen Aemtern entsagten, sondern auch ihre Privatgeschäfte versäumten, und mit ganzer Seele nach der Wahrheit forschten, überzeugt, daß sich alle göttlich- und menschliche Kenntnisse sammeln, ein vernünftiges Wesen unendlich mehr ziere, als Reichthum anhäufen, und nach Ehre haschen. Sie blicken mit Verachtung auf die gebrechlich- und irdischen Vortheile hin, welche für dieses hinfällige Leben allein geschaffen sind, und den Menschen weder gerechter, noch tugendhafter machen. Wegen dieser ihrer Gesinnungen verdienten sie auch zur Kenntniß der Wahrheit zu gelangen, welches der einzige Gegenstand ihrer Begierden, und ihrer rastlosen Anstrengung war; wie denn einige in dieser Absicht ihre Güter verlassen und allem Vergnügen entsagt haben, um sich mit ganz ungestörter Freyheit der Tugend zu widmen, welche sie für das höchste Gut hielten. Indessen erreichten sie den Zweck nicht, auf den sie abzielten; alle ihre Bemühungen wurden vereitelt, weil die Wahrheit, das ist, die Weisheit und die Absichten des Schöpfers für den menschlichen Blick undurchdringlich sind; und es zwischen Gott und dem Menschen keinen Unterschied gäbe, wenn dessen beschränkter Geist des Unerschaffenen Geheimnisse durchgründen könnte."

„Weil dann der Mensch aus sich selbst zu diesen erhabenen Kenntnissen nicht gelangen kann, so wollte Gott nicht, daß jene, welche aufrichtig von der Weisheit erleuchtet zu werden verlangten, noch länger auf Irrwegen und in der Finsterniß herum tappen sollten. Die Zeit ist angebrochen, wo er ihre Augen geöffnet, die Eitelkeit der menschlichen Weisheit aufgedecket, und ihnen den Pfad gewiesen hat, der sicher zur Unsterblichkeit führet. Aber wenige benutzen diese himmlische Wohlthat; denn da die Wahrheit sich allezeit in eine Art von Schleyer hüllet, verachten sie die Gelehrten, weil sie durch Beweise nicht so, wie ihr Stolz fordert, unterstützet wird; die andern aber fürchten die gute Wahrheit aus Ursache der Bitterkeit, welche sich stets in ihrem Gefolge findet. Und wirklich, da die Laster eine reizende Außenseite zeigen; die Tugenden aber durch die Mühe, welche sie kosten, abschrecken, läßt man sich von den falschen Gütern hinreißen, und jagt ihnen trotz aller Gewissensbisse nach.

„Das Menschengeschlecht vor diesen Abwegen, und Irrthümern zu warnen, schrieb ich dieses Werk, worinn ich den Gelehrten, was die wahre Weisheit, und den Uebrigen zeigen will, welches die wahre Religion ist. Dieser Unterricht ist wichtiger, nützlich- und rühmlicher, als den ich sonst über die Beredsamkeit gegeben habe, wo ich die jungen Leute nicht zur Tugend, sondern zu dem harmonischen Geklingel einer verführerischen Wohlredenheit bildete, welche so geschickt ist, alle Arten von Bosheit zu verkleistern.“

„Heute betrete ich einen unvergleichlich schönen Pfad, weil es darum zu thun ist, meine Brüder mit der wahren Verehrung bekannt zu machen, welche man dem unsterblichen Gotte schuldig ist. Die Menschen zur Frömmigkeit und Unschuld anführen, ist gewiß für sie in jeder Rücksicht wichtiger, als Redner aus ihnen machen. Deßwegen schätzte man auch ehedem bey den Griechen die Philosophen weit höher, als die Redner, weil man die Ersten

sten für die Lehrmeister der Tugend hielt. Es ist auch wirklich für den Menschen wesentlicher, rechtschaffen zu handeln, als gut zu sprechen. Das letztere ist der Vorzug einiger Wenigen, das erste aber Pflicht für alle Welt. Doch soll mein ehemaliger Beruf eines Lehrers der Beredsamkeit für mich zur Vertheidigung der Wahrheit nicht so ganz ohne Nutzen seyn. Ich finde mich dadurch im Stande, sie mit mehr Nachdruck und Fertigkeit zu vertreten. Denn ob man schon die Wahrheit ohne Beyhilfe der Beredsamkeit vertheidigen kann; so ist es doch immerhin besser, wenn es mit aller Deutlichkeit, und in einer reinen und fließenden Schreibart geschieht, um sich leichter durch die Reize des Vortrages sowohl, als durch eigene Stärke, und die Weise einzuschmeicheln, mit der man die Religion aus dem vortheilhaftesten Standpunkte zeiget.

Von dieser Religion, und ganz göttlichen Gegenständen werden wir in diesem Werke handeln. Mehrere berühmte Redner haben sich, nachdem sie lange die Bewunderung des Volkes gewesen waren, in die Arme der Philosophie geworfen, und betrachteten diese neue Beschäftigung des Geistes, als eine ehrenvolle Ruhe nach ihren Arbeiten. Die guten Leute stellten dort Untersuchungen an, wo keine Entdeckungen zu machen waren. Dieß war keine Ruhe, sondern eine undankbare, weit mühsamere Arbeit, als der sie entsagt hatten. Darf ich mich nicht ohne Widerrede glücklicher schätzen, handle ich wohl nicht vernünftiger, wenn ich eine Art von Philosophie wähle, darinn man sich über alles ohne Schwierigkeit ausdrücken kann, alles mit Vergnügen anhört, mit Leichtigkeit faßt, und mit Ehre annehmen darf? Diese Philosophie, so ich ankündige ist die göttliche Weisheit, welche ganz Wahrheit und Tugend ist.

Welch ein Philosoph! Wie ehrwürdig, wie schätzbar ist er nicht! Aber wie gewaltig sticht er

gegen jene Verführer ab, welche in diesem achtzehnten Jahrhunderte Philosophen heißen?

II.

Eine schöne Stelle über die Weise, wie man von den göttlichen Aussprüchen, und den Meynungen der Philosophen urtheilen soll.

Da uns die heilige Schrift sagt, daß alle Grübeleyen der Philosophen nichts wie Thorheit sind: so muß man diesen Ausspruch durch Darstellung der Sache selbst, und durch Vernunftschlüße beleuchten, aus Furcht, die Leute möchten durch das prächtige Wort, Philosophie, getäuscht, oder von dem Flitterglanze der Beredsamkeit geblendet, sich geneigter finden lassen, dem Wahne der Menschen, als Gottesworte zu glauben. Diese Aussprüche der göttlichen Wahrheit sind einfach und bestimmt; und es geziemte Gott nicht, anders zu reden. Denn offenbaret sich der Herr dem Menschen, unterstützet er seine Worte nicht mit Vernunftschlüßen, als dürfte man an seinen Offenbarungen zweifeln. Er hat geredet, wie er reden mußte, als der höchste unbeschränkte Richter, welcher den Ausspruch thut, ohne sich lange mit Beweisen abzugeben: kurz; Gott hat als Gott geredet.

III.

Folgen des Lehrgebäudes der Epikuräer und Materialisten.

Epikur läugnet die Vorsicht, und die Unsterblichkeit der Seele. Seine Götter thaten sich gütlich und kümmerten sich wenig, wie's hienieden unter den Menschen geht.

Epikurs ganzes Lehrgebäude (III. B. 18. K.) bezieht sich auf den Satz, daß der Mensch bloß zu der Absicht in der Welt ist, damit er alle die Güter, und Wohllüsten genieße, welche sich darbiethen. Aber wird wohl Jemand, welcher diesen Grundsatz annimmt, große Lust haben, Laster und Ausschweifungen zu vermeiden? Denn ist die Seele sterblich, was kann man besseres thun, als Reichthum sammeln, und sich Vergnügungen aller Art zu verschaffen? Aber was ist zu thun im Falle, daß Geld und Reichthum mangelt? Man muß alle mögliche Mittel ergreifen, Betrug, List und Gewalt (gilt alles gleich viel) und andern rauben, was sie besitzen: und weil sich die Götter mit den Angelegenheiten dieser Welt nicht abgeben, darf man ja plündern und morden, wenn man nur dem Galgen geschickt auszulencken weiß. Böses thun, wenn man seinen Vortheil dabey findet, und nichts zu fürchten hat, räth in diesem abenteuerlichem Systeme die gesunde Philosophie, weil die Götter durch die Handlungen der Menschen nicht beleidiget werden: und Gutes thun ist eine Thorheit, weil die Götter darauf keine Rücksicht nehmen. Frisch genossen, so lange und so viel wir können; die Augenblicke zücken schnell vorbey; und bald sind wir nicht mehr. Lasset uns demnach keinen Tag, ja keine Stunde verlieren, und jedes Theilchen der Zeit zum Genusse der Wohllust schwelgerisch benutzen: denn jede Minute ist unserm Leben geraubt, welche wir nicht einer so süßen Arbeit widmen. Dieses sagt zwar Epikur nicht alles mit so ausdrücklichen Worten; aber es fließt von seinem ganzen Lehrgebäude ab. Denn da er zum Grundsatze annimmt, daß ein Weiser, ein Philosoph alles bloß um seinetwillen thut, so kann er dabey nichts anderes, als seinen Vortheil erzielen. Folglich wird jener, der diese abscheulichen Grundsätze annimmt, sich wohl hüten, Jemanden einen Dienst zu erweisen, weil er in diesem Falle zum Nutzen anderer arbeiten müßte. Nie wird er vor einem Verbrechen zurückbeben, so gräulich es auch seyn mag, falls er nur dabey seine Rechnung findet. Wollte das Haupt einer Räuberbande seinen Spießgesellen Muth zu irgend einem Bubenstücke machen, wür-

de er nicht Epikurs Sprache borgen, und ihnen sagen? Die Götter kümmern sich ja nichts um die Auftritte, welche hienieden unter den Menschen vorgehen. Sie werden nicht zum Zorne gereizt, gute Werke rühmen sie nicht, und eine Hölle fürchten ist Thorheit, weil die Seele mit dem Leibe stirbt. Der Begriff gesellschaftlicher Pflichten ist eine Chimäre, die Wohllust ist das höchste Gut, und Geschöpfe seines Gleichen muß man nur wegen seines eigenen Vortheiles lieben.

Diese Lehre ist scheußlich, ist schandvoll: aber ist es nicht eben diejenige, welche die Philosophen bey unsern Tagen wiederum auskramen? Nur daß sie selber nach Epikurs Beyspiele, so gut sie können, eine Schminke aufzulegen suchen.

IV.

Ursprung der Unordnungen des Menschengeschlechtes.

Es ist erstaunlich, daß es mit der Blindheit der Menschen durch die Vielgötterey so weit gekommen ist, daß sie alle Kenntniß der Wahrheit, alle Religion des alleinigen Gottes verlohren, und ihre ganze Glückseligkeit auf dieser Erde gesucht haben, ohne mit ihrem Auge gen Himmel aufzublicken. Ist die Glückseligkeit der ersten Jahrhunderte verschwunden, so darf man die Ursache dieses Verlustes nirgend anders, denn in der Veränderung der Religion suchen. Die Menschen haben ihren Schöpfer und Vater verlassen, leblosen Bildsäulen gehuldiget, und wir sind die unseligen Zeugen von den Uebeln, welche diese Verirrungen in der Welt angerichtet haben. Denn da sich die Menschen von dem höchsten Gute entfernten, und die unsterblichen Tugenden verließen, an welchen dieses höchste Gut Gefallen findet, hielten sie sich in der Folge an die falschen Gottheiten. Sie suchten nichts mehr, als was dem Leibe und den Sinnen

nen schmeichelte, und stürzten sich sammt den falschen Göttern, und den irdischen Gütern, nach denen sie verlangten, in den ewigen Tod. Gottlosig- und Ungerechtigkeit waren nothwendige Folgen dieser falschen Religionen. Auf solche Weise trat Finsterniß an die Stelle des Lichtes, welches die Menschen die ersten Jahrhunderte erleuchtet hatte. Seit die Weisheit aus der Welt ist verbannet worden, nennet man einzelne Menschen Weise. Einst ward dieser Name Niemanden insonderheit gegeben, denn alle verdienten ihn, der eine so gut, wie der andere.

V.

Gemälde derer, welche auf die Schriften, welche zum Besten der Religion verfasset werden, übel zu sprechen sind.

Sollte dieses Werk (B. III. K. 1.), darinn ich die Größe und Herrlichkeit Gottes beleuchte, einigen zu Gesicht kommen, welche mit einer so lächerlichen Hartnäckigkeit an ihren Vorurtheilen kleben: so sehe ich gar wohl vor, mit welcher Hitze sie über mich herfallen, und mich aus allen ihren Kräften verunglimpfen werden. Kaum werden sie die ersten Zeilen dieses Buches mit flüchtigem Auge gelesen haben, werden sie es von sich werfen, unter die Füße treten, ein vermaledeytes Geschmier nennen, welches man, ohne sich eines gräulichen Verbrechens schuldig zu machen, nicht lesen dürfe. Dessen ungeachtet beschwöre ich sie, diese Schrift nicht zu verdammen, ehe sie ihren Inhalt geprüfet haben. Denn, sofern man Giftmischern, Verräthern, und gottesschänderischen Böswichtern die Freyheit sich zu vertheidigen gönnet; wenn die Gesetze Niemanden zu verdammen erlauben, dessen Sache man nicht vorerst untersuchet hat; so werde wohl auch ich von denen, welche dieses Buch zu lesen angefangen haben, zu fordern berechtiget seyn, mit ihrem Urtheile so lang inne zu halten, bis sie es ganz durchgelesen haben. Aber das werde ich wohl nie erhalten; ich kenne die Eingenommenheit und den Starrsinn dieser Leute:

sie fürchten, sie möchten überzeuget werden, und der Wahrheit gewonnen geben müßen. Um des willen empören sie sich, lärmen, halten die Ohren zu, und schließen die Augen, um das Licht, welches wir ihnen vorhalten, nicht zu sehen. Sie verrathen offenbar ihr Mißtrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache. Sie wollen weder den Unterricht, noch den Vorschlag einer gütlichen Unterredung annehmen, weil sie ihre Niederlage unfehlbar ahnden.

VI.

Schilderung von Diokletians gräulicher Verfolgung.

Jeder Mensch (B. V. K. 2.), spricht Roms großer Redner, würde tausendmal lieber den Tod wählen, als in ein unvernünftiges Thier verwandelt werden; sollte er auch dabey die menschliche Vernunft ganz beybehalten. Aber wäre es nicht noch weit scheußlicher, sofern eine menschliche Gestalt von der Seele einer wilden Bestie belebet würde? Indessen giebt es doch Leute, welche sichs zur Ehre anrechnen, Menschen zu seyn, ob sie schon von einem Menschen weiter nichts, denn die äußerlichen Züge besitzen, während ihre Seelen selbst die niedrigsten Thiere, so alle Welt verachtet und verabscheuet, an Wildheit übertreffen. Denn wird man wohl auf des Kaukasus Klippen, oder in Hyrkaniens Wüsteneyen ein so blutgieriges Ungeheuer finden, als bey unsern Tagen die Verfolger sind? Die wilden Thiere sind schreckbar, wenn sie der Hunger nach Beute treibt; sind sie einmal satt, so halten sie sich ruhig. Aber wer wird uns mit Farben, die treffend und stark genug wären, die Blutgierigkeit jenes Ungeheuers schildern, welches von seinem Palaste aus die ganze Welt seine Grausamkeit empfinden läßt; welches mit eisernen Zähnen die Glieder der Unschuldigen zerstickt, ihre Gebeine zerknirscht, und zermalmet, und sogar ihre Asche noch verfolgt, da man ihnen einen Hügel kalter Erde zur Ruhstätte verweigeret; als wären die Märtyrer mehr um das Leichengepränge ihrer zerfetz-

ten

ten Hülle, als um die Glückseligkeit besorgt, in der Freude des Herrn anzulangen. Welche Wuth! welche Wildheit, die Lebenden tödten, und den Getödteten die Begräbniß versagen! Es ist eine Unmöglichkeit, alle die Grausamkeiten umständlich zu beschreiben, welche die Diener und Werkzeuge dieses Ungeheuers in der ganzen Welt verübet haben; tausend Bände würden dazu nicht hinreichen. Beynahe alle diese besoldete Henker des gekrönten Tygers haben nach dem Triebe ihrer blutdürstigen Laune gehandelt. Einige giengen aus Furcht zu mißfallen noch weiter, als die grausamen Verordnungen befahlen; die andern gaben nur ihrem persönlichen Groll gegen uns Gehör. Diese ließen sich von ihrer natürlichen Wildheit hinreißen, jene suchten durch sinnreiche Grausamkeit die Gunst der Kaiser zu gewinnen, und auf diesem blutigen Pfade zu den erhabenen und einträglichen Ehrenstellen hinan zu klettern: einige schienen von den Anfällen der schwärzesten Wuth besessen, und außer sich, wie jener Landpfleger **Phrygiens**, welcher, da die Christen eben in ihrer Kirche versammelt waren, Feuer anlegen, und sie alle zusammen lebendig verbrennen ließ. Man kann von ihm sagen, je grausamer er war, desto gelinder sey er verfahren: denn jener ist doch immer der grausamste Henker, welcher falsche Milde aushängt, und die entsetzlichsten Martern so zu mäßigen weiß, daß sie nicht tödten, sondern ihm das Vergnügen gewähren, sein Schlachtopfer nur recht lange zu quälen. Wie sinnreich sind sie nicht in Erfindung ausgesuchter Peinen, um ihre Absicht zu erreichen? Sie bedienen sich dieser grausamen Kunstgriffe, nicht allein um sich rühmen zu können, daß sie keinen Unschuldigen gemordet haben, sondern auch, weil sie der Nachrede, als wären sie selbst überwunden worden, gerne ausbeugen möchten, und den Christen die Krone ihrer Tugenden mißgönnen. Bey den teuflischen Erfindungen neuer Arten zu peinigen und zu foltern haben sie keine andre Absicht, als eure Standhaftigkeit zu besiegen. Sie sehen das alles wie einen Wettstreit zwischen sich und den Christen an. Ich selbst habe es gehört, wie sich mehrere aus diesen Henkern ihrer Mäßigung in diesem Stücke rühmten.

In Bithynien sah ich einen Statthalter, welcher vor Freude trunken war, als ein Christ nach der entsetzlichsten Marter, die er zwey volle Jahre standhaft geduldet hatte, endlich der grausamen Prüfung zu unterliegen schien. Hätte er eine neue Provinz dem Reiche gewonnen, er würde kein innigeres Vergnügen gefühlet haben. Sie verfolgen uns demnach in der einzigen Absicht, unsern Glauben zu überwältigen; sie peinigen uns mit den lebhaftest- und empfindlichsten Schmerzen, während sie nichts so sehr fürchten, als wir möchten unter der Marter unsern Geist aufgeben. Ihre unbegreifliche Unmenschlichkeit geht so weit, daß sie die Wunden derjenigen sorgfältig verbinden lassen, welche an der Folter gehangen haben, um sie in Stand zu setzen, neue Schmerzen zu dulden, und bey erneuerten Kräften neuen Kämpfen, und neuen Grausamkeiten gewachsen zu seyn.

Der große Mann war selbst ein Augenzeuge von alledem Gräuel gewesen. In Wahrheit eine vollwichtige Antwort auf alles, was die Feinde der Religion schreiben, um die Anzahl und die Ehre unsrer Blutzeugen herabzusetzen.

VII.

Ursprung der Irrthümer der Philosophen, derer doch einige über die ersten Gründe des natürlichen Gesetzes sehr schön und richtig gedacht haben.

Die Philosophen forschen dem Wege nach, der zur Wahrheit führet (B. IV. K. 8.), und sie finden ihn aus der Ursache nicht, weil sie ihn auf dieser Erde suchen. Ich vergleiche sie mit denen, welche in der offenen See so auf gerathewohl ohne Steuermann, und ohne die Hilfe der Karten herumsegeln. Ob wir schon auf der Erde wandern, müßen wir doch eben die Mittel, wie die Seefahrer, benutzen, welche, wenn sie ihr Auge nicht stets gen Himmel richten, ihren Lauf nicht sicher halten können. Wer immer in dem gegenwärtigen Leben seinen Weg ohne Gefahr

zu

zu irren fortsetzen will, muß nach dem Himmel, und nicht auf die Erde sehen, nicht die Menschen, sondern den Schöpfer anhören, nicht die leblosen Bildsäulen, sondern den lebendigen Gott anbethen, alles für die Seele, und nicht für den Leib, alles für das Ewige, und nicht für die paar Augenblicke dieses flüchtigen Lebens thun. Also, wenn ihr euer Auge Himmel an richtet, und der Sonne Lauf beobachtet, werdet ihr euch an die sicherste Straße halten. Das göttliche Licht, welches für das Auge reiner Seelen unendlich heller, als das Sonnenlicht für das leibliche glänzet, wird euch unfehlbar nach dem Palaste der göttlichen Weisheit, und in den Hafen der unsterblichen Tugenden führen.

Wir wollen uns demnach, aus dem Triebe einer zärtlichen Liebe, diesem Gesetze des Herrn, diesem heiligen, himmlischen Gesetze unterwerfen, welches uns Cicero *) mit diesen, mehr denn menschlichen Ausdrücken vorhält. „Es giebt ein wahres Gesetz, welches in der gesunden Vernunft besteht, vollkommen mit der Natur einstimmet, unwandelbar und ewig, und jeder Seele mit unauslöschlichen Zügen eingepräget ist. Dieses Gesetz hält uns durch seine Gebothe zu unsern Pflichten an, und durch seine Verbothe vom Bösen ab. Wider dieses Gesetz kann man nichts einwenden; dagegen hat keine Verjährung und keine Abwürdigung statt. Es bedarf keines Auslegers; es gilt für Rom und für Athen, für itzt und für die Folgezeit. Dieses Gesetz ist einzig, ewig, unabänderlich, umfaßt alle Zeiten und alle Völker; und Gott selbst, der Schöpfer und Herr aller Menschen hat es gegeben, und wie er dessen Uebertretungen, bestrafen, so wird er seine Beobachtung belohnen. Welche dieses Gesetz verletzen, sind ihre selbsteigene Feinde, würdigen in sich die Menschheit herab, und werden sich dadurch die größten Strafen zuziehen; sollten sie auch die andern Plagen nicht erfahren müßen, deren so viele Schriftsteller erwähnen.“

Könn-

*) L. III. de Republ.

Könnte der aufgeklärteste Christ mit größerm Nachdruck von dem göttlichen Gesetze reden? Und doch irrte dieser Mann, fern von der Wahrheit, auf Abwegen herum. Mich dünkt immer diejenigen, welche ohne übernatürliche Kenntnisse die Wahrheit so richtig getroffen haben, seyn für solche Fälle besonders von Gott begeisteret gewesen. Und hätte dieser Mann die einzeln Umstände dieses Gesetzes mit eben der Einsicht abgehandelt, so würde ich ihn nicht bloß für einen Philosophen, sondern für einen wahren Propheten halten.

VIII.

Ungereimte Meynungen der Philosophen über den Ursprung der Gesellschaft.

Die Philosophen haben verschiedene Ursachen ausgedacht, welche die Menschen mochten bewogen haben, sich in Gemeinden zu versammeln, und Städte zu bauen. (B. VI. K. 10.) Einige sagten, die Menschen wären aus der Erde hervorgekommen, und hätten auf den Feldern, und im Walde ein herumschweifendes Leben geführet, wo Blätter und Moos ihr Lager, und eine Felsenkluft ihre Wohnung gewesen wäre, ohne Recht und Gesetz, weil noch alle Sprache mangelte; in welchem Zustande sie oft die Beute wilder Thiere wurden, welche sie zerrissen. Jene, welche waren angefallen oder verwundet worden, oder ihres Gleichen von diesen Thieren hatten zerreißen gesehen, fahren diese Philosohen fort, merkten die Gefahr, wendeten sich an die andern Menschen, und erbathen sich ihren Beystand, da sie ihnen durch Zeichen und Geschrey ihr Verlangen und Bedürfniß entdeckten. Sie gestalteten im Anfange einen und den andern Laut, gaben jeder Sache ihren Namen, und so entwickelten sich allmählig unter den Menschen die rohen Anfangsgründe einer Sprache, um sich wechselseitig ihre Gedanken mitzutheilen. Durch diese Vereinigung sahen sie sich anfangs gegen die Anfälle gefährlicher Thiere gesicheret, und um

auch

auch während der Nacht ohne Furcht ruhen zu können, kamen sie auf den Einfall, Städte zu bauen, um dadurch die nächtlichen Streifereyen der grimmigen Raubthiere ohne andere Waffen, als die Wälle und Mauern zu vereiteln.

Welch ein verächtliches Ungeziefer von Menschen, welche solche Ungereimtheiten ausgehecket haben, und närrisch genug waren, das Andenken ihrer albernen Meynungen auf die Nachkommen fortzupflanzen! Die Menschen, sagen diese Philosophen, entdeckten bey den Thieren den Ruf der Natur, welcher diese Wesen aufforderte, sich zu vereinigen, die Gefahren zu meiden, Behutsamkeit zu gebrauchen, die gelegensten Oerter zu ihrem Aufenthalte zu wählen: und unsere hochweisen Philosophen glaubten, die Menschen würden bey aller ihrer Vernunft ohne das Beyspiel der Thiere nie, was sie zu fliehen oder zu fürchten hätten, gelernet, nie für ihre Sicherheit kluge Maaßregeln genommen, noch jemals sich in eine Gesellschaft zu versammeln, oder eine Sprache zu bilden gewußt haben, wenn nicht die wilden Thiere ihnen die Gefälligkeit erwiesen, und sie aufgefressen hätten.

Andere Philosophen haben diese Einfälle für Träumereyen einer überspannten Einbildung gehalten; (und in Wahrheit, nur ein Mensch im Anfalle eines hitzigen Fiebers kann solch albernes Zeug daher schwatzen) und gesagt, die Menschen seyn in eine Gesellschaft zusammen getreten, weil sie von Natur gesellig, und Feinde des einsiedlerischen Lebens sind. Es ist eben zwischen diesen zwey Lehrgebäuden kein großer Unterschied. Es nimmt zwar jedes seinen besondern Weg, aber am Ende langen sie beyde an Einem und demselbigen Ziele an. Man kann zwar nicht sagen, daß diese Lehrgebäude schlechthin unmöglich sind; weil darinn kein offenbarer Widerspruch obschwebet: doch sind sie beyde falsch. Denn die Menschen sind nicht aus dem Schooß der Erde nach der Art derjenigen hervorge-

vorgekrochen, welche die Dichter aus der Saat der Schlangenzähne wachsen ließen. Diese Vertragmäßige Vereinigung der Menschen nach den philosophischen Lehrgebäuden ist ein Hirngespinst, und keine vernünftige Seele wird sich zu sagen getrauen, daß das Menschengeschlecht jemals, so gar ihre Kindheit nicht ausgenommen, ohne Sprache gewesen sey.

Seht hier die nämlichen Albernheiten, welche Voltaire in seiner Philosophie der Geschichte in dem ernsthaftesten Tone nachgeberhet hat, wie wir in der Widerlegung seiner Irrthümer angemerket haben. Er wußte vermuthlich nicht, daß dieser tolle Einfall schon seit mehr, den fünfzehnhundert Jahren war widerleget worden.

Beschluß.

Was wird wohl ein Mensch empfinden und denken, welcher dieses kleine Werkchen aufmerksam durchgelesen hat? Wird er nicht mit inniger Freude und Bewunderung sehen, wie die göttliche Religion J. C. schon zu ihren ersten Zeiten mit so viel Zierlichkeit und Einsicht dargestellt, erklärt, und entwickelt, mit so viel Stärke und Anschaulichkeit bewiesen, und so sieghaft wider alles vertheidiget wurde, was Unglaube, Freydenkerey, und Ruchlosigkeit in diesem Jahrhunderte wider sie ausgegeiferet hat? Und welch ein Vergnügen, mit so vielen großen Männern bekannt geworden zu seyn, die er vorhin zum Theile nicht einmal dem Namen nach kannte! Itzt wird er bey ihnen eine so erstaunliche Verschiedenheit der Kenntnisse und Fähigkeiten neben den erhabensten Tugenden gewahr, vernimmt aus ihrem Munde die Grundsätze einer bisher unbekannten Philosophie, welche nichts wie die Vernunft hört, die Wahrheit liebt, und die Tugend lehret; welche sich bis zum Himmel, bis zur Gottheit aufschwingt, und der Gottheit so würdig ist! Aber welch ein Erstaunen muß ihn

befallen, wenn er sieht, daß diese durch ihre Klugheit und Tugend berufene Männer Sprößlinge des Heydenthumes, das ist, Glieder einer Gesellschaft waren, wo man sich allen Unordnungen, Lastern und Ausschweifungen ohne Scheu überließ, weil sie durch die Religion, dazu man sich bekennte, durch die Erziehung, welche man genossen, durch die Beyspiele, welche man gesehen, und durch die Grundsätze, welche man gehört hatte, waren eingeführt, gutgeheißen und gleichsam vergötteret worden. Und itzt sieht man das hellschimmernde Licht aus der dichsten Finsterniß, und die reinsten und göttlichsten Gesinnungen aus dem ansteckenden Pfuhl aller Laster hervorkommen.

Wird nicht der Leser, wie einst der heilige Paulus, eine so auffallende Veränderung der größten Männer ihrer Zeiten mit dem Werke der Allmacht Gottes bey der Erschaffung der Welt vergleichen, und mit diesem Apostel ausrufen: Gott, auf dessen Geheiß das Licht aus den Finsternissen entsteht, hat die Herzen dieser außerordentlichen Männer erleuchtet, damit sie andere mit der hellen Wissenschaft Gottes von dem Herrn Jesu erleuchteten*). Mit welcher Wonne wird er endlich einsehen lernen, welches die wahre Philosophie, die wahren Philosophen und jene Lehrmeister sind, welche Gehör und Hochachtung verdienen. Aber was wird er sich von jenem Schlag Leute gedenken, welche sich bey unsern Tagen zu Lehrern des Menschengeschlechtes aufwerfen, durch den Namen eines Philosophen alle ihre Verirrungen gut zu machen hoffen, die Glaubigen verhöhnen, und in der christlichen Gemeinde so schreckliche Verheerungen anrichten? Welch ein himmelweiter Abstand, welch ein grauenvoller Kontrast, wenn man die Einen gegen die andere hält!

In diesen Philosophen der ersten dreyhundert Jahre sieht man Leute, welche, da sie im Mittelpunkte alles Aberglaubens, und aller Ausschweifungen waren gebohren worden,

*) 2. Kor. 4, 6.

den, ihre Augen den Strahlen der Vernunft, und ihr Ohr der Stimme des Gewissens öffneten, das Unglück ihrer Geburt erkannten, mit aufrichtiger Seele die Wahrheit und Tugend suchten, sich ihnen mit einer Art heiliger Schwärmerey ergaben, und mit großem Muthe dem Verderbnisse des Herzens, und dem Aberglauben entsagten, darinn sie durch Geburt und Religion verwickelt waren. Aber was sind die heutigen Philosophen? Leute, welche, da sie sich die erhabene Religion, in der sie gebohren zu werden das Glück hatten, öffentlich abzuschwören nicht getrauen, sie in geheim in der That abschwören, indem sie mit aller ihnen so eigenen Bosheit die göttlichen Wahrheiten, und die himmlischen Grundsätze, welche die ganze Glaubens- und Sittenlehre dieser Religion ausmachen, bestreiten, und es darauf angehen, anstatt ihrer Stoltz und und Ausgelassenheit, so ehedem die Schande des Heydenthumes waren, unter uns wieder einzuführen.

In den Erstern entdecket man große Seelen, welche ihre Talente, ihre Ruhe, ihr Blut und ihr Leben opfern, um sich dem Menschengeschlechte nützlich zu machen, selbes zu erleuchten, und vor seinen Augen die Ungerechtig- und Unanständigkeit, die Gefahren und unseligen Folgen des Götzendienstes, und der heydnischen Religion aufzudecken. Und die zweyten sind Feinde der Gottheit, der Tugend, der Religion, welche zum Unglücke der Menschen ihren Verstand und ihre Talente dazu verwenden, daß sie die Gottheit lästern, die Tugend verhöhnen und verleumden, und die Religion herunter würdigen; bald durch die fälschest- und gehäßigsten Beschuldigungen, welche sie für die ungezweifeltesten Thatsachen verkaufen, bald den Mißbrauch, welchen mächtige Bösewichter von der Religion gemachet haben, bald durch Trugschlüße, dadurch sie ihre Grundfeste, ihre Gewiß- und Wahrheit zu erschüttern suchen.

Die Einen finden nichts erhabeners und schöneres, als die Tugend; sie stellen uns die reitzend- und rühren-

desten Gemälde davon auf, suchen den Geschmack an ihr zu verbreiten, reden davon wie Leute, welche von den Vorzügen der Tugend durchdrungen, entzückt und überzeuget sind; welche ihr Glück fühlen, und es so gern mit andern theilen möchten. Man sieht wohl, daß sie die Sprache des Herzens reden. Sie verhehlen zwar die Mühe nicht, welche die Tugend kostet: aber sie verschwindet, diese Mühe, wenn man höret, mit welch prächtigen Farben sie den Lohn der Tugend schildern, welcher theils in der Ruhe und Heiterkeit des Herzens während dieses Lebens, theils in dem Vergnügen besteht, welches der Tugendhafte in der ewigen Vereinigung mit Gott kosten wird. Nur Männer von ungeheuchelter Tugend können diese Sprache führen.

Die andern benehmen sich, um das Laster auf den Thron zu setzen, eben so, wie der rechtschaffene Mann, wenn er ein Herz für die Tugend gewinnen will. Sie entwerfen Gemälde der Wohllust, des Stolzes, der Ehrsucht, der Begierde, welche nicht reizender und verführerischer seyn könnten; sie lehren auch den Kunstgriff, Gewissen und Vernunft, falls sie etwa ihre Stimme erheben wollten, zum Schweigen zu bringen. Sie sagen, die Leidenschaften seyn das schätzbarste Geschenk der Natur, und was diese räth, sey immer unschuldig; den Leidenschaften habe man die schönen und großen Seelen zu verdanken; Menschen ohne Leidenschaften seyn zu nichts nütze, keines edlen Triebes empfänglich, noch irgend zu einer rühmlichen That aufgelegt. Dieß ist der Unterricht, welchen diese Lobredner des Lasters einer unerfahrnen, feurigen Jugend geben, welche aus Mangel der Ueberlegung so leicht zu verführen ist. Welch ein verdorbenes Herz muß man haben, wenn man sichs zur Ehre rechnet, einen Lehrer des Sittenverderbnisses zu machen?

Da die christlichen Philosophen der Abgötterey den Krieg ankündigten, bedienten sie sich keiner andern Waffen, als die ihnen Vernunft und Wahrheit darbothen. Ihre Vernunftschlüße sind zuweilen ganz einfach, zuwei-

len sehr feurig und gedrängt, nach der verschiedenen Sinnesart der Schriftsteller: aber eine unbezwingbare Stärke bleibt immer ihre auszeichnende Eigenschaft. Die angeführten Thatsachen sind aus den Archiven der Heyden selbst, oder aus ihren berufensten Geschichtschreibern, oder aus den angesehensten alten Philosophen entnommen, oder sie sind von einer so entschiedenen Kundbarkeit, daß sich nichts dagegen einwenden läßt. Weßwegen denn auch die Heyden auf diese Beweise nie anders, als durch Wuth, Raserey und Grausamkeit der Verfolgungen geantwortet haben.

Aber die widerchristlichen Philosophen unseres Jahrhundertes nehmen bey ihrem Federkriege wider die Religion zu Trugschlüßen, zur Verleumdung und Lüge ihre Zuflucht; weil sie diese Waffen allein mit Vortheil zu führen wissen: zu den armseligst und verächtlichsten Trugschlüßen, wie man ihnen schon so oft gewiesen hat; zu Verleumdungen und Lügen, deren Ungrund und Falschheit schon tausendmal ist aufgedecket worden. Sie rächen sich denn auch auf eine ihrer würdige Weise, durch Lästerungen und Grobheiten, womit sie ihre Kritiker überhäufen, welche sie eben so bübisch behandeln, wie sie oft mit Gott und den Heiligen verfahren.

Ich will von dem Unterschiede zwischen diesen zwo Gattungen der Philosophen in Rücksicht des Genies und der Talente nichts sagen. Man kann darüber aus dem urtheilen, was in diesem Werkchen und in andern vorgekommeu ist, welche wir zum Schutze der Religion herausgegeben haben. Aber noch weit gründlich- und sicherer würde das Urtheil ausfallen, wenn man sich an den kleinen Bächen, welche wir gewiesen, und an den kurzen Auszügen nicht begnügte, welche wir vorgelegt haben, sondern bis zur Quelle hingieng, das heißt, sich mit den Werken dieser gelehrten Vertheidiger der Religion selbst bekannt machte. Da würde man von dem glänzendesten Lichte umstralet, mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert, von den göttlichen Gesinnungen ihrer Schriften empor gehoben,

und

und entzündet, sich vollkommen überzeugt finden, daß diese Philosophen der ersten dreyhundert Jahre den ganzen Umfang der Kenntnisse, deren ein menschlicher Verstand fähig ist, mit den reinsten und hellesten Einsichten, welche sich nur im Schooße der Gottheit schöpfen lassen, in sich vereiniget hatten. Und das ist in zweyen Worten das Urtheil, welches wir von ihnen fällen.

Druckfehler.

Seite	Zeile	Anstatt	Lies
1.	6.	Ungläubige	ungläubige
1.	12.	in Folge	in der Folge
2.	6.	sie es bald	sie bald
4.	25. 26.	Sittenlehren,	Sittenlehre,
13.	4.	jenem	jenen
17.	19.	Schonende	schonende
17.	27.	Bobél	Pöbel
19.	4.	ausgezeichnet,	auszeichnete,
19.	12.	zehnhundert	sechszehnhundert
19.	12.	daß ist	das ist
19.	18.	nutze	nütze
19.	20.	Schlimme,	Schlemmer,
20.	24.	Trajanus	Trajans
20.	24.	lebte,	lebte.
21.	28.	heydnische Drackel	heydnischen Drakel
22.	7.	trugen,	trügen,
23.	3.	seinem	seinen
23.	25.	Gemeinen,	Genien,
23.	28.	ihm	ihn
24.	4.	durften und mußten	dürften und müßten
24.	14.	Plotius,	Plotins,
24.	23.	seinem Elendwerke,	seinem Blendwerke,
25.	4.	großen	Großen
25.	16.	berichtigten	berüchtigten
25.	16.	Thians;	Thiane;
26.	4.	herrliche	herrlichen
26.	4.	christliche	christlichen
26.	22.	Christen	Geistern
27.	4.	hänisch	hämisch
28.	9.	Heydenschaft,	Heyden selbst,
28.	10.	geben Plinius	geben. Plinius
28.	16.	Verleumdungen	Verbindungen
28.	17.	Pflüchten	Pflichten
28.	18.	verbinden,	verbänden,
30.	1.	der reizenden Gemälde	des reizenden Gemäldes
30.	2.	welche	welches
31.	15.	Erneuerung	Erinnerung
31.	20.	hätte.	hatte.
32.	16.	vorgeblicher	vorgebliche
35.	16.	sich entsetzen,	Entsetzen,
35.	23.	Buchhelden	Federhelden
36.	25.	als	was
37.	2.	Anfange	Umfange
37.	23.	vergebliche	vorgeblichen
38.	17.	Verachtung,	Betrachtung,
39.	8.	rein,	nein,
40.	14.	Nachtheil	Vortheil
40.	15.	fünden,	fänden,
40.	19.	Diese	Dieses
41.	4.	ein auch	einander
41.	5.	von abentheuerlichen	für abentheuerliche
41.	11.	hänischen	hämischen
41.	21.	Reliquien	Religion
42.	4. 5.	als wahre und	als wären es
42.	19.	wären,	wäre,
42.	25.	Abentheuers	Abentheurers
42.	28.	nie keinen	nie einen
44.	5.	anzugreifen,	anzureihen,
44.	11.	Jnulie,	Julie,
44.	27.	hernimmt.	herumnimmt.
45.	30.	den	der

Seite	Zeile	Anstatt	Lies
46.	6.	daran	deren
46.	20.	ausgeübet	ausgebrütet
46.	28.	es gegeben	es je gegeben
47	7.	wurmelte	wurmete
48.	12.	ein Abentheuer,	einen Abentheurer,
48.	18.	diese Roman	dieser Roman
52.	20.	herumzuschleudern,	herum zu schlendern,
53.	12.	bewilliget	gebilliget
54.	25.	vorbereite,	vorbereitete.
55.	11.	Rede	Seele
58.	13.	antwortete.	antwortet.
60.	12.	Religionen	Religion
63.	23.	Verbrechern	Verbrecher
66.	29.	haben,	hatten,
67.	9.	mehr	sehr
75.	4.	Hinterbeinlein	Hinterbeine
79.	12. 13.	gestimmtes	gestimmte
81.	13.	die schönste	die schönsten
82.	1.	Schnerkel	Schnörkel
87.	24.	nun	nur
89.	25.	anderswo, durch	anderswo, uns durch
90.	4.	deiner	deine
90.	22.	einleuchtensten	einleuchtendesten,
91.	27.	Göttergeburt	Götter Geburt
92.	25.	Zorn	Zorne
97.	19.	durchsieben und durchseihen	Durchsieben und Durchseihen
102.	26.	Quell	Quelle
108.	23.	auffallende	auffallender
111.	17.	über seine Weisheit,	über dessen Weisheit,
112.	7.	Waren	Waare
112.	17.	den	denn
112.	32.	welche	welchen
113.	14.	ängstliche	ängstlichste
113.	28.	zu erkundigen.	erkundigen.
114.	15.	Andere	andere
120.	2. 3.	geheime Absichten	Absichten
120.	32.	kamen	kommen
121.	29. 30.	kirren	kirre
123.	16.	Göttergeburt,	Götter Geburt,
127.	1. 2.	einemmale	Einem Male
129.	17. 18.	überseben. —	übersetzen. —
129.	21.	wichtigste	witzigste
132.	6.	gerade	Gnade
133.	18.	Materien	Materie
133.	32.	gebübelt	gebeutelt
134.	10.	seiner	einer
136.	13.	weise	weis
140.	29.	entsprechen	entstehen
142.	13.	welche	welcher
142.	14.	waren,	wären,
143.	30.	Blumen pflüge,	Blumen pflicke,
143.	37.	troz dringensten	troz den dringendesten
151.	28.	an Wunden	an Wundern
167.	25.	geführet	gerühret
175.	22.	Geheimnisse:	Gleichnisse:
177.	25.	Vikus	Pikus
180.	19.	Verachten	verachten
182.	10.	Alles,	Adels,
208.	30.	so wir bey uns	so bey uns
213.	16.	Gelehrsamkeit	Rechtsgelehrsamkeit
217.	34.	die Ehen	die Ehre
220.	14.	denn	deren
222.	20.	an:	er:
225.	15.	Feine,	Feuer,
226.	31.	der Sterbende	der Sterbenden
226.	35. 36.	Niemanden,	Niemand,
232.	27. 28.	gewonnen	genommen
233.	16.	geheiliget	gebilliget
234.	16.	erwartende	erwartete
234.	31.	offenbaren,	öffnen,
246.	30.	Feiue	Feuer
250.	22.	Geheimniß	Geschweiß

Seite	Zeile	Anstatt	Lies
257.	14.	Schwerrern,	Schwert,
259.	17. 18.	den Modern,	dem Moder,
269.	19. 20.	Amkonermark,	Ankonermark,
272.	3.	(Z. 1.)	(B. 1.) und so sechs Male nacheinander B. oder Buch.
285.	2.	ausspüret.	ausführet.
286.	28.	waren,	wären,
289.	9.	Arten,	Orten,
301.	5. 6.	eine Vergleich	eine ohne Vergleich
303.	23.	vielfältigem Alter	hinfälligem Alter
310.	4.	rühmen	rühren
319.	10.	dichsten	dickesten
320.	32.	bald den	bald durch den

Seit dem Jahre 1783. sind in der Veithischen Buchhandlung neu aus der Presse gekommen.

Bonalii (*Raymundi*) Idea Confessarii juxta doctrinam *S. Francisci Salesii.* 8. 1787.

Braunii (*Placidi*) *Ordinis S. Benedicti,* Notitia historico litteraria de Libris ab Artis typographicæ inventione usque ad Annum 1479. impressis, in Bibliotheca liberi ac imperialis Monasterii ad SS. Udalricum & Afram Augustæ extantibus. 4. *cum VIII. Tabulis.* 1788.

— — *Tomus II.* 4. *cum III. Tabulis.* 1790.

Pisti Alethini, seu MAMACHII, *Ordinis Prædicat.* Epistolæ contra Anonymi Libellum: *Quid est Papa?* 2 *Vol.* 8. 1788.

Veith (*Laurentii*) Dissertatio contra RICHERII *Systema* de ecclesiastica & politica Potestate. 8. 1783.

Veith (*Laurentii*) de gemina Delectatione celesti & terrena relative victrice. 8. 1785.

Veith (*Laurentii*) Scriptura sacra contra incredulos propugnata. *Pars prima.* 8. 1789.

— — *Pars secunda.* 8. 1790.

— — *Pars tertia.* (*Sub Prelo*) 8. 1790.

Veith (*Francisci Antonii*) Bibliotheca Augustana, complectens Notitias varias de Vita & Scriptis Eruditorum, quos Augusta Vindelica Orbi litterato vel dedit, vel aluit. 8. 6 *Vol.* 1785-1790.

Bergier, der durch sich selbst widerlegte Deismus. 8. 2 Bände. 1786.

Brauns (Heinrich) Kern auserlesener Gebethe. 8. 1785.

Brauns (Heinrich) katholisches Kirchenjahr zu Heiligung der Sonn- und Festtage. 8. 2 Theile. 1785.

Brauns (Heinrich) Geschichte und Predigten Jesu, nebst der Apostelgeschichte. 8. 1787.

Cambaceres (königlichen Hofpredigers) sämmtliche Predigten. 8. 3 Bände. 1785.

Cochin kurze Reden, oder vertrauliche Unterrichte über die Evangelien auf alle Sonntage, und die vornehmsten Feste des Jahres. 8. 2 Bände. 1788.

Contrast vieler heutigen Kirchenreformen mit der Schrift und dem Alterthume. Aus dem Italiänischen. 8. 1790.

Erdts

Erdts (Paulin) kurzgefaßte gelehrte Geschichte der Religion, worinn die Denkungsart der wahren und Afterphilosophen von Anfange bis auf unsere Zeiten gründlich vorgestellt wird. 8. 2 Bände. 1784.

Predigtentwürfe (Neubearbeitete) auf alle Sonntage und Feste. 8. 2 Bände. 1790.

Storchenau (Siegmunds von) geistliche Reden auf alle Sonntage des Jahres. 8. 4 Bände. 1786.

Wahre Beschaffenheit des Zwistes, welcher sich zwischen dem apostolischen Nuntius zu Cölln, und den drey geistlichen Churfürsten bey Gelegenheit eines Circularschreibens an die Pfarrer ihrer Diöcesen erhoben hat. Mit mehrern Beylagen. 8. 1788.

Zugaben zur Philosophie der Religion. Fünfter und letzter Band. 8. 1789.

Bayerische Staatsbibliothek München